This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

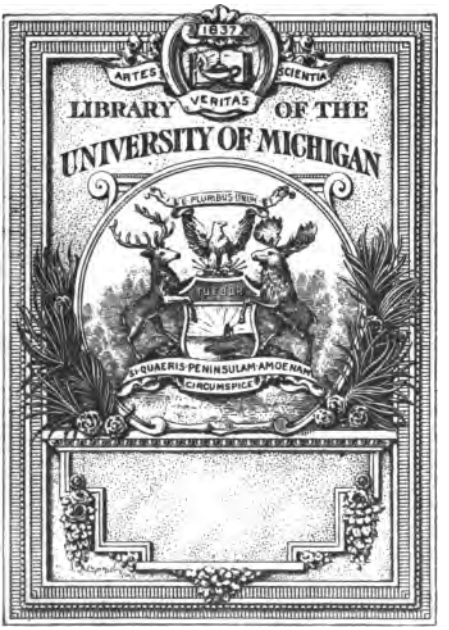
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 926,175



THE GIFT OF

Mrs. Addison Moffat

800
A92a
M5

Auf der Höhe.

Von

Berthold Auerbach.

Erster Band.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

A. Meyer
Bonn S.S. 1873

Auf der Höhe.

Roman in acht Büchern

von

Berthold Auerbach.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1865.

Uebersetzungsrecht vorbehalten. Autorisirt sind in französischer Sprache: A. Lacroix Verboekhoven & Comp. in Brüssel und Paris. In englischer für Amerika: Bayard Taylor. Für England: Dr. Max Schlesinger in London. In holländischer Sprache: Zenobia van Lennep (Bosch & Zoon in Utrecht).

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

In der Schloßkapelle der königlichen Sommerburg wurde Frühmesse gelesen.

Das Schloß, nicht weit von der Residenz, lag an einem mäßigen Berghang mitten im Park. Nach der Morgenseite war der Berg weit hinauf mit Reben bepflanzt und dann bis zur Spitze mit mächtigen Buchen bestanden. Im Parke gediehen Ahorn, Platane und Rüster und breiteten ihr Laub aus neben Tannen und Weimuthskiefern; selbst die Arve war vom Hochlande hieher verpflanzt und zeigte in dichten Nadelbüscheln, daß sie heimisch geworden. Auf Wiesenplanen standen einzelne hohe Fichten, die von unten auf ihr volles Gezweige behalten. Gebüschgruppen von mannigfaltiger Blüthen- und Blätterart boten erfrischende Blicke. Das Auge eines wohlordnenden Künstlers schaute aus der ganzen Anlage.

Die Wege waren sauber, die Blumen trieften im Morgenthau, die Vögel sangen, das frischgemähte Gras duftete, auf dem großen Teiche schwammen Schwäne und fremdländische Enten und wateten bunte Flamingos;

255041

mitten im Teiche schnellte ein Springbrunnen seinen Wasserstrahl hoch empor und plätscherte in Wolkenflocken und Wasserstaub wiederum herab.

Ein klarer, von Erlen und Hängeweiden eingehegter, vielfach überbrückter Waldbach, rauschte vom Berge nieder, strömte in den Teich und floß aus ihm wieder ab in's Thal nach dem Strome, von welchem da und dort durch das Gebüsch eine blinkende Fläche aufblitzte.

An gelegenen Fernsichten und unter Bäumen standen zierliche eiserne Tische, Stühle und Bänke.

Nicht weit von der Kapelle saß ein sorgfältig gekleideter stattlicher Mann; die vollen Haare auf seinem Haupte waren so weiß, wie die Binde, die er um den Hals trug. Mit jugendlich glänzenden blauen Angen schaute er hinein in die weite Landschaft, über die mit Obstbäumen wie mit einem Walde bestandene Thalsohle, über die Vorberge bis zur Spitzenkette des Hochgebirges, dessen Schrofen sich heute scharf von der blauen Luft abhoben. Er legte ein Buch, das er in der Hand hielt, neben sich und sog den Frieden dieser Stunde in vollen Zügen ein.

Das große Thor der Kapelle war offen, brausende Orgeltöne klangen, jetzt schwebte ein Weihrauchwölkchen heraus und verflüchtigte sich schnell in der Morgenluft.

Der stattliche Mann war Leibarzt des Königs. Er war Protestant und darum nicht mit zur Messe gegangen.

Da kam aus der rebenumzogenen Veranda eine schöne Frauengestalt in weitem weißem Gewande; sie hielt den Sonnenschirm aufgespannt und hatte eine einfache

Morgenhaube mit blauem Bande auf dem Kopfe. Das leiſe geröthete helle Antlitz mit dem reichen blonden Haar ſtrahlte von Jugend und Schönheit; ſie erſchien wie der leibhaftige helle Tag.

Der Leibarzt hörte das Rauſchen des Gewandes, ſtand raſch auf und verbeugte ſich.

„Guten Morgen, lieber Geheimrath!“ rief die Dame, der noch zwei andere wenige Schritte hinter ihr folgten; ihre Stimme klang nicht hell, es war etwas darin von jenem zu Herzen ſprechenden Violoncellton, der nicht für laute Freude, um ſo mehr aber zum Ausdruck des Innigſten geſtimmt iſt.

„Ein herrlicher Tag,“ fuhr die Dame fort, „aber doppelt traurig, wenn man ihn im Krankenzimmer verbringen muß. — Wie geht es unſerer Gräfin Brinkenſtein?“

„Majeſtät, die Frau Oberhofmeiſterin darf heute eine Stunde im Freien zubringen.“

„Das freut mich herzlich. Ach, es iſt ſo wunderſam ſchön hier und da ſollte Niemand traurig oder krank ſein.“

„Die Frau Oberhofmeiſterin iſt beſonders glücklich, jetzt, wo ſchöne Pflichten ihrer warten, ſolche nun vollkommen erfüllen zu können.“

„Sprechen wir leiſe,“ ſagte die Königin plötzlich, denn in der Kapelle war die Orgel verſtummt und das Geheimniß der Wandlung ging vor ſich. „Ach, lieber Geheimrath, ich möchte Ihnen etwas anvertrauen.“

Die beiden Damen zogen ſich weiter zurück und die Königin ging mit dem Leibarzt auf dem freien Platz vor der Kapelle auf und ab.

„Vor dem Arzte darf es kein Geheimniß geben,“ sagte der Leibarzt, „Majestät haben ja noch vor Kurzem gesagt, daß Sie mir auch ein Stethoskop zutrauen, um die Bewegungen der Seele zu erlauschen.“

„Ja,“ sagte die Königin, und sie wurde roth bis zu den Stirnhaaren hinauf — „ich dachte auch schon daran, Sie um seelischen Beirath anzusprechen, aber es geht doch nicht; das muß ich mit mir allein erledigen. An den Arzt aber habe ich eine Bitte.

„Majestät befehlen —“

„Nein, das kann ich hier nicht! Ich meine —“

Plötzlich tönte die Glocke von der Kapelle. Der König trat heraus, in einfach bürgerlicher Kleidung, ohne irgend eine Auszeichnung; ihm folgten die Herren und Damen vom Hofe. Die Herren waren Alle in bürgerlicher Kleidung, großentheils in der kleidsamen und modisch verschönerten Gebirgstracht.

Der König, eine mannhaft frische Erscheinung von strammer Haltung, grüßte schon von ferne mit der Hand und ging seiner Gemahlin entgegen; das Gefolge hielt sich wieder im Hintergrund und wechselte leise Morgengrüße. Der König sprach einige Worte mit der Königin, sie lächelte und er neigte sich gleichfalls lächelnd mit jugendlicher Anmuth; dann bot er der Königin den Arm, sie gingen nach dem Pavillon, die Herren und Damen folgten, jetzt fröhlich und ungezwungen mit einander plaudernd.

Eine junge Hofdame von hoher schöner Gestalt, mit braunen Locken und braunen Augen, gesellte sich zum Leibarzt und drückte ihm herzlich die Hand. Sie

trug ein einfaches hellfarbiges Sommerkleid, eine offene lockere Jacke und darunter die bauschige Chemisette; ein mit Stahlknöpfen besetzter naturellfarbener Ledergürtel umspannte die Taille; ihre Bewegungen waren geschmeidig, der Ausdruck ihres Gesichts halb schalkhaft, halb ernst. „Darf man wissen," fragte sie den Leibarzt, „darf man wissen, welch' ein Buch Sie für würdig hielten, an diesem schönen Morgen im Freien gelesen zu werden?"

„Es war würdig gelesen zu werden, wurde aber nicht gelesen," erwiderte der Arzt, und reichte ein kleines Buch hin. Es war Horaz.

„Ach — Lateinisch!" sagte die Hofdame, ihre Stimme hatte etwas Helles und Keckes, wie das Schmettern des Buchfinken. „Lateinisch — das ist also Ihre Messe!"

Der Leibarzt erklärte mit kurzen Worten, wie glücklich die Alten waren, in einem so wenig umfangreichen Buche einen gedrungenen und dauernden Inhalt zu geben. Man trat in den Saal und setzte sich nach Belieben, da es beim Frühstück keine Rangordnung gab. Ueberhaupt war man auf dem Lande, wo man die Uniform abgelegt hatte, auch mancher Beschwerniß der Etikette erledigt.

Nichts Wohlgemutheres, als eine Gesellschaft heiterer und freier Menschen beim Frühstück; die ganze Wundermacht der Schlafesstärkung ist noch in den Menschen; sie waren allein, jetzt sind sie gemeinsam; auf der ganzen Empfindung ruht etwas wie Morgenthau.

Beim Frühstück waren keine Diener zugegen, die

Hofdamen bedienten, und es herrschte ein ungebundener, fast familienhafter Ton. Der Leibarzt trank stets Thee, den er sich auf einer vor ihm aufgestellten Maschine selbst bereitete; die braungelockte Hofdame lud sich heute bei ihm zu Gaste, setzte sich neben ihn und schänkte ihm ein. Zu ihrer Linken saß der Generaladjutant des Königs, der Oberst von Bronnen, fast der einzige, dem man es nicht ansah, daß ihm die Uniform fehlte.

Die Gespräche waren laut, durcheinander — auch die Geister waren in Morgentoilette.

„Ach Gott, heut ist ja Sonntag!“ sagte die braungelockte Hofdame.

Es wurde hell aufgelacht über diese Entdeckung. Die Königin fragte, warum man lache. Der Leibarzt berichtete die Entdeckung der Gräfin Irma von Wildenort. Auch die Königin lächelte.

„Ich dächte, Gräfin Irma,“ rief der König, während er sich eine Cigarre anbrannte, — er allein rauchte im Salon — „ich dächte, bei Ihnen wäre alle Tage Sonntag.“

„Ja, gnädigster Herr, aber nur hier,“ antwortete im lustigsten Tone die Gräfin und schüttelte ihre reichen braunen Locken. „Seitdem ich die Ehre habe, bei Eurer Majestät zu sein, wo alle Tage Kuchen auf der Tafel steht, ist bei mir alle Tage Sonntag; aber im Kloster, da war der Sonntag mit Kuchen angestrichen, und nun muß ich hier den Sonntag immer erst entdecken.“

Der Legationsrath von Schnabelsdorf, erst vor Kurzem aus Spanien zurückgekehrt und auf seine neue

Verwendung wartend, sagte zum Leibarzt, dem er gegenüber saß, daß binnen Kurzem von einem seiner Freunde in Madrid ein interessantes Werk über die Geschichte des Sonntags oder vielmehr des Sabbaths erscheinen werde; er selbst habe auch einige Ideen dazu beigetragen.

Der König, der diese Unterredung gehört, fragte, welches diese Ideen seien, und Schnabelsdorf theilte nun mit, wie die Siebenzahl als Viertheilung des Mondmonates die natürliche und der Sabbath älter sei, als alle positiven Religionen. Er wußte Alles, was er erzählte, mit Citaten zu belegen, und dabei seiner berühmten Freunde zu erwähnen.

Nach der beifällig aufgenommenen Mittheilung des gelehrten Legationsrathes gab es noch viel des leichten Scherzes, bis sich die Königin erhob. Sie winkte dem Leibarzt, der König gab ihr wieder den Arm, und die Drei gingen mit einander durch die Veranda zu einem schönen Sitz, der unter einer Hänge-Esche am Wiesenhang angebracht war.

Es war eine Luft, dies schöne Königspaar zu sehen, so stattlich und groß, und die Königin war doppelt schön, denn in ihr blühte ein doppeltes Leben.

Die Königin setzte sich, neben ihr der König; der Leibarzt, ohne auf Befehl zu warten, rückte sich einen Stuhl zurecht und setzte sich ihnen gegenüber.

„Ja," begann die Königin, „ich muß doch mit Ihnen darüber sprechen, ich muß Ihnen einen Schmerz —"

„Willst Du nicht lieber allein?" fragte der König.

„Nein, Du mußt dabei sein. Ich frage also noch

einmal: soll mir's nicht erlaubt sein, mein Kind, das mir Gott in Gesundheit schenken möge, selbst zu nähren?"

Ein kaum merklicher Augenwink des Königs belehrte den Leibarzt, was er zu antworten habe.

„Majestät," sagte er. „Ich hatte bereits die Ehre, es Ihnen als Aberglauben zu bezeichnen, daß man durch einfache Erfüllung der Mutterpflicht seine Schönheit bewahre. Sie, Majestät, läßt die echt schöne Regung diesen Wunsch aussprechen. Aber die Gewährung ist unmöglich, um Ihretwillen und um des Kindes willen. Die Pflichten einer Fürstin, die Nothwendigkeit der Haltung, der Sammlung, der Repräsentation, die vielerlei Gemüthsbewegungen, gestatten es durchaus nicht. Die höhere Ausbildung erzeugt nothwendig eine Nervosität, die sich dann dem Kinde mittheilt und ihm sein Lebenlang anhaftet."

„Ich bitte, liebe Mathilde," half der König nach, „quäle Dich nicht mehr mit diesem Wunsche. Denke an das Wohl des Prinzen."

„Sprich doch nicht immer von einem Prinzen! Versprich mir, daß Du eben so glücklich sein wirst, wenn es eine Prinzessin —"

„Das kann ich nicht — eben so glücklich? Das kann ich mir nicht befehlen; aber glücklich, von Herzen glücklich, wenn Du und das Kind gesund, das verspreche ich Dir!"

„Gut denn, so mag eine Amme kommen — Ich bin ihr schon jetzt neidisch, daß sie mir so viele gute Blicke und Herzlichkeiten meines Kindes wegnimmt — aber es sei, ich füge mich!"

„Und welches Leid wollteſt du klagen?“

„Es quält mein Gewiſſen, einem andern Kinde ſeine Mutter zu entziehen. Wenn das auch Tauſende ſchon lange thun — wer ein Unrecht begeht, thut es allein für ſich und thut es zum Erſtenmal auf der Welt. Doch ich füge mich. Davon aber gehe ich nicht ab: Nur eine verheirathete brave Frau aus einer ehrbaren Familie darf Nährmutter meines Kindes ſein. Ich hätte keinen Frieden im Gewiſſen, wenn ich einem ohnedieß ſchon verlaſſenen Kinde ſein Einziges noch nähme: die Mutter. Ich frage jetzt nichts nach Welteinrichtungen und feſtgeſetzten Geltungen. Das arme verlaſſene Kind, das in eine feindliche Welt geſetzt iſt, ſoll dem auch noch der einzige Liebesquell entriſſen werden? Nehmen wir aber eine verheirathete rechtſchaffene Frau, ſo entziehen wir auch da noch einem Kinde ſeine Mutter und ſchädigen ein fremdes Leben — es iſt hart, daß Jeder trotz beſſeren Wiſſens Unrecht thun muß. — Doch ich füge mich der Nothwendigkeit. Das Kind aber der Mutter, die wir uns nehmen, ſteht unter dem Schutz der Familie, hat einen Vater, vielleicht eine brave Großmutter und ſorgliche Geſchwiſter; ein Liebesdach ſchirmt das kleine Haupt —“

„Majeſtät!“ rief der Arzt voll Begeiſterung. „Majeſtät, in dieſem Augenblicke wird in tauſend und tauſend Kirchen für Sie gebetet und Millionen Stimmen ſagen Amen!“

„O Gott, welche Pflichten legt das auf! Man ſollte mehr als ein Menſch ſein, um das zu tragen — mich drückt es nieder.“

„Das ſoll es nicht; es muß Sie erheben, Majeſtät! In dieſem Augenblick wird der Hauch von Millionen Lippen zu einer Wolke, die Sie trägt. Das iſt die echte Humanität, wenn der Geſchützte, Behütete und aufrecht Stehende ſich des Ungeſchützten, Unbehüteten und Gefallenen, erbarmt und nicht den Stein der Verwerfung gegen ihn aufhebt. Es iſt ein Natur-Geheimniß, was da übergeht auf das Kind unter dem Herzen. Dieſes Kind muß ein edler ſchöner Menſch ſein, denn ſeine Mutter hat die Reinheit der Menſchenliebe in das ungeborne Kind hineingedacht.“

Der König hatte die Hand ſeiner Frau gefaßt und fragte jetzt:

„Du wußteſt alſo nichts von dem Geſetze? Es iſt nicht nur Hausgeſetz, daß die Prinzen und Prinzeſſinnen unſeres Hauſes in der Reſidenz geboren werden — weshalb wir morgen in die Stadt ziehen — es iſt auch Hofgeſetz, daß nur eine verheirathete Frau Amme eines Prinzen ſein darf.“

„Mein Gott — und da quäle ich mich ſo ſehr! Aber ich will künftig die Hofgeſetze achten, weil auch ſo Schönes darunter.“

„Majeſtät haben es neu geſchaffen aus Ihrer Seele heraus,“ ſchaltet der Leibarzt ein. „Das erſt iſt das freie und heilige Geſetz, das wieder in uns lebendig geworden iſt.“

„Sehr ſchön und wahr,“ ſagte der König — die Cigarre entfiel ihm, er griff an ſich herum und ſagte dann: „Entſchuldigen Sie, liebſter Geheimrath, wollten Sie nicht die Güte haben und Cigarren für uns bringen laſſen?“

Der Arzt ging hinein und jetzt sagte der König:

„Mathilde, ich bitte, war das Alles, was Du auf dem Herzen hattest? Ich sehe Dir seit geraumer Zeit an, daß Du etwas in der Seele trägst —"

„Ja, ich trage etwas in der Seele, aber ich kann Dir nicht eher davon Mittheilung machen, bis es volle Wahrheit geworden; es ist lauter Liebe zu Dir. Frage mich nicht mehr, Du wirst es bald von selbst erfahren."

Als der Leibarzt zurückkam, saß der König allein unter der Esche, die Königin hatte sich zurückgezogen.

„War diese Huldigung eine ärztliche Rücksicht?" fragte der König den Leibarzt, sein Auge war finster.

„Nein Majestät, meine freie Herzensmeinung."

Der König schaute vor sich nieder und schwieg lange; endlich sagte er sich aufrichtend und mit der Hand eine Bewegung machend als werfe er etwas weit weg.

„Ja, also die Königin wünscht zur Amme eine junge Frau aus den Hochlanden, die eine ehrbare Familie hat. Wäre es nicht noch Zeit, daß Sie selbst hinreisten und eine solche auswählen? Stammen Sie nicht auch aus dem Gebirge? Das wäre — doch nein: Sie dürfen jetzt nicht fort. Schicken Sie also den Hofarzt Sixtus, er soll von Dorf zu Dorf reisen und geben Sie ihm die genauesten Instructionen; er kann ja auch mehrere proponiren und Sie wählen dann die Beste aus und die Anderen lohnen wir ab und — doch das machen Sie ganz nach Ihrem Ermessen, aber schicken Sie noch heute den Hofarzt ab."

„Wie Majestät befehlen."

Zweites Capitel.

„Sie sehen ja so strahlend aus!“ sagte die Hofdame Irma, die dem Leibarzt begegnete.

„Es mag wohl sein,“ erwiderte der Leibarzt, „denn ich habe dem Göttlichen, ich habe einer reinen Menschenseele in's Antlitz gesehen — Entschuldigen Sie einen Augenblick!“ unterbrach er sich; er trat in das Nebengebäude und gab dem Telegraphisten den Auftrag, sogleich dem Hofarzt die Meldung zu machen, daß er sich zu einer achttägigen Reise vorbereiten und hierher kommen solle; dann trat er wieder hinaus zu der Hofdame, und erzählte ihr von dem, was vorgegangen.

„Soll ich Ihnen meine Meinung sagen?“ fragte die Gräfin.

„Sie wissen, daß man darauf nie mit Nein antwortet.“

„Nun denn, so muß ich Ihnen sagen: In alten Zeiten war's viel schöner; da wurden die Königskinder auf einer einsamen Pfalz geboren. Still wie ein Geheimniß —“

„Sie sind doch in Allem,“ unterbrach der Arzt, „das echte Kind Ihres Vaters. Mein guter Eberhard war in seinen jungen Jahren auch voll toller Laune, dabei hatte er aber eine Verschämtheit, die oft plötzlich überraschte.“

„Ach erzählen Sie von meinem Vater! Ich weiß so wenig von ihm.“

„Ich ja auch seit vielen Jahren nicht. Sie wissen doch, daß er völlig mit mir gebrochen, weil ich am Hofe

lebe; aber damals, in der Zeit unſerer jugendlichen Schwärmerei —"

„Alſo auch Sie ſchwärmten einmal?"

„Aber nicht ſo ſehr, wie Ihr Vater. Wie ich Sie ſo ſehe, da iſt mir's, als ob ſein Ideal von damals wirklich geworden. Wenn wir — ich war damals ein junger Militärarzt und er ein noch jüngerer Officier — wenn wir damals von der Zukunft und ihren Erfüllungen uns Phantaſiebilder ausmalten, dachte er ſich nie das Ideal einer Geliebten, einer Frau aus; er überſprang die Mittelſtufen und phantaſirte immer nur von dem Ideal eines Kindes und beſonders einer Tochter, wie friſch, wie zart das ſei und unberechenbar zugleich! Wenn ich Sie nun ſo vor mir ſehe, ſein Ideal ſteht vor mir!"

„Alſo mein Vater hatte nur das Ideal eines Kindes?" ſagte Irma nachdenklich und ſchaute dem Arzt voll in die Augen, „und doch ließ er ſeine Kinder unter fremden Leuten aufwachſen, und ich muß mir von ihm erzählen laſſen, ſtatt ſelbſt von ihm zu wiſſen? Aber ich will jetzt nicht von mir reden. Lieber Herr Geheimrath, ich habe eine Ahnung von dem Geheimniß der Königin, ich glaube zu wiſſen, weshalb ſie ſo ſtill und in ſich gekehrt iſt —"

„Mein ſchönes Kind, wenn Sie eine Ahnung haben, und nun gar von einem Geheimniß der Fürſtlichkeiten, ſo rathe ich Ihnen: vertrauen Sie das nicht einmal Ihrem Kiſſen, worauf Sie ruhen."

„Wenn es der Königin aber nützen könnte, daß Sie davon wiſſen? Sie ſollten ihr Führer ſein!"

„Man ist nur Führer dem, der geführt sein will.“

„Ich möchte Sie nur bitten, auf gewisse Symptome ein Auge zu haben. Hat die Königin nichts gesagt, als sie hier draußen vor der Kirche die Messe hörte? Erschrack sie nicht bei einem Tone? Merkten Sie nicht eine gewisse Hinneigung —“

Der Arzt bedeutete mit der Hand, daß Irma nicht weiterreden solle, und setzte hinzu:

„Mein Kind, wollen Sie correct am Hofe leben, so räthseln Sie nicht an Dingen, die man Ihnen nicht auflösen will; vor allem aber lassen Sie sich nichts davon merken —“

„Correct und immer correct!“ neckte Irma, und ihre schönen im Bogen geschnittenen Lippen bewegten sich zitternd.

„Sie sind eine productive Natur, und eine productive Natur gehört nicht an den Hof,“ setzte der Arzt hinzu. „Sie wollen an Stelle der gegebenen Formen Ihre Persönlichkeit setzen; das geht nicht. Sehen Sie,“ fuhr er lebendiger fort, „sehen Sie, dieser Legationsrath Schnabelsdorf verbraucht sich bälder als er glaubt; er bietet immer etwas, bereitet immer etwas zu, kocht und bratet und schmort alle Wissenswürdigkeiten für die Herrschaften, und sein Gedächtniß ist ein ewiges Tischleindeckdich. Geben Sie Acht, ehe ein Jahr vergeht, ist man seiner überdrüssig. Will man gefällig sein und bleiben, so muß man sich erwarten lassen.“

Irma stimmte bei, sie merkte aber wohl die Ablenkung und leitete wieder auf das zurück, was sie sagen wollte.

„Sagen Sie“ — frug sie schalkhaft — „nicht wahr, wenn man einen falschen Tritt thut und sich dabei verletzt, das nennt man ein Uebertreten?“

„Allerdings.“

„Nun denn, so wissen Sie, daß die Königin durch ein Uebertreten in Gefahr ist, sich Schaden zuzufügen, vielleicht unheilbaren —“

„Ich würde vorziehen —“ fiel der Arzt ein.

„Ah, Sie würden vorziehen? Wenn Sie das sagen, haben Sie immer etwas zu tadeln.“

„Errathen. Ich würde vorziehen, wenn Sie der Königin überließen, selber ihre Geheimnisse mitzutheilen. Ich glaubte, Sie seien die Freundin der Königin —“

„Ja, das bin ich.“

„Gut, und da ich heute einmal Ihr Frühprediger bin, so will ich Sie noch vor etwas warnen. Sie sind in Gefahr, eine jener Damen zu werden, die nur Freunde, aber keine Freundin haben.“

„Ist das eine Gefahr?“

„Allerdings. Sie müssen eine Freundin haben, Sie müssen, sonst liegt ein Fehler in Ihrer Natur. Es gibt dem ganzen Wesen eine falsche Richtung, eine unbewußte Ueberhebung oder eine bewußte. Wenn Sie unter den vielen Damen hier nicht eine Freundin gewinnen können, so liegt der Fehler an Ihnen.“

„Aber einen Freund darf ich doch haben? einen Freund, wie Sie?“

„Ich wünsche Ihnen keinen besseren.“

Irma ging still neben dem Arzte her.

Sie kamen wieder auf den Wiesenhang vor dem Schlosse.

„Wissen Sie schon, daß diese Wiese jeden Samstag mit falschem Heu frisirt wird?“ begann Irma.

„Bitte um weniger Esprit und mehr Klarheit.“

„Hu — wie officinell!“ scherzte Irma. „So erfahren Sie denn: die Königin sagte einmal, der Heugeruch sei ihr lieb — und nun läßt der Gartenintendant wenigstens jede Woche einmal hier den Wiesenhang mähen; da aber die eigensinnige Natur nicht so schnell Heu gibt, wird in der Nacht fremdes Heu von irgend einer entlegenen Wiese zum Dörren hierher gebracht — Und da sagt man noch, die Fürsten werden in unseren Tagen nicht mehr betrogen?“

„Ich sehe an der Sache nichts Unrechtes oder Lächerliches. Der Intendant gehört zu Denjenigen, die sich als die Vergnügungsvorsehung der Herrschaften betrachten und —“

„Vergnügungsvorsehung — ein köstliches Wort! Das gebe ich nicht wieder her! Das behalte ich! Und Sie wollen noch behaupten, Sie hätten keinen Witz? Sie Sind ja voll frischer Bosheit! O, Vergnügungsvorsehung!“ Irma lachte von ganzer Seele, und sie war nur schön, wenn sie lachte.

Der Arzt hatte viel zu thun, sie wieder in das Geleise des Gespräches zurückzuführen. Sobald er ernst sein wollte, sah sie ihn immer so schelmisch an und lachte so herzlich, daß er auch lachen mußte. Nur als er ihr endlich sagte, er habe ihr bisher die Kraft

zugetraut, einer Erörterung zu folgen, nicht bloß einen Witzfunken zu haschen, ließ sie sich wieder wie ein Schüler von der Hand des Meisters willig führen und der Arzt verstand es, sie in treuer Folge zum Nachdenken seiner Gedanken zu bringen.

„Gnädige Gräfin" — sagte ein hinzutretender Lakai, ein großer, stattlicher Mann mit starker Habichtsnase und kohlschwarzen Haaren, „gnädige Gräfin, Ihre Majestät die Königin erwarten Sie im Musiksaale."

Irma verabschiedete sich und der Arzt schaute ihr bedeutungsvoll nach. Bald hörte man vom Schlosse her den Berghang hinab und weit ins Thal hinaus die volle metallreiche Stimme der Gräfin Irmengard von Wildenort.

„Auch Eberhard sang einst bezaubernd schön," sagte der Leibarzt und lenkte seine Schritte nach dem Schlosse. Er stutzte aber, da er den Domherrn, der heute die Messe gelesen, ebenfalls in den Musiksaal eintreten sah.

Der Morgen war so schön und lind, die weite Natur so selig in sich; Alles grünt und wächst und gedeiht in seinem Grunde, darin es wurzelt, und die Menschen allein schaffen sich neue Plagen. Wäre es möglich, daß die muthwillige Gräfin recht gesehen? Warum sollte aber die Königin ihren angestammten Glauben verlassen wollen?

Der Leibarzt setzte sich in eine Laube und las seinen Horaz.

Bevor es zur Mittagstafel ging, war der Hofarzt bereits da, und als man sich zur Tafel setzte, fuhr er in einem Hofwagen ab, dem Gebirge zu.

Am Abend — er war mild und sternhell — fuhr

der Hof nach der Reſidenz, denn andern Tages ſollte mit großem militäriſchem Pomp der Grundſtein zum neuen Zeughaus gelegt werden.

Drittes Capitel.

Die Glocken tönten hell und widerhallten von den ſchroffen Bergen, die Schallwellen floſſen hin über den ruhigen Spiegel des weiten grünen Bergſees, drin ſich die bewaldeten Berge und Felſenſpitzen und der Himmel drüber klar nachbildeten.

Aus der einſam ſtehenden Kirche am obern Ende des Sees ſtrömten die Menſchen heraus; die Männer ſetzten die grünen mit Spielhahnfedern gezierten Hüte auf, holten die Tabakspfeifen aus der Taſche und ſchlugen Feuer; die Frauen putzten an ſich herum, rückten an den ſpitzen grünen Hüten, glätteten die Schürzen, knüpften die weitflatternden Enden der ſeidenen Tücher von neuem. Noch hinter den alten Frauen, die die letzten in der Kirche ſind, kam ein ſchönes junges Paar, die Frau hoch gewachſen und umfangreich, der Mann ſchlank und knorrig wie eine Tanne. Man ſah ihm die rauhe Arbeit der Woche an, er war Holzknecht; er ſetzte ſich den Spitzhut, an dem kein Jägerzeichen war, etwas ſchief auf den Kopf, zog die Joppe aus und legte ſie über die Schulter und ſchmunzelnd — das Schmunzeln in dieſem wetterharten Geſicht war gar ſonderbar — ſagte er:

„Siehſt Du, daß es ſo beſſer iſt? So kommſt

Du nicht ins Gedränge.“ Die junge Frau nickte beistimmend.

Eine Gruppe von Frauen und Mädchen schien auf die Letztere gewartet zu haben; eine ältere Frau sagte:

„Walpurga, das hättest nicht thun sollen; jetzt, wo Du nicht weißt, wann Deine Stunde kommt, den weiten Weg zur Kirche gehen, man kann sich auch im Guten versündigen.“

„Das schadet mir nichts,“ entgegnete die junge Frau.

„Und ich habe heute für dich gebetet,“ sagte ein junges, trotzköpfiges Mädchen, das einen frischen Blumenstrauß an der Brust trug. „Wie der Pfarrer das Gebet für die Königin gesprochen hat, daß ihr Gott in der schweren Stunde beistehen möge, da hab' ich gedacht: was geht mich die Königin an? und für die beten auch schon Leut' genug im ganzen Königreich. Ich hab' an Dich gedacht dabei, und hab' Amen Walpurga! gesagt.“

„Stasi, Du hast's gewiß gut gemeint,“ wehrte Walpurga mit treuherziger Stimme ab, aber ich will kein Theil haben an dem. Das darf man nicht; man darf kein Gebet verdrehen.“

„Recht hat sie,“ bestätigte die Alte, „das wär' ja, wie wenn man einen falschen Eid schwört.“

„So soll's meinetwegen nichts gelten!“ rief das trotzköpfige Mädchen.

„Es muß doch was Schönes sein,“ fuhr die Alte fort und faltete die Hände, „eine Königin zu sein. In dieser Stunde wird in allen Kirchen von Millionen

und Millionen Menschen für sie gebetet. So ein König und eine Königin die müssen ganz schlechte Menschen sein, wenn sie nicht brav sind."

Die Alte war die Wehmutter, sie durfte immer sprechen, und Alles hörte ihr geduldig zu. Sie geleitete den Mann und die Frau noch ein Stück Wegs und gab genau an, wo sie in den nächsten Tagen zu jeder Stunde zu treffen sei. Dann ging sie abseits bergan nach ihrem Hause. Auch die anderen Kirchgänger zerstreuten sich nach den einzelnen Gehöften, die Kinder gingen überall voran, die Eltern hinterdrein; dort wanderte noch eine Gruppe Mädchen, sie führten einander am kleinen Finger und hatten sich gar viel zu erzählen — aber nun stoben sie auch auseinander, jedes zu den Seinigen.

Das junge Paar war allein auf der Straße, die Mittagssonne blinkte hell wieder im See.

Es war fast noch eine Stunde Wegs bis zum Hause des jungen Paares. Kaum waren sie einige hundert Schritte mit einander gegangen, als die Frau sagte:

„Hansei, ich mein', ich hätt' die Annamirl nicht fortlassen sollen."

„Ich will ihr schnell nachrennen, ich kann sie noch einholen!" rief der Mann.

„Um Gotteswillen nicht," hielt ihn die Frau an, „dann bin ich ja ganz allein hier auf der Landstraß'. Bleib da, es wird schon vorübergehen."

„Wart' einen Augenblick, halte Dich an dem Baum! So!"

Wie im Fluge rannte der Mann in die Wiese

hinein, holte einen Arm voll Heu, legte es auf den Steinhaufen am Wege und ſetzte ſeine Frau darauf.

„Es wird mir ſchon beſſer,“ ſagte die Frau.

„Sprich jetzt nicht, ruh' Dich aus. O lieber Gott, wenn nur jetzt ein Wagen käme, aber weitum ſieht man keinen Menſchen und kein Vieh. Ruh' Dich nur aus, dann trag' ich Dich heim, Du biſt mir nicht zu ſchwer, ich hab' ſchon ſchwerer getragen.“

„Am hellen Tag willſt mich tragen?“ lachte die Frau, und ſie lachte ſo mit ganzer Seele und ganzem Körper, daß ſie ſich mit der Hand auf den Steinhaufen ſtützen mußte. „Du guter Kerl, ich dank' Dir. Iſt aber nicht nöthig, ich kann ſchon wieder gehen.“ Sie ſtand raſch auf. Das Antlitz des Mannes ſtrahlte von Glück.

„Gottlob! Da kommt wie gewunſchen der Doctor!“ rief er.

Der Arzt aus dem benachbarten Städtchen kam eben um die Ecke gefahren; Hanſei zog den Hut ab und bat ihn, ſeine Frau aufzunehmen. Der Arzt willigte gern ein, aber Walpurga wollte nicht einſteigen. „Ich bin mein Lebenlang noch in keiner Kutſche gefahren,“ wiederholte ſie.

„Man muß Alles zum Erſtenmal probieren!“ lachte der Doctor, und half ihr in die offene Kaleſche; er geſtattete auch dem Mann, daß er aufſteige und ſich auf den Bock ſetze, aber der Mann verneinte entſchieden.

„Ich will nur im Schritt fahren,“ ſagte der Doctor.

Hanſei ging neben dem Wagen her, immer glücklich auf ſeine Frau ſchauend.

„Jetzt noch zweitausend Schritt — jetzt noch tausend — noch so viel und so viel“ — sagte er im Gehen fast laut vor sich hin, und sah mit Dankesblicken auf den Doctor und auf die Kutsche, die so gut ist, daß sie seine Frau einsitzen läßt, und auf das Pferd, das sie so geduldig zieht; er wehrte dem braven Thiere die Bremsen, die es noch plagen wollen.

„Dein Hansei thut dem Pferde Gutes“ sagte drin in der Kutsche der Doctor zur jungen Frau. Sie antwortete keine Silbe, und der Doctor betrachtete mit Wohlgefallen den Mann, den er längst kannte, er war ja Holzknecht im königlichen Forste. Hansei hielt noch immer den Hut in der Hand und wischte sich manchmal mit dem Aermel den Schweiß ab. Er hatte ein gebräuntes, ausdrucksloses Gesicht, und trug keinen Schnurrbart, denn er war nicht Soldat gewesen; von den Schläfen herab rahmte ein zottiger Bart das längliche Gesicht ein, dessen Stirne noch größtentheils von dichten, blonden Haaren bedeckt war; die kurzen Lederhosen zeigten die mächtigen Knie, die mit Zwickeln gestrickten Wadenstrümpfe waren gewiß ein Geschenk der Frau, die schweren, nägelbeschlagenen Schuhe hatten schon manchen Berggang mitgemacht. Der Mann schritt rüstig neben dem Fuhrwerk her, und endlich rief er: „Gottlob, wir sind da!“

Das Häuschen lag am See, von einem Gärtchen umgeben; am Zaun stand eine Alte und rief entgegen: „So? gefahren kommst auch noch?“

„Ja, Mutter!“ antwortete die Frau, und mit tausend Dank verabschiedete sie sich beim Doctor; Hansei

ſtreichelte das Pferd zum Dank, daß es die Frau ſo gut da hergebracht.

„Jetzt geh' ich aber gleich zur Annamirl," ſagte er vor der Thür, „haltet mir was zu Eſſen warm."

„Nein, wir wollen mit einander eſſen, ich hab' auch Hunger" rief die Frau, und legte Geſangbuch, Jacke und Hut ab. Sie war ſchön, ein volles, rundes, hellblühendes Antlitz, das mächtige blonde Zöpfe um die Stirne einrahmten. Sie zwang ſich, zu Tiſche zu ſitzen und aß gemeinſam mit Mann und Mutter. Aber mit dem letzten Biſſen im Munde machte ſich der Mann auf den Weg.

Es war höchſte Zeit, daß die Annamirl kam. Bevor die Hühner ſich aufſetzten, war es da das Sonntagskind, ein ſchreiendes blondköpfiges Mädchen.

Hanſei wußte gar nicht, was er anfangen ſolle vor lauter Freude — er hatte doch eigentlich nicht ordentlich zu Mittag gegeſſen, er hatte die rechte Ruhe nicht gehabt, wie er ſie brauchte, und wie lang iſt's her, daß er gegeſſen hat! Das war ja damals, als er noch nicht Vater eines ſchreienden Kindes war, da liegen ja Stunden dazwiſchen, die ſind jahrelang! Er ſchnitt ſich ein groß Stück Brot ab, aber draußen, wo die Vögel ſo luſtig zwitſcherten, und beſonders die Staare gar ſo zutraulich waren, rief er: „Da, ihr ſollet auch was haben! ihr ſollet auch wiſſen, daß ich Vater bin, und Väter von einem Sonntagskind!" — Er brockelte ihnen alles Weiche vom Brote hin, und die Rinde warf er in den See und rief: „Da, ihr Fiſche, ihr ernährt uns, heute will ich euch nähren!" — Er hätte gern

der ganzen Welt etwas zugut gethan, aber es war nichts mehr da, das etwas von ihm wollte, und er weiß gar nicht, wohin er sich thun soll. Halt! da steht die Leiter am Kirschbaum; er steigt hinauf, bricht Kirschen und ißt sie, und ißt immer fort und vergißt sich ganz, und es ist ihm, wie wenn er sie gar nicht selber esse, sondern jemand Anderem zu essen gäbe, und er weiß gar nicht mehr, wo er ist, und wer er ist, und er meint, er könne zuletzt gar nicht mehr vom Baum herunter, er ist wie auf den Baum verhext. Am Hause vorbei ging die Telegraphenleitung, die Drähte streiften fast den Kirschbaum. Hansei sah den Telegraphen an, als wollte er ihm sagen: Du, sag's der ganzen Welt, ich bin Vater geworden. Er freute sich, daß die Schwalben und Staare so gern auf den Drähten sitzen und nickte ihnen zu: Laßt euch nicht stören, ich thu' Niemand was!

Und so brach er Kirschen, und so schaute er hinaus, wer weiß wie lang.

Da ruft die Großmutter aus dem Fenster: „Hansei, sollst zu Deiner Frau kommen!"

Er ist schnell herunter, und wie er zu ihr eintritt, lacht sie laut auf, denn er hat einen blauschwarzen Mund und ist blau und roth im Gesicht vom Kirschsaft.

„So? Du hast genascht? rief die junge Mutter. „Laß mir auch noch ein paar Kirschen auf dem Baum."

„Ich thue Dir die Leiter in die Stube, daß ich nicht mehr hinaufkann" sagte er, und es gab viel Lachen in dem kleinen Häuschen am See, bis Mond

und Sterne darauf niederblickten. Heute brannte die ganze Nacht Licht im Stübchen; die junge Mutter schlief bald ruhig und glückselig, nur das Sonntagskind gluckste manchmal, ließ sich aber bald wieder beruhigen.

Die Großmutter allein wachte; sie hatte sich nur zum Schein niedergelegt, stand aber bald wieder auf und saß auf einem Schemel an der Wiege des Neugebornen.

Ein glänzender Stern steht über der Hütte. Er flimmert und glitzert, und drin in der Hütte liegt ein Glanz auf dem Antlitz einer Mutter, eine Wonne, so unfaßbar, wie der Glanz am Stern da droben — ein Menschenkind ist Mutter eines Menschenkindes, und Ein Auge wacht und sieht es, es ist das Auge der, aus der dies Leben und das andere daneben hervorgesproßt. In der stillen Luft ist es wie Singen und Klingen aus ewigen Harfen, und in der Stube bis an die Decke ist es, als ob Engelsköpfe überall schwebten und lächelten.

Die alte Großmutter sitzt, das Kinn in die Hand gestützt, und schaut drein; in ihr Antlitz leuchtet der Glanz vom Sterne am Himmel, und zum Stern hinauf leuchtet ihr Auge. Sie ist wie hinausgehoben über die Welt und hält den Athem an; die Glorie des Höchsten hat sich niedergesenkt in die Hütte und umstrahlt das Haupt von Großmutter, Mutter und Kind.

„Mutter, wie glitzerig scheinen die Sterne!“ — sagte die junge Mutter einmal erwachend.

„Und sie scheinen auch, wenn Du die Augen

zumachſt und ſchläfſt. Schlaf nur wieder!“ erwiderte die Großmutter.

Wieder war Alles ſtill, bis der helle Tag erwachte.

Viertes Capitel.

Im offenen Wagen fuhr der junge Hofarzt Sixtus dem Gebirge zu.

Er war ein Mann von gefälligen Weltformen; den jetzigen König, als derſelbe noch Kronprinz war, hatte er auf Reiſen begleitet und in Geſellſchaft der Cavaliere jenen leichten Ton, den er ſich bei einem dreijährigen Aufenthalt in Paris angeeignet, noch bequemer gemacht. Wie die Fürſtlichkeiten über untergebene Perſonen verfügen und den Dienſt in eine Verbindlichkeit verwandeln, ſo geſchieht es auch leicht, daß Hofbeamte wieder mit den ihnen Untergebenen ſchalten. Der Hofarzt hatte ſich einen Lakaien ausgeſucht, den er als einen der Dienſtfertigſten kannte.

„Feuer, Baum!“ ſagte er, der Lakai reichte ihm ſofort eine brennende Lunte vom Bock, wo er neben dem Kutſcher ſaß. Mit leutſeliger Herablaſſung bot Sixtus ſein Etui hin, der Lakai nahm dankend eine Cigarre; die Cigarren des Hofarztes ſind zwar zu ſchwer und treiben ihm den Angſtſchweiß aus, wenn er ſie raucht, aber es iſt eine weiſe Regel, man ſoll eine angebotene Gunſt nicht abweiſen.

Es fuhr ſich bequemlich auf der guten Straße dahin. Auf der nächſten Poſtſtation ſchickte man die Marſtall-

pferde zurück und fuhr nun mit Extrapoſtpferden. Der Hofarzt hatte von dergleichen nichts anzuordnen; Baum wußte und beſorgte Alles.

„Baum, von wo ſind Sie gebürtig?“ fragte der Hofarzt, als man weiterfuhr.

Baum erſchrak, aber er wendete ſich nicht um, er that, als ob er die Frage nicht gehört, er ſchien ſich erſt ruhig faſſen zu müſſen, ehe er antworten konnte; ſein Antlitz zuckte, aber ſchnell wußte er wieder eine beſcheidene und argloſe Miene anzunehmen.

Der Arzt fragte noch einmal: „Baum, wo ſind Sie geboren?“

Ein dienſtwilliges Geſicht wendete ſich ihm zu.

„Ich bin auch aus dem Gebirg, weit dahinten an der Grenze; aber ich bin nie dort daheim geweſen,“ erwiderte der Lakai.

Der Arzt hatte nicht Luſt, weiter nach den Schickſalen Baum's zu fragen; er hatte überhaupt die Worte nur ſo leichthin geſprochen.

Der junge Hofarzt war gegen Baum zuvorkommend, Baum iſt einer der beliebteſten Diener am Hofe, denn er wußte ſtets durch ſein Benehmen auszudrücken, wie ſehr er die hohe Stellung eines Jeden reſpectire.

„Halten Sie ſich immer möglichſt in der Nähe des Telegraphen!“ hatte der Leibarzt dem Wegreiſenden geſagt, „geben Sie jeden Morgen und Abend Nachricht, wo Sie zu treffen ſind, damit Sie ſofort zurückbeordert werden können.“

Als Doctor Sixtus jetzt im Weiterfahren die

Telegraphendrähte betrachtete, die bereits auch hier über alle Berge klettern und durch alle Thäler ziehen, lächelte er vor sich hin. „Ich bin auch nichts als ein fortgeschickter elektrischer Funke, nur weiß mein Meister nicht, wo ich anlange. Aber eigentlich bin ich ein Märchengeist; ich bringe Geld und Ueberfluß in eine unscheinbare Hütte, denn eine reiche Bäuerin bekomm' ich nicht. Wo bist du, edle Nährmutter?"

Der Hofarzt schaute lächelnd in die weite Landschaft, und um ihn spielten und verflogen Bilder aller Art, wie die Rauchwölkchen seiner Cigarre ihn umspielten und in die Luft verflogen.

Es war bereits Nacht, als man einem kleinen Badeort im Gebirge zufuhr.

Der Lakai ging neben dem Postillon bergan zu Fuß; der Hofarzt hatte ihm die Mission mitgetheilt, welche sie auf dieser Reise hatten. Die Beiden hatten schon ganz andere Abenteuer in fernen Ländern mit einander bestanden. Jetzt besprach sich Baum mit dem Postillon über Leben und Sterben in der Gegend, und kam sehr geschickt darauf, sich nach jungen Wöchnerinnen zu erkundigen. Da war er just an den rechten Mann gekommen: die Mutter des Postillons war Hebamme — sie hatte nur den Fehler, daß sie bereits todt war.

Der Doctor im Wagen streckte sich behaglich; er hat nun doch eine Handhabe, wie er die seltsame Sache angreifen konnte: an die Hebammen in den Dörfern muß er sich wenden, man muß ihnen nur nicht sofort sagen, für wen man die Nährmutter sucht, sonst kommt man gar nicht mehr los. Als es wieder zum Auf-

steigen kam, winkte er den Lakai heran und sagte: „Auf der ganzen Reise nennen Sie mich nur „Herr Doctor," weiter nichts!" Der Lakai fragte nicht, warum; das ist nicht seines Amtes. Er forschte aber auch vor sich nicht weiter nach dem Grund; er ist ein Lakai, er thut, was man ihm sagt. „Wer weiter geht, als sein Auftrag, ist unbrauchbar," hat der Kämmerer der Baronin Steigeneck hundertmal gesagt, und was der gesagt hat, ist heiliges Gesetz.

In dem kleinen Badeorte war lustiges Treiben. Die Tafel war eben aufgehoben, man sprach von der heutigen Landpartie und von der morgigen, ein junger Officier in Civil und ein dicker Herr schienen die Lustigmacher in der Gesellschaft, man scherzte, man lachte, und im Hintergrund wurde zu einem verstimmten Clavier gesungen. Die Menschen waren in gewaltsamer Erregung, sie waren in's Gebirge gegangen, um die Langeweile los zu werden, und die meisten fanden sie hier erst recht, denn es ist nur wenig Menschen gegeben, sich von Sonnenaufgang bis Niedergang und dann noch gar bei Sternenschein an der ewigen Natur zu erfreuen.

Der Hofarzt sah sich glücklicherweise hier unerkannt und Baum, der keine Livree, ja nicht einmal Wappenknöpfe trug, ließ sich nicht ausforschen. Der Hofarzt betrachtete sich das Treiben der kleinbürgerlichen Welt mit einem gewissen Schloßgefühle.

In der hiesigen Gegend wollte er sich gar nicht erkundigen, denn die Umgegend war wegen ihrer Kröpfe bekannt.

Am Morgen ging's nach einem kleinen Gebirgsstädtchen. Der Hofarzt wendete sich an den Physicus, reiste mit ihm mehrere Tage umher, fand aber nichts, für das er sich entscheiden konnte; dennoch verzeichnete er einige Namen in sein Taschenbuch.

Der Cavaliersmuth wollte dem Hofarzt bald ausgehen. Er sah in die Hütten des Elends, in so viel Plage und Armseligkeit, daß es als ein Traum erschien, wie Menschen vom gleichen Fleisch und Blut so sorglos in Schlössern leben. Hier draußen ist das Dasein eitel Müh' und Sorge, nichts als ein Arbeiten, um sich am Leben zu erhalten, damit man morgen wieder arbeiten und wieder sorgen kann.

„Nur keine Sentimentalitäten!" rief sich der Arzt zu. „In dieser besten Welt ist es einmal so! Die Menschen sind nichts Anderes als die Thiere. Das Reh im Walde lebt und fragt nicht, wie es dem Vogel geht, und der Vogel kümmert sich nicht um den Frosch, außer wenn es ein Vogel Storch ist, der ihn fressen will! Nur keine Sentimentalitäten! Nur keine Weltbeglückereien!"

Der Hofarzt fuhr im Gebirge umher, sich immer in der Nähe des Telegraphen haltend und jeden Tag zweimal Berichte erstattend. Er verzweifelte am Gelingen seines Auftrages und schrieb seinem Chef, daß er keine verheirathete Frau finde, ledige dagegen vortreffliche; er schlage daher vor, da man doch die Fürstin nicht täuschen dürfe, schnell die Tauglichste mit ihrem Geliebten trauen zu lassen.

In der Gegend des Sees wartete er auf Antwort,

denn hier traf er in dem Physicus einen ehemaligen Studiengenossen.

Das vielfach zerfäbelte Gesicht des wohlbeleibten Physicus strahlte noch von der alten Studentenheiterkeit, die man einst gemeinsam erlebt; es war auch noch jetzt stündlich mit gutem Durst versehen und zu jeder Lustbarkeit aufgelegt; in seinen Manieren war er dabei ziemlich bäuerisch geworden und der Hofarzt sah mit Befriedigung, welch' ein anderes Leben ihm beschieden war.

Doctor Kumpan, das war der Kneipname des Landarztes, betrachtete diese Ausfahrt seines Freundes wie eine alte Studentensuite und fuhr und ritt mit ihm über Berg und Thal zur Ammensuche, wobei sich Kumpan nicht scheute, einen kleinen Umweg zu machen, wenn er wußte, daß man zu einem Wirthshaus kam, wo man seinen Hunger mit einer guten Mahlzeit und was noch wichtiger, seinen Durst mit einem guten Tropfen stillen konnte, — der Tropfen mußten aber viele sein.

„So manche von unseren Institutionen," sagte der Hofarzt einmal, „sind doch auf Unsittlichkeit gegründet, das lehrt auch unsere Ammensuche."

Doctor Kumpan lachte übermäßig und rief:

„Also auch Du, Schniepel?" — das war der Studentenname des Hofarztes — „also auch Du bist ein Volksfreund vom neuesten Gemächte? Ihr Herren mit permanent zugeknöpften Handschuhen, behandelt das Volk viel zu zimperlich. Wir, die wir drunter leben, kennen's ganz anders. Das ist eine Bande von

Schelmen und Dummköpfen, gerade so gut wie oben; der ganze Unterschied ist nur, sie sind ehrlichere Schelme und ehrlichere Dummköpfe. Mit eurer Vorsorge könnt' ihr es nur noch verderben. — Es ist aber gut, daß Waldbäume wachsen ohne künstliche Bespritzung!"

Doctor Kumpan ließ auf diesen Fahrten seinen ganzen derben Humor los.

„Jetzt hab' ich's, was wir suchen!" rief er ein andermal. „Weißt Du, was wir eigentlich suchen? Eine Futteral-Mutter! Eigentlich sollte es Futter-Mutter heißen und ich behaupte: das Wort Futteral ist vom Institut der Ammen hergenommen. Eine Amme ist ein Futteral zur Schonung der rechten Mutter. Wenn Du heimkommst, gieb meine Entdeckung der Akademie! Sie soll mich zum Mitglied machen, ich verdien's dafür. Futteral-Mutter!"

Drei Tage lang zehrte Doctor Kumpan von einem schlechten Witz und auch dieser war ihm ausgiebig genug.

Dem Hofarzt war es unheimlich und fremd in dieser Kameradschaft, und doch mußte er die alte Zutraulichkeit bewahren; er suchte sich daher bald davon zu machen.

Am zweiten Sonntag Morgen wollte er abreisen, da rief Doctor Kumpan plötzlich:

„Ich könnte mir selbst aufbrummen, weil ich so einfältig war. Ich hab' sie, die Mutter Natur, die unbedingt absolute, wie der alte Professor Genitivus, der Sohn des berühmten Vaters, immer gesagt und dabei den Katheder geknufft hat. Komm' mit!"

Und sie fuhren mit einander im offenen Wagen nach dem See.

Fünftes Capitel.

Es war wieder am Sonntag Morgens, da ging es geschäftig her in der Gstadelhütte am See. Gevatter und Gevatterinnen waren da, und als zum erstenmal die Glockenklänge wie unsichtbare, aber laute Wellen über den spiegelglatten See dahinflossen, bewegte sich ein Zug aus dem Hause. Die Großmutter trug das Kind in weichen Kissen, darüber eine weiße Decke gebreitet war; hinterdrein ging stolz der Vater mit einem Blumenstrauß auf der Brust, neben ihm der Gevatter Gemswirth, gefolgt von der Frau Schneiderin Schneck und anderen Frauen. Auch ein blondgelockter Knabe von fünf Jahren, der eine zweizinkige Haselnußgerte in der Hand trug, hatte sich dem Zuge angeschlossen.

„Was thust denn Du da, Waldl?“ fragte Hansei.

Der Knabe gab keine Antwort, die Schneiderin Schneck faßte ihn an der Hand und sagte: „Geh Du nur mit Waldl!“ Zu Hansei gewendet fuhr sie fort: „Vertreib doch das Kind nicht! Das ist ja ein Segen, wenn ein junger Knab' mit zur Taufe geht; da kriegt das Kind bald einen Mann und wer weiß . . .“ Hansei lachte, da jetzt schon an die Heirath seiner Tochter gedacht wird.

Der Zug bewegte sich ruhig weiter die Straße entlang. Noch ein anderes gutes Zeichen kam: eine Schwalbe flog gerade über die Großmutter mit dem Kinde weg; nun aber spannte die Großmutter den großen rothen Regenschirm auf und hielt ihn über sich und das Kind.

Walpurga durfte den weiten Weg zur Kirche noch nicht mitgehen; sie mußte daheim bleiben. Ihr Gespiel, das Mädchen, das am vorigen Sonntag das Gebet für die Königin auf sie gewendet hatte, blieb bei ihr. Walpurga saß im Lehnstuhl der Großmutter und schaute durch das Gitterfenster, wo Nelken, Gelbveigelein und Rosmarin blühten, hinaus auf den See und den blauen Himmel und horchte auf die hallenden Glockentöne.

„Jetzt geht mein Kind zum Erstenmal in die weite Welt und ich bin nicht bei ihm," sagte sie; „so wird's nun, und ich werde einmal in die andere Welt gehen und gar nicht mehr bei ihm sein, und ich meine doch, ich hab's noch immer bei mir."

„Ich weiß gar nicht, warum Du heut so schwergemuth bist," sagte das Gespiel; „wenn man beim Heirathen so wird, dann heirath' ich nie!"

„Geh!" erwiderte Walpurga in kurzem Tone; es war leicht verständlich, was sie damit meinte. Nach einer Weile fuhr sie mit bewegter Stimme fort: „Ich bin nicht schwergemuth. Mir ist nur, als wär' ich mit meinem Kind noch einmal auf die Welt gekommen. Ich weiß nicht, ich bin eine ganz Andere. Schau, mein Lebenlang hab' ich noch nicht so ruhig gelegen, wie diese vielen Tage — so daliegen, gesund sein und nichts thun, nur vor sich hindenken, schlafen, aufwachen, dem Kinde trinken geben, und die Menschen bringen Einem Alles... Ich hab' Dir so viel gedacht und sinnirt, wie wenn ich sieben Jahr lang eine Einsiedlerin im tiefen Wald gewesen wär'; ich mein', ich

könnt' Tag und Nacht davon erzählen und weiß doch nicht... Was iſt denn das?" unterbrach ſie ſich plötzlich, „jetzt eben hat mich's durchzuckt, wie wenn das ganze Haus zitterte."

„Ich ſpür' nichts; aber Du machſt ein Geſicht, daß Einem angſt und bang wird. Wir wollen ſingen, ſing' mit; probir's einmal, ob Du noch unſere beſte Sängerin biſt."

Das Geſpiel ließ nicht ab, bis Walpurga ſang; ſie ſtimmte an und hörte bald wieder auf. Staſi begann ein anderes Lied, aber auch das wollte Walpurga nicht; es war ihr heute keines recht.

„Laß uns lieber ſtill ſein," bat ſie endlich. „Jag' mich nicht in allen Liedern herum. Ich will jetzt gar nichts."

Es läutete zum drittenmale. Die Beiden waren ſtill.

Nach einer Weile ſagte das Geſpiel: „Es iſt doch brav vom Gemswirth, daß er ſein Fuhrwerk hergiebt zum Zurückfahren."

„Still, ich hör' ein Fuhrwerk; das können ſie doch nicht ſchon ſein?"

„Nein, ſo rappelt des Doctors Kaleſche. Dort kommt er ſchon, dort oben bei der Steinlinde; es ſitzt noch ein Herr bei ihm."

„Sprich jetzt nicht mehr, Staſi," ſagte die junge Mutter, „laß die Welt fahren und laufen, wie ſie mag."

Sie ſaß ſtill, den Kopf zurückgelehnt und ſchaute hinein in die ſonnige Welt, die ihr wieder ſo neu war; das Gras im Garten vor dem Hauſe war wie durchleuchtet, der See flimmerte in leiſe ſich verſchlingenden

Lichtern, die Wellen klatschten am Gestade, ein linder Luftstrom trug den Duft von Nelke und Rosmarin auf dem Fensterbrett in die Stube.

Ein Wagen hält vor dem Hause, es wird mit der Peitsche laut geknallt, es nähern sich Schritte, und der lustige Doctor ruft: „Hansei! — Ist Niemand daheim?“

„Nein, es ist Niemand daheim, als die Walpurga und ich!“ rief Stasi zum Fenster hinaus und draußen wurde weidlich gelacht.

Der Doctor Kumpan kam in die Stube; ihm folgte ein Fremder, der plötzlich stehen blieb und starren Auges dreinschaute; unwillkürlich neigte er sich, um sich vor dieser Erscheinung tief zu verbeugen, aber er besann sich schnell und richtete sich nur noch gerader auf.

„Wo ist Vater Hansei, der Vater des Sonntagskindes?“ frug der Doctor.

Die Frau stand auf und sagte, er sei mit dem Kinde und den Gevattern in der Kirche zur Taufe und werde bald wieder heimkommen.

„Bleib nur sitzen!“ rief der Doctor. „Ich will ungebetener Gast zum Taufschmaus sein und hier mein Freund auch; ist auch so ein Menschenvertilger wie ich.“

„Was wünschen die Herren von meinem Mann? Darf ich's nicht wissen?“

„Der Mann schneidet das Brod an, dann giebt er der Frau davon; so ist hier zu Land der Brauch, Walpurga, das weißt Du. Wir haben mit Deinem Herrn und Gemahl ein großes Wort zu reden. Brauchst nicht

zu erſchrecken, es iſt nichts vom Landgericht. Ich ſage Dir nur: Du haſt ein Sonntagskind. Biſt vielleicht ſelber eines?"

„Ja freilich!"

„Gut ſo biſt du doppelt glücklich."

„Ich meine" — begann der Hofarzt — „ich meine, wir könnten mit der Frau ſogleich ſprechen. Sie ſcheint mir geſcheidt und wird gern ihren Mann und ihr Kind glücklich machen."

Walpurga ſchaute wie Hülfe ſuchend um und um.

„Gut denn," ſagte Doctor Kumpan ſich ſetzend, „ſo erlaube mir, zu erzählen. Alſo, Walpurga, paß auf, bleib nur ſitzen und laß dir eine Geſchichte erzählen. Es war einmal ein König und eine Königin, und der König war brav und die Königin war ſchön, und ſie bekamen einen Sohn, der war brav vom Vater und ſchön von der Mutter, — es kann auch eine Tochter ſein, aber lieber ein Sohn. Als der Sohn geboren war, da ſagten ſie zu einem muntern Geiſt im Schloſſe, Doctor Puck genannt: Puck, mein Puck, pack ſchnell und pack dich hinaus in's Gebirge, da ſteht ein ſchön klein Häuschen am Seegeſtad und da drin ſitzt eine ſaubere und ſtarke und brave Mutter, und die ſoll die Doppelmutter ſein vom kleinen Prinzen, der brav iſt vom Vater und ſchön von der Mutter, und die Doppelmutter ſoll haben was ihr Herz begehrt und ſoll ihren Mann und ihr Kind glücklich machen und den König und die Königin und den Prinzen und — jetzt ſchau auf, Walpurga, ſieh den Mann da an, das iſt der dienſtbare Geiſt, genannt Doctor Puck, und

er kommt vom König und der Königin. Haſt Du mich verſtanden, Walpurga?"

Die junge Mutter lehnte den Kopf zurück und ſchloß die Augen. Sie athmete hoch auf und antwortete nicht. — Eben trat Hanſei mit den Gevattersleuten und dem Kinde ein. Die Mutter eilte auf ihr Kind zu, nahm es auf die Arme und rannte mit ihm hinaus in den Garten unter den Kirſchbaum, das Geſpiel eilte ihr nach.

„Was iſt denn das?" fragte Hanſei und ſchaute den Doctor und den Fremden mit zornigem Blicke an.

„Setz' Dich, ſehr ehrenwerther Hanſei, und laß Dir berichten. Gut, daß Sie da ſind, Herr Gemswirth, bleiben Sie in der Stube, Ihr Andern könnt Alle hinausgehen." Ohne Umſtände ſchob Doctor Kumpan die Dorfleute, die neugierig hereingekommen waren, aus der Stube, und fuhr dann, vom Gemswirth eine Priſe nehmend, fort: „Hanſei, wiſſe alſo: dies da, mach' dein Compliment, iſt der Hofarzt, den ſchickt der König, Du ſollſt ihm deine Frau auf ein Jahr leihen."

Faſt hätte der übermüthige Ton des Doctors den Hanſei dahingebracht, daß er ihn ſammt dem Hofherrn zur Thür hinausgeworfen hätte; er reckte ſich ſchon in den Schultern zum Zugreifen.

Der Hofarzt winkte dem Doctor Kumpan und ſetzte auseinander, wie er im Auftrage des Königs über Hanſei habe Erkundigung einziehen müſſen, und da hätten die Leute nicht gewußt, wen ſie mehr loben ſollten, den Hanſei oder die Walpurga. Hanſei

ſchmunzelte. Nun berichtete Sixtus das Verlangen des Königs.

„Danke für die gute Nachred',“ entgegnete Hanſei in wohlgeſetzter Rede, „danke für die gute Meinung vom König; ich kenn' ihn wohl, hab' ihn zweimal über den See gefahren wie er noch ein Burſch war, ein luſtiger, ein Jäger obenraus. Sagen Sie dem König, ich hätt' nicht geglaubt, daß er ſich meiner noch erinnert. Aber meine Frau geb' ich nicht her. Das thu' ich ihr nicht an und mir nicht und vor Allem unſerm Kind nicht.“

Er hatte ſein Leben lang noch nicht ſo viel auf einmal und hinter einander fort geſprochen; jetzt wiſchte er ſich den Schweiß von der Stirne, wendete ſich nach dem Tiſche — er hatte einen wahren Wolfshunger — und da der Kuchen ſchön geſchnitten auf dem Tiſche ſtand, benützte er die Gelegenheit, ergriff ein Stück und rief: „Seht, der Biſſen ſoll mir —“

„Nicht ſchwören!“ fiel der Gemswirth ein und nahm ihm den Kuchen aus der Hand, „nicht ſchwören! Du kannſt ja ohnedies thun, was Du willſt. Es kann Dich Niemand zwingen.“

„Und es will Euch Niemand zwingen,“ fiel der Hofarzt ein. „Iſt's erlaubt, daß ich auch ein Stück von dem Kuchen eſſe?“

„Wol, wol! Nehmen Sie nur! Sie auch, Herr Doctor, und Wein iſt auch da! Ja, Herr Doctor, heut' vor vierzehn Tagen auf der Straße iſt's ſchlimm geweſen.“

Es wurde gegeſſen und getrunken, mit jedem Biſſen und jedem Schluck ward das Geſicht Hanſei's heiterer.

„Ich meine, Sie, Herr Gemswirth, könnten dem Mann die Sache beſſer erklären, als wir," ſagte der Hofarzt.

Der Gemswirth hielt Hanſei ſeine offene Doſe mit den Worten hin:

„Für unſer ganzes Dorf, für unſere ganze Gegend wäre ja das eine Ehre. Denk' nur, Hanſei, der König und der Kronprinz —"

„Es iſt auch möglich, daß es eine Prinzeſſin iſt," ſchaltete der Hofarzt ein.

„So? alſo das Kind iſt noch gar nicht da?" fiel Hanſei ein und lachte; aber durch das Lachen ging doch der Gedanke: halt, da kann man die Sache noch überlegen! Er lachte noch einmal, denn er war bei all' ſeiner Einfalt doch Schelm genug, um ſich vorzunehmen, die Sache gehörig auszunützen: unter tauſend, ja unter zweitauſend Gulden und wer weiß, ob man's nicht auf dreitauſend bringen kann, denkt ſich gar nicht d'ran! — Hanſei wäre in Gedanken gewiß noch auf Hunderttauſend gekommen, wenn nicht der Gemswirth wieder das Wort genommen hätte:

„Hanſei hat ganz Recht, wenn er's nicht zugeben will; rechtſchaffen Recht hat er! Er ſagt nicht Ja und nicht Nein, er ſagt gar nichts, denn da hat die Frau zu entſcheiden; er iſt ein guter Ehmann, er wird ſie zu nichts zwingen! Ja, meine Herren, wenn wir ſchon einfältige Bauersleute ſind, wir wiſſen doch, was ſich ſchickt."

„Brav, daß ihr eure Frau ſo ehrt," beſtätigte der Hofarzt, und der Gemswirth ſchnupfte und fuhr

fort: „Ja wol, gewiß, aber an Verſtand und Einſicht iſt eine Frau, mit Verlaub zu ſagen, doch nur ein halber Menſch. Ich meine, wenn Sie's erlauben, Herr Hofarzt, ich meine, wir reden vorderhand nichts weiter und rufen die Frau; ſie iſt gar ſo viel brav."

In Hanſei's Mienen hätte man eben ſo viel Glück als Unglück, eben ſo viel Stolz als Demuth leſen können.

„Was ſie thut, iſt mir recht!" ſagte er.

Er war ſtolz, ſo eine Frau zu haben, und hatte doch ihren Entſchluß zu fürchten. Aufwärts und abwärts riß er an ſeinen Rockknöpfen, als ob er ſich verſichern müſſe, daß ſie noch alle feſtſitzen. Vom Gemswirth gedrängt ging er endlich in den Garten und rief ſeine Frau, die noch unter dem Kirſchbaum ſaß.

Sechstes Capitel.

Als ſich Walpurga hinausgeflüchtet und ihr Kind geherzt hatte, gab ſie es ſchnell wieder dem Geſpiel auf den Arm.

„Nimm Du es, ich darf ihm jetzt nichts geben. O Du armes Kind, ſie wollen mich Dir wegnehmen. Was haſt Du denn verſchuldet, daß Dir das angethan wird? Und was hab' ich denn gethan? Aber man kann mich ja nicht zwingen! Wer will mich zwingen? Aber warum kommen ſie? Warum gerade zu mir? Komm', Kind, ich bin ruhig, ich bin bei Dir, wir laſſen nicht von einander. Ich bin jetzt ganz ruhig."

Sie legte das Kind an die Bruſt und küßte ihm das Händchen.

So traf ſie Hanſei und er ſagte: „Wenn Ihr miteinander fertig ſeid, dann komm' herein!“

Die Mutter winkte ihrem Manne, ſtill zu ſein und das Kind nicht zu ſtören. Er ſtand eine Weile ſtumm und man hörte nichts, keinen Laut vom Vater, von der Mutter, vom Kind — nur die Staare im Kirſchbaum hörte man, wie ſie ihre Jungen ätzten und ſchnell wie der Wind dahinflogen und wiederkamen. Endlich ſank das Kind vollgeſättigt wieder in die Kiſſen zurück, es bewegte nur noch ſtill die Lippen.

„Komm' herein in die Stube,“ ſagte Hanſei ſo leiſe und lind, wie man gar nicht hätte denken können, daß der ſtarkknochige ſtarke Mann ſprechen könne. „Komm' herein, Walpurga, unhöflich brauchen wir juſt nicht zu ſein, und Böſes iſt's ja nicht, was die Leute wollen, und zwingen können ſie uns nicht und danken können wir ihnen doch! Du kannſt ſonſt immer ſo gut mit fremden Leuten reden; jetzt ſprich Du, und was Du ſagſt und thuſt, iſt mir recht!“

Die Frau übergab das Kind der Großmutter und ging mit ihrem Manne nach dem Hauſe, ſie ſchaute aber mehrmals um und ſtolperte noch an der Thürſchwelle.

In der Stube ging der Hofarzt ihr entgegen und ſagte in zutraulichem Tone:

„Liebe Frau! Ich würde mir's als Sünde anrechnen, Euch zu verleiten, wogegen Euer Herz Einſprache erhebt; aber ich halte es für Pflicht, Euch zu ermahnen, die Sache genau und klar zu überlegen.“

„Ich danke. Nehmt mir's ja recht nicht übel, ich darf das meinem Kind nicht anthun.“ Sie ſah auf ihren Mann und ſetzte ſchnell hinzu: „Und meinem Mann auch nicht. Ich kann mein Kind nicht allein laſſen und meinen Mann auch nicht.“

„Dein Mann und Dein Kind ſind nicht allein, Deine Mutter bleibt ja da,“ ſchaltete der Gemswirth ein. Der Hofarzt aber trat dazwiſchen:

„Ich bitte, unterbrechen Sie die Frau nicht, laſſen Sie ſie allein reden und ihr ganzes Herz ausſprechen. Reden Sie nur weiter, liebe Frau.“

„Ich hab' nichts weiter zu reden, ich weiß nichts mehr. Oder doch, das auch noch: ich hab' mein Lebenlang nicht gedient, außer ſo im Taglohn; in dieſem Häuschen bin ich geboren und da hab' ich gelebt bis jetzt und da iſt mein Mann zu mir kommen. Ich hab' nie gedacht, daß ich je da hinaus ſollte. Und ich kann's auch nicht. Ich habe nie in meinem Leben in einem fremden Bett geſchlafen. Ich ſterbe vor Heimweh, wenn ich fort muß, nach der Stadt und ſo lange, und wovon ſoll mein Kind leben, und wie ſoll mein Mann leben? Das kann der König doch nicht wollen, daß wir Alle vor Kummer ſterben.“

„Ich möchte doch auch etwas ſagen,“ begann Doktor Kumpan mit einem Blick auf den Hofarzt.

„Wegen Deines Kindes? Daran haben wir wohl gedacht. Du möchteſt ja ſchon lang eine Kuh im Stall haben; wir ſchaffen Dir eine friſchmelkige.“

„Die hab' ich!“ fiel der Gemswirth ein und rief einem Knaben zum Fenſter hinaus: „Geh hinauf und

ſag' meinem Knecht, er ſoll die neumelkige Kalbin gleich herunter bringen. Mach! Lauf! Hurtig! Ich hab' ſie eigentlich nicht hergeben wollen," ſagte er zum Hofarzt und wendete ſich von Hanſei weg, denn dieſer wußte ja, daß der Gemswirth das ganze Jahr mit Vieh handelt, mit Kühen und Schweinen, nichts iſt feſt in ſeinem Stall, und jetzt thut er, als ob die Kalbin ein Familienglied wäre. „Es iſt mein beſtes Stück," fuhr er fort, „aber für den König muß man Alles hergeben und für vierzig Kronthaler iſt ſie unter Brüdern im Preis," zu Hanſei gewendet, ſagte er ſchmunzelnd: „Du bekommſt ein ſchönes rundes Kühle, keine leere Haut."

„Wir ſind noch nicht ſo weit, aber wenn die Kalbin dem Hanſei gefällt, kaufe ich ſie euch ab," ſagte der Hofarzt.

„Die Mutter hinaus und eine Kuh herein!" murmelte Walpurga dreinſtarrend.

„Ich hätt's nicht geglaubt, daß Du ſo zimpfer biſt. Was iſt das für ein Gethue? Hell aufjubeln und auf die Kniee fallen und Gott danken ſollteſt Du!" polterte der Gemswirth.

Der Hofarzt begütigte ihn und der Landarzt ſchaltete ein:

„Glück und Geſang duldet keinen Zwang! Wenn die Walpurga nicht mit gutem und entſchloſſenem Herzen gehen mag, ſchauen wir um ein Haus weiter; es finden ſich ſchon noch Andere."

Er ſtand auf und nahm ſeinen Hut. Auch der Hofarzt erhob ſich.

„Bis wann müßte ich denn fort? Und wie lange müßte ich denn fort bleiben?“ fragte die junge Frau.

Der Hofarzt ſetzte ſich wieder und entgegnete:

„Bis wann? Das läßt ſich noch nicht beſtimmen, aber Ihr müßtet jeden Tag bereit ſein.“

„Alſo nicht gleich? nicht jetzt ſchon? und wie lange müßte ich fort bleiben?“

„Beiläufig ein Jahr.“

„Nein, nein! Ich thu's nicht! Gott verzeih' mir's, daß ich nur einen Augenblick daran gedacht hab'.“

„So ſagen wir Euch Lebewohl und möge es Euch und Eurem Kind wohlergehen!“ ſchloß der Hofarzt, die Hand darbietend. Mit bewegter Stimme fügte er hinzu: „Liebe Frau, das Königskind könnte nicht gedeihen, wenn Ihr mit Jammer davongeht und im Herzen immer Kummer habt. Daß es Euch weh thut, iſt in der Ordnung; Ihr wäret keine brave Frau und keine getreue Mutter, wenn Ihr gleich eingewilligt hättet und wer weiß, ob ich Euch dann angenommen. Die Königin will nur eine Frau, die ein rechtſchaffenes Herz hat und einen ehrbaren Mann und eine ſorgliche Großmutter, aber Kränkung und Kummer will ſie Euch nicht anthun. Wenn Ihr alſo nicht fröhlich ſein könnt in der Fremde, wenn Ihr Euch im Herzen nicht daran erquicket, daß Ihr dem Königskind und der König Euch etwas Gutes thut, dann iſt's beſſer, Ihr bleibt daheim und laßt Euch nicht verführen von dem Geld; das Geld darf Euch nicht verführen! Nein, es iſt beſſer, Ihr thut's nicht!“

Er wollte gehen. Aber der Gemswirth hielt ihn auf und ſagte:

„Ich bitte noch um ein Wort, Hör' mich getreu an, Walpurga, und Du auch, Hanſei: Gut, Du ſagſt alſo: Nein, ich geh nicht! Iſt rechtſchaffen, iſt ſchön von Dir; aller Ehren werth. Aber fraget Euch: wie werdet Ihr weiter aushalten, wenn Ihr's ausgeſchlagen? Heute, morgen, vielleicht auch übermorgen werdet Ihr zufrieden ſein, Euch die Hand geben, Euer Kind küſſen und ſagen: Gottlob, wir haben der Verſuchung widerſtanden, ſind bei einander geblieben in unſerer Armuthei und ernähren uns redlich; wir plagen uns lieber ehe wir von einander gehen. Aber übermorgen und über acht Tage — wie dann? Wenn Sorgen kommen und Mangel, oder auch, wir ſind ja Menſchen, ein Unglück, und Ihr wißt Euch nicht zu helfen? Beſinnt Euch! Werdet Ihr nicht ſagen: hätten wir's doch gethan? Werdet Ihr nicht Eins dem Andern ſtill oder laut vorwerfen: Warum haſt Du mir nicht zugeredet? warum haſt Du Dich nicht entſchloſſen? — Ich will Euch nicht überreden, nur vorhalten will ich Euch, was Ihr Alles bedenken und in's Herz faſſen müßt."

Es trat eine Pauſe ein, der Mann betrachtete die Frau und ſenkte den Blick, die Frau betrachtete den Mann und hielt ſich raſch die Hand vor die Augen.

Da knallte eine Peitſche vor dem Hauſe, und eine ſchöne ſchwarzſcheckige junge Kuh ſchrie laut und tief wie aus einer Höhle heraus. Alles ſchrak zuſammen; es war inmitten der Stille wie ein Geſpenſterruf am hellen Mittag.

Der Gemswirth fluchte und ſchalt zum Fenſter

hinaus den Knecht, weil er das Kalb nicht mitgebracht, obgleich es schon an den Metzger verkauft war.

Der Knecht band schnell die Kuh an den Gartenzaun und eilte heim, um das Kalb zu holen. Die Kuh zerrte an dem Seil und schien sich fast erwürgen zu wollen, sie ächzte und brummte daß ihr der Schaum vor dem Maul stand.

„Das ist doch nur ein Thier und seht wie sie's treibt!" rief Walpurga.

Die ganze eindringliche Rede des Gemswirths schien durch den Zwischenfall mit der Kuh verloren. Aber wunderbar faßte sich Walpurga. Sie sagte jetzt schnell, ohne dabei Jemand anzuschauen, als antwortete sie einem Unsichtbaren:

„Ein Mensch kann mehr als ein Thier!" Dann fuhr sie zu ihrem Manne gewendet fort: „Hansei, komm' her, gieb mir Deine Hand! Sag, ist Dir's vom ganzen Herzen recht, was ich thu' und was ich sag'?"

„Du meinst, wenn Du Nein sagst?" erwiderte Hansei mit schwankender Betonung.

„Ich mein's, ob ich Nein oder ob ich Ja sage!"

Hansei konnte nicht reden, aber wenn er hätte reden können, es wären sehr gescheidte, gründliche Gedanken — er schaute immer in seinen Hut, als könnte er da draus die Gedanken ablesen, die ihm durch den Kopf gingen. Dann nahm er sein blaues Tuch heraus und drehte es so fest zusammen, als wolle er einen Ballen daraus machen.

Da Hansei nichts sagte, fuhr Walpurga fort: „Ich kann Dir's nicht auflegen, daß Du entscheidest. Das

kann nur ich allein; ich bin die Mutter von meinem Kind, und ich bin die Frau und ... wenn ich geh — ich muß es können und ich weiß, ich kann's, ich muß Alles niederdrücken, daß ich dem Kind keinen Schaden thu', dem andern — und ... und ... hier meine Hand, Herr, — ich sag' Ja!"

Alle im Zimmer athmeten auf. Hansei spürte, daß ihm etwas in den Augen bitzelte und im Halse drückte. Er führte sich, um dem abzuhelfen, ein frisches Glas Wein und ein mächtig Stück Kuchen zu Gemüthe — Das ist heute ein seltsamer Tag! Wenn nur die Fremden endlich fort wären, daß man was Warmes in den Leib bekäme; der Morgen dauert ewiglang!

Die beiden Aerzte sprachen eifrig mit der jungen Frau, und Walpurga gelobte, sich frei und heiter zu erhalten; was sie einmal übernommen, das führe sie auch durch, Gott werde helfen, ihr Kind zu erhalten, und was sie für des Königs Kind thun könne, das würde sie thun; „was ich einmal übernommen, das führe ich auch getreulich aus, darauf kann man sich verlassen," wiederholte sie oft.

Nun sie sich einmal entschlossen hatte, war eine eigenthümliche Kraft in der Frau. Sie rief ihre Mutter mit dem Kinde herein und berichtete Alles. Das Kind schlief ruhig fort, es wurde in die Wiege in der Kammer gelegt. Die Großmutter nahm den ganzen Vorgang wie eine unabänderliche Bestimmung auf, sie war seit Jahren gewöhnt, daß Walpurga über Alles Entschluß faßte, und hier kam gar noch der Wunsch des Königs dazu.

„Dein Kind wird nicht mutterlos aufgezogen," ſagte ſie, „ich verſteh' es beſſer als du. Wir haben eine Kuh und wir wollen's ſchon pflegen."

Der Gemswirth eilte ſchnell hinaus und brachte die Kuh in den Stall. Damit war der Kauf abgeſchloſſen und ein guter Verdienſt im Trocknen. Er ärgerte ſich heimlich nur, daß er nicht zehn Kronenthaler mehr als Preis genannt hatte. Zwei Kronenthaler Trinkgeld für den Knecht, die ſchlug er ſchon noch heraus, und einen davon kann er füglich einſtecken.

Hanſei, der ſich vorläufig geſtärkt hatte, mußte ſich nun auch als Mann zeigen. Er fragte nach dem Lohn, und er wollte eben ſeine früher gedachte große Summe nennen, als glücklicherweiſe der Gevatter Gemswirth wieder eintrat und ihm darlegte, je weniger man ausmache, umſomehr kriege man; er wolle ihm die Taufgeſchenke allein für fünfhundert Gulden abkaufen; man dürfe mit einem König nichts ausdingen, umſomehr könne er ſchenken.

Walpurga fragte nun, was ſie in die Stadt mitzunehmen habe. Der Hofarzt ſagte, ſie ſolle blos ihren Sonntagsanzug mitnehmen, weiter nichts.

Vor dem Fenſter hatten ſich Viele aus dem Dorfe geſammelt, die von dem Vorfall vernommen hatten, und die Leute, die zur Mittagskirche gehen wollten, blieben auch ſtehen, ſo daß die ganze Straße voll Menſchen war. Es gab viel Lachen, denn Jeder wollte gern ſeine Frau auf ein Jahr dem König borgen.

Drin in der Stube verſprach das Geſpiel, der Großmutter beizuſtehen, und ſie berühmte ſich nicht ohne

Stolz, daß sie gut schreiben könne, sie wolle jeden Sonntag der Walpurga Nachricht geben von Kind, Mann und Mutter.

Das Gespiel brachte die Teller, denn es war höchste Zeit, endlich das Mittagessen einzunehmen. Walpurga sagte, daß sie in den nächsten Tagen Alles noch gut ordnen wolle.

„Was ich meinem Kinde jetzt entziehe," sagte sie, „das kann ich ihm für sein ganzes Leben viel mehr geben."

Als sie des Kindes erwähnte, schrie es in der Kammer laut und sie eilte zu ihm.

Eben wollten sich die beiden Aerzte mit dem Gemswirth entfernen, da tönte ein Posthorn die Straße am See herauf.

Eine Extrapost kam, im offenen Wagen saß der Lakai, den der Hofarzt an der nächsten Telegraphenstation zurückgelassen; er hob einen blauen Brief in der Hand hoch empor. An der Gstadelhütte hielt er an und rief zu den Versammelten laut:

„Schreit Alle Vivat hoch! Vor einer Stunde ist Euch ein Kronprinz geboren worden!"

Alles schrie Hoch und abermals Hoch!

Eine alte Frau, die gebückt ging, sah dem Lakai mit einer scharfen Wendung ins Gesicht, und ihre noch munteren braunen Augen funkelten und blitzten.

„Was ist das für eine Stimme?" sagte die Alte vor sich hin.

Auch in den Mienen des Lakaien zuckte es, aber kaum merklich, als er die Alte sah. „Geht aus dem Weg, Leute," rief er, „daß ich absteigen kann!"

„Zenza (Vinzenza), geh' aus dem Weg! Die alte Zenza ist doch überall vorn d'ran!" riefen die Leute.

Die Alte aber stand starr, wie im Traum versunken, man stieß sie bei Seite und sie verlor ihren Stock, auf den sie sich gestützt hielt. Der Lakai stolperte über den Stock, aber er ging, ohne umzuschauen, in die Gstadelhütte.

Der Hofarzt eilte ihm entgegen, empfing die Depesche und kehrte in die Stube zurück. Walpurga war wieder eingetreten, und er sagte ihr:

„Es ist schneller gekommen, als wir's dachten! Hier erhalte ich die Depesche: Heute um zehn Uhr ist ein Kronprinz geboren worden. Ich soll sogleich mit der Amme nach der Residenz eilen. Jetzt, Walpurga, beweist Eure Stärke! In einer Stunde reisen wir ab."

„Ich bin bereit!" sagte Walpurga mit entschiedenem Tone. Sie fühlte sich aber doch so schwach, daß sie sich schnell niedersetzen mußte.

Siebentes Capitel.

Die beiden Aerzte und der Gemswirth verließen das Haus. Das Gespiel brachte die Suppe und den Braten zum Taufschmaus herein und stellte sie auf den Tisch. Die Großmutter erhob sich und sprach das Gebet, die Andern beteten mit und man setzte sich zu Tische. Walpurga nahm zuerst einen Löffel voll aus der gemeinsamen Schüssel, aber niemand wollte essen. Da füllte sie nochmals ihren Löffel und sagte:

„Hanſei, thu' Deinen Mund auf, ſo, ich will Dir zu eſſen geben, nimm das, und geſegne Dir's Gott! und wie ich Dir hier zu eſſen gebe und es mir beſſer ſchmeckt, als wenn ich's ſelbſt genieße, ſo denk' auch, daß ich in der Fremde keinen Biſſen über die Lippen bringe, den ich nicht lieber Dir und dem Kind geben möchte. Und ich gehe nur fort, damit wir Alle miteinander in Friede und Wohlſtand uns ernähren können; Tag und Nacht ſind meine Gedanken bei Dir und unſerm Kind und bei der Mutter, und ich kehre ja, will's Gott, in Glück und Geſundheit wieder heim! Und denkt doch auch dran, daß mich Gott in der ſchweren Stunde hätte zu ſich nehmen können und Ihr lebenslang ohne mich hättet ſein müſſen. Eine Frau, die ein Kind gebärt, ſteht mit Einem Fuß im Grab — das haſt Du oft geſagt, Mutter. Jetzt geh' ich nur auf ein Jahr fort, und Ihr wißt, ich komme wieder, und ganz ſo, wie ich geweſen bin. Und jetzt iſt's genug! Mach' mir den Abſchied nicht zu ſchwer, Hanſei, hilf mir; Du kannſt mir helfen, und Du thuſt's auch! Du biſt mein Halt und meine Hülfe! Und halt' Dich ordentlich, wenn ich fort bin. Zieh Du nur jetzt Deine guten Hemden Sonntags an, die im blauen Schrank oben links; brauchſt ſie jetzt nicht mehr aufzuſparen. Und jetzt iß ordentlich, und ſo wie Du iſſeſt, ſo eſſ' ich auch. Wir brauchen Kräfte. Morgen früh wirſt Du Dich ſchon drein finden, und ich auch. Jetzt iß! Allemal, wenn Du einen Löffel nimmſt, nehme ich auch einen — ſo — nicht ſo ſchnell! ich komm' ſonſt nicht nach!“ ..... Unter Thränen lächelte ſie und aß.

„Und Du, Mutter,“ begann ſie wieder, „jetzt wirſt nicht mehr ſagen, daß Du uns zur Ueberlaſt biſt! Wenn ich fort bin, nimm Dir die zwei Kiſſen aus meinem Bett, daß Du mit dem Kopf recht hoch liegſt, das thut Dir gut! Wenn wir Dich nicht hätten, da könnt' ich und dürft' ich nicht fort. Verwöhne mir meinen Mann nicht ſo arg! und wenn ich wiederkomm', da richten wir Dir ein Stüble her, drin ſollſt Du leben, wie die erſte Altbäuerin im ganzen Land!“

Die andern Alle ließen ihr das Wort, und als ſie ſagte: „Hanſei, ſprich doch auch was!“ — erwiderte er: „Sprich Du nur noch. Meine Stimme kann ich immer hören, aber die Deine lange Zeit nicht mehr, wer weiß —“

Er wollte eben ein ſchön Stück Braten znm Munde führen, legte aber die Gabel mit dem Braten wieder auf den Teller, er konnte nicht mehr eſſen, und die Andern auch nicht mehr. Die Großmutter ſtand auf und ſprach das Nachgebet.

Die Zeit verfloß raſch. Eine Kutſche kam vor das Häuschen gefahren, der Lakai allein ſaß darin; die Herren wollten nachkommen. Der Lakai ſchloß ſchnell Kameradſchaft mit Hanſei. Die erſte Vermittlung war eine gute Cigarre. Baum beneidete Hanſei um ſein Geſchick, ſolch eine Frau zu haben und ſolch ein Glück zu machen. Hanſei fühlte ſich ſehr geſchmeichelt. Auf Anordnung des Hofarztes wurden einige Bettſtücke in den Wagen gebracht, damit Walpurga recht bequem ſitze und in der Nacht gut warm habe.

„Fahrt Ihr denn die ganze Nacht durch?“ fragte Hanſei.

„O nein, bis Mitternacht ſind wir in der Reſidenz. Es ſind durch den Telegraphen bereits auf allen Stationen Pferde beſtellt, wir fahren vierſpännig.“

„Das ſchnelle Fahren kann aber meiner Frau ſchaden.“

„Da ſei ohne Sorge. Deine Frau wird jetzt gepflegt, wie die Königin ſelber.“

„Wenn ich den Herrn ſo höre und ſehe,“ ſagte Hanſei, und ſchaute Baum ſtarr an, „da weiß ich gar nicht, wie mir iſt.“

„Ja wie denn? Hab' ich ſo was Schreckliches an mir?“

„Behüte! Gar nicht; aber der, den ich meine, das iſt ein nichtsnutziger Burſch geweſen. Nichts für ungut, ich will Dich nicht beleidigen, gewiß nicht. Aber droben die Zenza auf der Windenreuthe — ſie ſteht da am Gartenzaun und ſchaut immer auf uns — die hat Zwillinge gehabt, der eine heißt Thomas, und der andere hat Jangerl geheißen, wie man bei uns ſagt, eigentlich heißt's Wolfgang, und der Jangerl iſt Soldat geworden und iſt in das Amerika hinein, es ſind gewiß ſchon ein Jahrer dreizehn, vierzehn, und Niemand hat wieder etwas von ihm gehört, und ſchau, aber nicht wahr, Du nimmſt mir's nicht übel?“

„Nein, gar nicht, was denn?“

„Ja, der Jangerl, der hat Dir auf's Haar ähnlich geſehen, heißt das, aufs Haar nicht, er hat rothe Haare gehabt und auch kein ſo feines Geſicht; aber

wenn man's überhaupt nimmt wie der Teufel die Bauern," Hanſei lachte ſehr über ſeinen Witz und der Lakai lachte auch, „wenn man's ſo insgemein nimmt, da könnt' man ſagen, daß Ihr einander ähnlich ſeht. Aber nicht wahr, Du nimmſt mir's nicht übel?"

„Gar nicht," ſagte Baum, nahm ſeine Uhr heraus, drückte daran, daß der Deckel aufſprang, es ſchlug gerade Fünf auf dem Kirchthurm, und er ſagte: „Eure Uhr hier geht gradaus um eine Stunde der in der Hauptſtadt nach. Iſt das Dein elterliches Haus?"

„Nein, das Haus hab' ich mit meiner Frau angeheirathet, heißt das, wir ſind noch zweihundert Gulden drauf ſchuldig, aber der Leithofbauer drückt uns nicht."

„Jetzt kann Dir Deine Frau ein ander Haus kaufen, und Du kannſt von Glück ſagen, ſo eine ſchöne Frau zu haben."

„Ja, drum geb' ich ſie eben nicht gern her!" klagte Hanſei. „Nun, Gottlob, das Jahr hat doch nur 365 Tage — freilich, das ſind viele Tage."

„Und Nächte auch!" lachte Baum. Dem armen Hanſei ſchauderte es vor dieſem Menſchen.

„Ja freilich — Nächte auch!" ſagte er, er mußte doch ein höflicher Mann ſein, und auf Alles Red' und Antwort geben.

Unterdeß hatte Walpurga die Mutter und das Geſpiel gebeten, ſie ganz allein mit ihrem Kinde zu laſſen. Drin in der Kammer lag ſie auf den Knien neben der Wiege und bedeckte die Kiſſen mit ihren Thränen. Hier weinte ſie ſich aus. Sie küßte das

Kind, küßte die Decke, küßte das Holz der Wiege, richtete ſich auf und ſagte: „Leb' wohl! Leb' tauſendmal wohl!“ Sie trocknete ſich das Geſicht und wollte gehen, aber die Thüre wurde von außen aufgemacht und die Großmutter kam herein.

„Ich will Dir helfen,“ ſagte ſie, „Du biſt, wenn Du wieder heimkommſt, zweifach glücklich oder zweifach unglücklich und machſt uns auch dazu!“

Dann faßte ſie ihre linke Hand und fuhr im gebieteriſchen Tone fort: „Leg' die rechte Hand auf das Haupt Deines Kindes!“

„Was ſoll das, Mutter?“

„Thu', was ich Dir ſage. Du ſchwörſt auf das Haupt Deines Kindes und in die Hand Deiner Mutter, daß Du brav und rechtſchaffen bleiben willſt, was auch für Verſuchungen über Dich kommen. Denke, Du biſt eine Frau, eine Mutter und eine Tochter! Schwörſt Du das in Deinem Herzen?“

„Ja, Mutter, ſo wahr mir Gott helfe! Aber ſolch' ein Eid iſt nicht nöthig!“

„So!“ ſagte die Mutter, „jetzt gehſt Du dreimal um die Wiege herum, mit abgewendetem Geſicht, ich führe Dich; ſtolpere nicht — ſo, jetzt haſt Du Deinem Kinde das Heimweh genommen und ich will ſchon für Dein Kind ſorgen, verlaß Dich darauf!“

Dann führte die Mutter ihre Tochter in die Stube, reichte ihr den großen Brodlaib hin mit dem Meſſer und ſagte:

„Schneid' noch ein Stück ab! Geſegne Dir's Gott, und da, wo Du angekommen biſt und bleibſt, iſſeſt

Du das Brod von daheim zuerſt, das tödtet die Fremde. So, jetzt leb' wohl!"

Mutter und Tochter ſtanden ſtill und hielten einander an der Hand.

Es war Walpurga wunderbar, daß Hanſei, ihrer vergeſſend, mit dem Lakai im Garten umherging. Jetzt ſtieg er die Leiter hinauf und holte ihm Kirſchen herunter, und dabei rauchte er beſtändig, und dann ging er mit ihm in den Stall, wo die Kuh ſtand.

Die beiden Aerzte kamen, Hanſei mußte in die Stube gerufen werden, denn nur hier, nicht draußen, wo die vielen Menſchen ſtanden, wollte die Frau von ihrem Mann Abſchied nehmen. Der Hofarzt ſteckte Hanſei eine Rolle Kronenthaler in die Taſche, und nun hielt Hanſei die Hand in der Taſche, und wollte ſie gar nicht mehr herausthun.

„Gieb mir Deine Hand, Hanſei!" ſagte Walpurga.

Er ließ die Geldrolle los und gab ihr die Hand.

„Leb' herzlich wohl, Hanſei, und bleib ein braver Mann, ich will auch eine brave Frau bleiben ..... und nun behüt' Euch Gott, Alle beiſammen!"

Sie küßte die Mutter und das Geſpiel, ging durch den Garten nach dem Wagen, ſetzte ſich ein, und ſchaute nicht mehr auf.

Die Kuh im Stall brüllte und jammerte, aber das Jammergeſchrei wurde übertönt, denn jetzt blies auf Geheiß des Lakaien der Poſtillon eine luſtige Fanfare.

Die alte Zenza ſtand während der ganzen Zeit an den Zaun gelehnt, manchmal fuhr ſie ſich mit der Hand über das Geſicht und rieb ſich die Augen, die

so stark glänzten und blitzten. — Als jetzt der Lakai vorüberging, schaute sie ihn wieder starr an und er fragte halb barsch, halb zutraulich:

„Wollt Ihr etwas, altes Mütterchen?“

„Ja, alt bin ich, und ein Mütterchen auch! hi hi hi!“ lachte die Alte und die Umstehenden gaben dem Lakaien zu verstehen, sie sei manchmal nicht ganz recht im Kopf.

„Wollt Ihr was?“ fragte der Lakai wieder.

„Wenn Ihr mir was geben wollt, freilich!“

Der Lakai zog einen großen Beutel aus der Tasche. Der Beutel schwankte in seiner Hand. Er öffnete ihn und faßte ein Goldstück. Aber nein, das kann ihn verrathen — er wühlt lange in dem Gelde, endlich gab er der Alten doch das Goldstück und sagte:

„Das schenkt Euch der König!“

Er stieg auf, schaute nicht mehr um, und der Wagen rollte fort.

Die Leute kamen auf Zenza zu und sagten, sie solle zeigen, was sie bekommen habe; sie hielt aber die Faust krampfhaft geschlossen. Sie gab keine Antwort und ging an ihrem Stocke weiter.

Die Menschen, die ihr begegneten, hörten sie unverständliche Worte vor sich hinsprechen, und dabei sah sie immer auf die Wagenspuren. In der Rechten hatte sie den Stock, die Linke war fest geballt, und darin hielt sie das Goldstück.

Achtes Capitel.

Der Wagen rollte dahin, die Straße am See entlang, und verschwand den Nachschauenden dort um die Ecke an dem Steinhaufen, wo noch das Heu lag, auf dem Walpurga vor vierzehn Tagen gesessen hatte.

Ein schönes schwarzbraunes Mädchen in verwahrlostem halbstädtischem Anzuge, von mächtiger Gestalt und dicken bläulich-schwarzen Flechten auf dem Kopfe, ging am Wagen vorüber, sah staunend auf Walpurga und grüßte erst, als sie vorüber war.

„Das ist die Tochter von der Alten, der Ihr ein Geschenk gegeben habt!“ rief Walpurga dem Lakai auf dem Bocke zu. „Man heißt sie die schwarze Esther. „Die wird ihrer Mutter das Geld abnehmen, wenn sie's nicht vergräbt.“

Baum wendete sich gegen die Sprechende um, schaute sie aber nicht an, sondern sah über den Wagen hinweg dem Mädchen nach, denn es war seine Schwester und er hatte seiner Mutter, die ihn angebettelt, ein Geschenk gegeben und sie verleugnet. Nun saß er, die Arme auf der Brust übereinandergeschränkt, neben dem Postillon; er hatte es nöthig, sich eine Brustwehr anzulegen, denn es war ihm doch, als wenn ihm die Brust zerspringen müßte. Sein ganzes Leben zog an ihm vorüber und er setzte sich oftmals wieder fest, um nicht vom Wagen zu stürzen. Jetzt fährt der Wagen an einem Bäuernhofe vorüber, wo Baum, es sind jetzt volle zwanzig Jahre, auf Geheiß seiner Mutter zum Erstenmal eine Gans gestohlen hat. Die Lücke im Zaun ist zugewachsen,

wo er damals als ſchlanker Burſch auf dem Bauch hineinſchlüpfte.

Baum's Zwillingsbruder Thomas hatte ſich den Wilddieben angeſchloſſen, aber Baum hatte hiezu kein Geſchick und war damals froh, daß er zum Soldaten genommen wurde. Da ſtand er einſt Wache im Innern des Schloſſes. Ein alter Kammerdiener brachte einen Brief von der zu jener Zeit allmächtigen Baronin Steigeneck; er mußte lange warten, unterhielt ſich mit Baum und fand offenbar Wohlgefallen an ihm; er lud ihn in's Palais der Baronin ein, ſie zechten mit einander in der unteren Stube und waren überaus heiter.

„Warum haſt Du rothe Haare?“ fragte ihn der alte Kammerdiener.

„Warum? — Weil ſie ſo gewachſen ſind!“

„Das kann man aber ändern.“

„So? das kann man ändern?“

Der Alte gab Baum ſogleich die nöthige Unterweiſung.

„Und einen andern Namen mußt Du auch annehmen! Rauhenſteiner — das iſt ein viel zu harter Name für die Herrſchaften, der ſpricht ſich nicht leicht, beſonders für diejenigen, die falſche Zähne haben! Beck oder Schulz, oder Hecht oder Baum, ſo einen Namen mußt Du annehmen. Schau, ein Hund heißt auch nicht, er wird nur gerufen, wie es ſeinem Herrn eben recht iſt.“

„Baum — Baum wär' mir ſchon recht.“

„Gut, alſo Baum!“ — Als er an jenem Abend heimkehrte, ſagte er immer vor ſich hin: „Baum,

Baum — das ist leicht und kurz bei einander und dabei kennt mich Niemand!“ Er hatte dem alten Kammerdiener auch geschworen, ewig von seiner Familie getrennt zu bleiben. Das war ihm heute in seinem Heimathsdorfe glücklicherweise wieder eingefallen; er machte sich zwar nichts aus einem Schwur, aber es war bequem, ihn zu halten, und er kam sich dabei sehr brav vor.

Auf Vermittlung des Steigeneck'schen Kammerdieners wurde in seinen Soldatenabschied geschrieben: „Wolfgang Rauhensteiner, genannt Baum;“ später hieß es nur noch Wolfgang Baum und Niemand wußte mehr, daß der Mann je anders geheißen. Er verzichtete gern auf Erbanfälle, die aus dem Namen Rauhensteiner ihm kommen könnten.

Er trat in den Hofdienst und ging mit dem Prinzen zuerst als Reitknecht auf die Universitäten und dann auf Reisen nach Italien. Vorher hatte er sich in seinem Heimathsort seinen Paß zur Auswanderung geholt und sich sofort seine rothen Haare schwarz gefärbt. Im Dorfe galt er für ausgewandert.

Nach der Rückkehr von den Reisen heirathete er die Tochter des Kammerdieners und machte sich nun immer beliebter bei den Herrschaften am Hofe. Er hatte stets ein discretes Benehmen, hustete immer unter der vorgehaltenen linken Hand. Er freute sich seines Namens „Baum,“ er sparte den Herrschaften gern jede Mühe, er hätte wo möglich alle harten Consonanten aus der Sprache entfernt, damit sich die Herrschaften nicht anzustrengen haben.

„Es bleibt dabei," ſagte Baum in ſich hinein auf dem Bocke neben dem Poſtillon und huſtete unter der vorgehaltenen Hand — „es bleibt dabei" — und ſeine Miene war feſt und ruhig, als ob ihn Jemand beobachtete — „ich bin nach Amerika ausgewandert! da wäre ich ja auch todt und verloren für die Meinigen! Was Meinige! nichts als zu Grunde richten könnten ſie mich, ausbeuteln und mir immer auf dem Halſe liegen. Nichts da!" — Er betrachtete die Leute, die auf der Straße gingen, er erkannte viele. „Ach, was für ein erbärmliches Leben führen doch dieſe Menſchen, das ganze Jahr keine Freude und nichts! Zum Sonntag einmal raſirt und angepredigt und nachher geht wieder das alte ſchmutzige Elend an. Wer einmal draußen iſt, wäre ein Narr, wenn er nur noch daran denken könnte, wieder zurückzukehren!"

Während Baum auf dem Bock ſein längſt verſunkenes Leben noch einmal auferweckte, ſaß Walpurga drin im Wagen und ſchluckte gewaltſam die Thränen hinunter; all' ihr Fühlen und Denken war mit fortgenommen wie von einer höheren Gewalt. Sie fügte ſich geduldig.

Sie ſchaute verwundert auf die Bäche, die da und und dort ſo eilig von den Bergen herabkamen und eine Weile mit dem Wege liefen, als wollten ſie auch noch ſehen, was aus der Walpurga geworden. Wenn man raſch über die hölzernen Brücken fuhr, daß es laut polterte und der Bach drunten ſo wild grollte, ballte Walpurga immer zitternd die Fäuſte; ſie athmete erſt wieder frei auf, wenn es drüben den glatten Weg

dahinging. Sie ſchaute hinauf zu den Bergen, zu den Häuſern und Almhütten, ſie kannte ſie alle bei Namen; bald aber ging's doch in fremde Gegend.

An der nächſten Station, wo man die Pferde wechſelte, ſtand eine große müßige Sonntagsgruppe beim Poſthauſe. Die Leute ſahen ſtaunend auf, als eine Bäuerin aus dem vornehmen Wagen ſtieg. Eine Frau, die gegenüber unter einer Linde eben ihr Kind ſäugte, richtete ſich neugierig auf, und das Kind wendete ſich um, Mutter und Kind ſahen mit großen Augen auf Walpurga; ſie nickte ihnen zu, aber ſchwere Tropfen traten ihr ins Auge und es ſchnürte ihr die Kehle zuſammen. In raſchem Galopp ging es wieder von dannen, der Poſtillon blies, die Pferde griffen aus, Walpurga war's, wie wenn ſie durch die Luft fliege.

„Nicht wahr, Walpurga, das geht ſchnell?" rief Baum zu der im Wagen Sitzenden zurück. Walpurga erſchrak, als ſie ihn jetzt anſah; der iſt doch dem Thomas wie aus dem Geſichte geſchnitten.

„Ja, ja!" erwiderte ſie. Der Arzt ſprach wenig mit ihr. Er fühlte die innere Bewegung dieſer Frau und es rührte ihn menſchlich an. Das Stellungsbewußtſein, das er ſonſt ſtark betonte, hielt nicht vor. Die Frau war etwas mehr als ein bloßes Werkzeug, man darf ſchon menſchlich zutraulich gegen ſie ſein; ſie hat ſich gar ſchwer losgelöſt. — Der Hofarzt überlegte, was er mit der Frau ſprechen könnte; endlich fand er's.

„Habt Ihr Euren Doktor gern?" fragte er.

„O, gewiß! Er iſt ein geſpaßiger Mann. Er ſchimpft alle Menſchen aus und macht ſie erbärmlich 'runter,

daneben aber thut er Gutes, wo er nur kann, und Arm und Reich ist ihm gleich, da ist gar kein Unterschied, Tag und Nacht! O das ist ein ganz braver Mensch!"

Der Hofarzt lächelte und fragte weiter:

„Kennt Ihr auch seine Frau? Er hat mir sie gar nicht gezeigt."

„Freilich kenn' ich sie; sie ist ja des Apothekers Hedwig, das sind auch gar brave Leute, und sie ist ein feines, liebes Geschöpf, still und häuslich; sie haben prächtige Kinder, ich glaub' fünf oder sechs; sie hat viel zu thun. Er hätt' Euch schon in sein Haus bringen können, es sieht gar sauber drin aus."

Der Hofarzt freute sich der guten Nachrede über seinen Freund. Er hatte die Gedanken der Frau auf etwas Anderes gelenkt und dabei war's nun gut; jetzt konnte sie selbst sehen, wie sie weiter mit sich fertig wird.

So saß Walpurga allein, dachte zurück und schaute die Dinge wie träumend an. Da sind Felder und Wiesen, da ist wieder ein Dorf, Blumen blühen auf einem Fensterbrett, große Ranken, daran rothe Nelken, hängen herab; solche hast du daheim auch — vorbei! Da drüben ist der Gottesacker, und die schwarzen Kreuze schauen hinein in den hellen Tag und sind halb eingesunken, und im Dorf ist Musik und Tanz, und Tänzer und Tänzerinnen kommen mit glühenden Gesichtern ans Fenster gelaufen. Und weiter geht's an Feldern und Wäldern vorbei, da sind wieder Häuser, da sitzen Menschen so geruhig beisammen und plaudern, und der Postillon bläst. Ein Kind läuft gerade mitten

in die Straße, die Mutter ſpringt ihm nach mit einem Schrei und nimmt's auf und rennt mit ihm davon, der Wagen rollt weiter, Walpurga ſchaut ſich um, ſie weiß, daß die Menſchen dort jetzt Gott danken — und weiter geht's — und da iſt ein Knabe, der läßt eine einſame Kuh graſen am Wegrain. — Hier draußen ſind keine Kirſchen mehr an den Bäumen, in der milden Ebene ſind ſie früher reif. Und da ſind große weite Kornfelder, die wogen wie der See, ſolche gibt's nicht im Gebirge, ſo weit, weit hinaus ... Wie glücklich müſſen die Menſchen ſein, hier in der Ebene, wo man noch Anderes hat, als Waſſer, Wieſe und Wald. Dort im Brachfelde ruht, auf die Seite gelegt, ein Pflug — wie ſchlafend über den Sonntag. Es wird Abend, Lichter blinken auf, überall ſind Menſchen, ſie ſind daheim, und du wirſt fortgenommen — weiter, immer weiter geht's. An der nächſten Poſtſtation ſteigt der Hofarzt nicht aus und Walpurga auch nicht, die Pferde werden ſchnell gewechſelt, ein anderer Poſtillon ſteigt auf, die alten Pferde gehen mit ſchweren Füßen in den Stall, und fort geht's, immer weiter, Walpurga ſieht nichts mehr, ihre Augen ſchließen ſich, ſie hört wie im Traum, daß man wieder ſtillhält und die Pferde wechſelt, und wie Baum dem Poſtillon befiehlt, nicht zu blaſen, denn die Herrſchaft ſchlafe. „Ich nicht!" ſagte der Hofarzt. — „Und ich auch nicht! blaſ' Du nur, Poſtillon!" ſagte Walpurga — „verzeihen Sie, daß ich mich zur Herrſchaft rechne!" ſetzte ſie ſchnell hinzu. Der Poſtillon bläſt und die Sterne glitzern, und wieder geht's durch Dörfer, Fenſter werden

rasch geöffnet, die Menschen haben nicht Zeit, sich zu besinnen, was für ein Wunder vorüberfauſt, es geht im mächtigen schnellen Trab, die Pferde setzen die Beine so richtig im Tact wie gute Dreſcher, und die Welt sieht so wunderlich aus im flüchtigen Schein der beiden Laternen am Wagen, und jetzt — in der Ferne sieht man ein großes Licht — breit — weit — und drüber ein Dampf.

„Die Stadt ist illuminirt!“ ruft Baum in den Wagen hinein, die Pferde eilen schneller und der Postillon bläst lustiger. Man ist in der Residenz.

Die Menschen wogten noch durch die Straßen und jubelten, der Wagen konnte nur langsam vorwärts.

„Das ist die Amme des Kronprinzen!“ hieß es bald, und mit lautem „Hoch! Hoch!“ wurde Walpurga von der übermüthigen Menge begrüßt; sie wußte nicht, was sie thun sollte. Sie verhüllte ihr Gesicht. Endlich fuhr man in den Burgfrieden des Schloßhofes ein.

Neuntes Capitel.

Taumelnd stand Walpurga endlich auf dem Boden; in dem weiten, viereckigen, innern Schloßhof. Da sind Thüren, große Fenster, breite Freitreppen, Wappen mit wilden Männern und wilden Thieren und Alles sieht so wundersam aus in der Beleuchtung der Gaslampen, hier hell, dort dunkel und geheimnißvoll. — Träumerisch in sich versunken starrte Walpurga drein. Alte Märchen tauchten in ihrer Erinnerung auf, wie eine junge

Mutter in der Nacht in die unterirdiſche Höhle zu den Berggeiſtern geholt wird, um verzaubert da zu bleiben und ein Neugeborenes zu nähren.

Aber jetzt erwachte ſie. Aus der Schloßwache, wo die Flinten in zwei langen Reihen aufgeſtellt ſind und ein Soldat auf- und abgeht, ertönt ein Lied aus ihrer Heimath und helle Jodler hinterdrein.

„Der Herr Schloßhauptmann haben den Soldaten Wein geſchickt," ſagte ein junger Mann in Livree, der die Pferde ausſpannen half, zu dem Lakai Baum, „heut' betrinkt ſich die ganze Stadt!"

Walpurga hätte gern geſagt, man ſolle die Soldaten nicht ſo laut ſingen laſſen, weil droben eine junge Wöchnerin liegt und ſchlafen ſoll. Sie hatte keine Ahnung von dem weiten Umfang des Schloſſes. Sie ſollte ihn bald kennen lernen.

„Komm mit!" ſagte der Hofarzt, „ich will Dich zur Oberſthofmeiſterin bringen. Sei nur unverzagt, es wird Dich Jedermann herzlich willkommen heißen!"

„Ich will nur meine Kiſſen mitnehmen," erwiderte Walpurga.

„Laß das nur, Baum wird die Sachen ſchon nachbringen."

Walpurga folgte dem Hofarzt. Sie gingen eine hellerleuchtete, mit Blumen beſetzte Treppe hinauf und Walpurga ſchämte ſich ſchon im voraus, ſo mit leeren Händen zu kommen, als ob ſie gar nichts beſitze, nicht einmal ein Päckchen in der Hand. So arm bin ich doch nicht — ſagte ſie faſt laut.

Sie kamen auf den großen Corridor. Alles war

erleuchtet und mit Blumen besetzt. Menschen in Uniformen gingen hin und her, aber man hörte auf den Teppichen keinen Tritt. Die Niederbedienſteten blieben ſtehen und ließen die Beiden vorüber. Endlich hielt man vor einer Thüre. Der Hofarzt ſagte dem hier wachhaltenden Diener:

„Melden Sie den Hofarzt Sixtus bei Ihrer Excellenz, und ſagen Sie, ich bringe die Amme!“

„Die Amme“ hörte ſich Walpurga zum Erſtenmal nennen, und ſie wurde „gebracht.“ Sie kam ſich aufs Neue wie verzaubert, aber noch mehr wie verkauft vor. Aber ſie faßte ſich ein Herz, und plötzlich war's ihr, als ſäße ſie, wie ſo oft, im Kahne auf dem See; ſie führt die beiden Ruder mit ihren ſtarken Armen, der Wind bläſt ihr entgegen und will ſie nicht weiterlaſſen, die Wellen klatſchen und ſtürmen, aber ſie iſt ſtark, ſie ſetzt feſt ein, ſie überwindet Wellen und Wind. — Sie ſtrammte beide Arme und ballte beide Fäuſte, als müßte ſie die Ruder feſter faſſen.

Der Diener, der hineingegangen war, kam bald wieder heraus und hielt die Thür offen. Sixtus und Walpurga traten in ein großes hellerleuchtetes Zimmer. In einem Lehnſtuhl am Tiſche ſaß eine große hagere Frau, in ſchwarzen Atlas gekleidet. Sie erhob ſich ein wenig von ihrem Sitze, ſetzte ſich aber ſofort wieder.

Die Oberhofmeiſterin hatte heute ihren großen Tag, denn es iſt kein Geringes, Oberhofmeiſterin bei der Geburt eines Kronprinzen zu ſein. In der großen Staatsaction, die heute aufgenommen wurde, war ihr Name mit feſter Schrift zu leſen für ewige Zeiten.

Die Oberhofmeisterin, die auch streng gegen sich selbst war, durfte heute mit sich zufrieden sein; sie hatte in aller Unruhe des ganzen Hofes und der Stadt ihre Haltung bewahrt und dem ganzen Hofe Haltung gegeben, zumal dem König, der sich auffallend schwach und aufgeregt gezeigt hatte.

Nun ruhte sie, wie nach einer schön vollbrachten That. Eine Aergerlichkeit stand noch in ihrer Seele, aber sie bezwang sie, denn sie hatte einen festen Entschluß; sie wußte immer was sie wollte, denn sie wußte was man soll.

Es war eigentlich unerhört, daß nicht bereits eine Amme bestimmt war. Es hatten sich viele gemeldet, ja sogar mehrere von Familie, das heißt von Adel, die an niedere Bedienstete verheirathet waren. Die Oberhofmeisterin fand eine übertriebene Delicatesse — so darf man einen Fehler der Fürsten doch nennen — darin, daß die Königin gerade eine Amme aus dem niedern Volke, aus dem Bauernstande wollte. Die Erhalterin des guten Tones war daher entschlossen gewesen, mit einem entschiedenen Machtgebote einer ihrer Erwählten die Stelle zu geben, als das Telegramm des Hofarztes kam, der das Ideal einer Bäuerin gefunden haben wollte. Der Mißmuth gegen das Verfahren der Königin wendete sich nun im voraus gegen die noch unbekannte Bäuerin, die gewiß manche Unzuträglichkeiten ins Schloß brachte. Indeß, wozu hat man feste Normen und Dressuren? Mit folgerichtigen Maßnahmen wird sich Alles geben.

Als nun die Bäuerin gemeldet wurde, richtete sich

die Oberhofmeisterin auf und ein edler Gedanke verschönte mild ihr strenges Antlitz: Das arme Weib aus dem Volke soll nicht darunter leiden, daß die Königin diese neumodische Phantasie für das Volk hat, das man dadurch nur unglücklich und unzufrieden macht.

Der Hofarzt stellte Walpurga vor und rühmte sie, daß sie die Augen niederschlug. In französischer Sprache setzte er dann hinzu, wie viel Kunst es erfordert habe, die schönste und ehrbarste Frau des ganzen Gebirges zu gewinnen. Ebenfalls in französischer Sprache lobte die Oberhofmeisterin den Arzt für sein glückliches Gelingen und sprach mit großer Kennerschaft über die kräftige Erscheinung der Walpurga. Am Schlusse aber fragte sie, immer in französischer Sprache:

„Hat sie auch gesunde Zähne?"

Der Hofarzt wendete sich an Walpurga:

„Die gnädige Frau meinen, Du könntest gar nicht lachen."

Walpurga lächelte und die Oberhofmeisterin lobte die tadellose Denture. Dann drückte sie auf eine Klingel, die auf dem Tische stand; sofort erschien ein Lakai und die Oberhofmeisterin sagte:

„Melden Sie dem Herrn Geheimrath Gunther, daß die Amme Seiner königlichen Hoheit angekommen ist und ich ihn hier erwarte."

Der Lakai ging. Die Oberhofmeisterin drückte jetzt zweimal auf die Klingel; eine große Dame vorgerückten Alters, mit zwei langen Locken wie Hobelspäne hüben und drüben, erschien und verbeugte sich so tief, daß

Walpurga glaubte, sie wolle sich geradezu auf den Boden setzen.

„Kommen Sie näher, liebe Kramer," winkte die Oberhofmeisterin. „Hier ist die Amme Seiner königlichen Hoheit, die Ihrer speciellen Aufsicht empfohlen ist. Nehmen Sie sie jetzt mit in Ihre Stube und lassen Sie ihr etwas zu essen geben. Was soll sie essen, Herr Hofarzt?"

„Eine gute Bouillonsuppe, weiter nichts."

„Geh' mit dem Fräulein," befahl die Oberhofmeisterin, zu Walpurga gewendet, und blickte sie dabei sehr huldreich an, „sage ihr immer, was Du wünschest, liebes Kind! Geh' mit Gott!"

Das Fräulein mit den Hobelspänen reichte Walpurga die Hand und sagte: „Kommen Sie mit, meine Gute!"

Walpurga nickte dankend. So ist doch hier noch ein Mensch, der ihr die Hand reicht und Deutsch mit ihr spricht, und gute Worte haben sie auch, die Alte hat sie „liebes Kind" genannt und die Mamsell sogar „meine Gute." Bei dem Französischsprechen kam sie sich wie verrathen vor, denn sie fühlte wol, daß da von ihr die Rede war. Sie ging nun, von Mamsell Kramer geleitet, in das zweitnächste Zimmer.

„Nun seien Sie mir herzlich willkommen," sagte das Fräulein und ihr nicht schönes Gesicht wurde plötzlich anmuthsvoll — „geben Sie mir beide Hände. Wir wollen gute Freundschaft mit einander halten, wir werden jetzt immer bei einander sein, Tag und Nacht. Man nennt mich die Castellanin."

„Und ich heiße Walpurga.“

„Ein schöner Name! Ich glaube, daß Sie ihn behalten werden.“

„Meinen Namen behalten? Wer kann mir ihn denn nehmen? So bin ich getauft, und so werde ich gerufen von Kindheit an.“

„Ereifern Sie sich nicht, gute Walpurga,“ bat die Castellanin innig, „ja, seien Sie recht ruhig!“ setzte sie hinzu, „und wenn Ihnen etwas nicht recht ist, sagen Sie mir's nur frei heraus, ich will's dann besser machen. Sie sollen zufrieden und glücklich sein. Jetzt aber setzen Sie sich hier auf den Lehnstuhl, oder wollen Sie sich lieber auf das Sopha legen und ein wenig ausruhen? Thun Sie ganz wie zu Hause.“

„Ich sitze da schon gut,“ sagte Walpurga und setzte sich in den großen weiten Lehnstuhl. Sie hielt die Hände auf den Knieen ineinandergefaltet. Mamsell Kramer befahl nun einem Dienstmädchen sofort aus der Küche eine gute Bouillon mit etwas Weißbrod für die kronprinzliche Amme zu holen. Als sich Mamsell Kramer umwendete, sah sie die Fremde bitterlich weinen.

„Um Gotteswillen, was ist Ihnen? Sie fürchten sich doch nicht? Sie haben doch nicht einen Kummer? Warum weinen Sie?

„Laß mich nur weinen! Das thut mir gut! Es drückt mich schon lang auf dem Herzen. Laß mich nur. Ich werde doch weinen dürfen, wenn ich muß? Ich hab' nicht gewußt, was ich thu' wie ich Ja gesagt hab'. Gott ist mein Zeuge, so hab' ich mir's nicht gedacht.“

„Was iſt Ihnen denn geſchehen? Wer hat Ihnen denn etwas gethan? Um Gotteswillen! weinen Sie nicht, ſonſt bekomme ich einen Verweis, daß ich das geduldet habe. Das iſt ja ſchädlich. Sagen Sie doch, was Sie wünſchen, ich will ja Alles thun.“

„Ich wünſche gar nichts, als laß mich weinen. O mein Kind! o Hanſei! o meine Mutter! Aber es iſt ſchon gut. Ich werde ſchon ruhig. Fertig! Fort! Jetzt bin ich einmal da!

Die Suppe wurde gebracht, Mamſell Kramer reichte ſie ihr, hielt ihr einen Löffel voll an den Mund und ſagte:

„Genießen Sie etwas, meine Liebe, dann wird Ihnen beſſer!“

„Ich will keine Fleiſchbrühe! Muß ich mir denn verordnen laſſen, was ich eſſen ſoll, wie ein Krankes, wenn ich doch kein Geluſt dazu habe? Wenn Eins im Haus wäre, das eine eingebrannte Mehlſuppe machen kann, das wäre mir das Liebſte; oder ich will ſelber in die Küche gehen und will mir eine machen.

Mamſell Kramer war in Verzweiflung, was ſie thun ſolle. Glücklicherweiſe klopfte es eben an die Thüre. Der Leibarzt trat ein in Begleitung des Hofarztes. Er ſtreckte der Frau die Hand entgegen und ſagte:

„Grüß' Dich Gott, Walpurga von der G'ſtadelhütte am See! Du haſt einen guten Fiſchzug gethan, daß Du in dieß Haus gekommen biſt. Hab' nur keine Angſt vor dem Schloßgethue und ſei ganz ſo, wie wenn Du daheim wärſt. Glaub' mir, man kocht in der ganzen Welt mit Waſſer, und die Menſchen ſind hier gerad'

ſo wie bei Dir daheim, gerad' ſo gut und gerad' ſo ſchlecht und gerad' ſo geſcheidt und gerad' ſo dumm, das heißt, das Letzte wiſſen ſie zu verbergen!"

Der Leibarzt ſprach halb im Dialect, und das Antlitz Walpurga's wurde plötzlich heller.

„Ich dank' ſchön! ich dank' ſchön! Ich will mir's ſchon merken!" ſagte ſie mit heiterem Tone.

Mamſell Kramer brachte nun die große Weltfrage, ob Bouillon oder eingebrannte Mehlſuppe vor. Der Leibarzt lachte und entſchied:

„Eingebrannte Mehlſuppe! Natürlich! Das iſt das Beſte! Ueberhaupt, Walpurga, ſag', was Du daheim gewohnt geweſen; das ſollſt Du auch hier haben, nur nichts Saures und nichts Fettes, aber ſonſt was Du willſt!"

Zu dem Collegen gewendet, fuhr er fort:

„Wir halten die Amme bei ihrer gewohnten Koſt, allmälig wollen wir dann auf andere Nahrung übergehen. Jetzt komm' her, Walpurga, laß Dir in die Augen ſchauen. Ich will Dir was anvertrauen: in einer Viertelſtunde ſollſt Du zur Königin. Brauchſt nicht zu erſchrecken, es geſchieht Dir nichts; ſie will Dich nur ſehen. Jetzt zeig' gleich, daß Deine Augen Recht haben, wenn ſie ſagen: wir ſchauen aus einem geſcheidten Kopf. Sprich recht ruhig mit der Königin. Wenn Du noch Heimweh haſt nach Deinem Kind und den Deinigen, ich kann mir's denken, ſo unterdrück's bei der Königin. Du könnteſt ſie weinen machen und ſie könnte dadurch krank werden. Sie iſt gar zimpfer. Verſtehſt Du mich?"

„Wol! Wol! o lieber Gott! das thu' ich gewiß nicht; ich will ſie ſchon erheitern."

„Das thu' auch nicht. Sei ganz ruhig und geſetzt, ſprich leiſe und wenig und mach', daß Du mit guter Manier bald wieder fortkommſt; ſie ſoll jetzt viel ſchlafen!"

„Ich will ſchon Alles gut machen, verlaßt Euch drauf. Geht Ihr auch mit?"

„Nein, aber Du triffſt mich dort. Jetzt iß etwas. So, da kommt ſchon die eingebrannte Mehlſuppe; laß Dir's ſchmecken, brauchſt aber nicht Alles aufzueſſen, iß nur die Hälfte. Aber halt, laß die Suppe eine Weile verkühlen. Komm' einen Augenblick mit mir. Du gehſt doch gern mit mir allein?"

„Ja, ich mein', ich hab' Eure Stimme ſchon oft gehört?"

„Kann wol ſein, ich bin auch aus dem Gebirge und war ſchon in Deinem Elternhaus. Wenn ich mich recht erinnere, iſt Deine Mutter aus meiner Gegend. Iſt ſie nicht Magd geweſen beim Freihofbauer?"

„Ja freilich."

„Gut, das iſt eine Brave. Vergiß nicht, daß Du der Königin ſagſt, daß Deine Mutter Dein Kind gut verſorgt. Das wird ſie freuen. Deinen Vater habe ich auch wohl gekannt, er war ein luſtiger und grundbraver Mann."

Walpurga war glücklich, da hier ihrer Eltern gedacht wurde, und die Andern haben's gehört, wer ſie ſind. Sie folgte dem Leibarzt, der ihren Vater gekannt hatte, ſo willig, als wäre er ſelbſt ihr Vater, ins

Nebenzimmer. Er kam bald wieder heraus, verließ die Stube mit dem Hofarzt und endlich kam Walpurga. Sie schaute nicht auf, und wie sie endlich aufblickte, war sie froh, daß Niemand da war, als Mamsell Kramer.

Ihre Gedanken mußten jetzt heimwärts gegangen sein, denn plötzlich rief sie:

„Ach lieber Gott! Das hab' ich ja noch!"

Sie holte das Brod aus der Tasche, das ihr die Mutter mitgegeben, und das Erste was sie im Schlosse genoß, war das Brod von daheim, das die Mutter gebacken. Die Mutter hat gesagt, davon geht das Heimweh weg, und es ist auch so, mit jedem Bissen wird sie munterer.

Jetzt können sieben Königinnen kommen, sie fürchtet sich nicht mehr und weint auch nicht mehr. Sie aß noch die Brosamen auf, die ihr in den Schoß gefallen waren, als wären das lauter Heiligthümer. Dann versuchte sie auch ein wenig von der Mehlsuppe.

„Kann ich mir nicht irgendwo das Gesicht waschen und mich frisch zöpfen?" fragte sie.

„Gewiß, der Herr Hofarzt haben das noch befohlen."

„Just zu Allem brauche ich keinen Befehl!" sagte Walpurga trotzig.

Mamsell Kramer wollte, daß ihr Kammermädchen Walpurga frisire, aber diese duldete das nicht.

„Auf meinen Kopf kommt keine fremde Hand," sagte sie, und nach kurzer Weile stand sie stramm und fast heitern Antlitzes da.

„So! Jetzt will ich zur Königin!" sagte sie. „Wie redet man sie denn an?"

„Majestät, oder allergnädigste Frau.“

„Mir hat's besser gefallen, daß sie im Kirchengebete Landesmutter geheißen hat. Das ist ein schöner stolzer Name, den ließe ich mir nicht nehmen, wenn ich ihn hätte. Ich will jetzt gehen.“

„Nein, Sie müssen noch warten, Sie werden gerufen.“

„Ist mir auch recht! Aber ich habe eine Bitte: nennen Sie mich Du!“

„Wenns die Oberhofmeisterin erlauben, recht gern.“

„Also hier muß man um Alles fragen? Jetzt aber ist's genug geschwätzt! Wir wollen still sein. Nur noch Eins: Wer ist denn die Frau, die da an der Wand hängt?“

„Das ist die Königin!“

„Das ist die Königin? O, wie schön! Aber noch gar so arg jung!“

„Ja, sie ist erst achtzehn Jahre alt.“

Walpurga betrachtete lange das Bild, dann wendete sie sich ab, kniete an dem großen Stuhle nieder, faltete die Hände und betete leise ein Vaterunser.

Walpurga lag noch auf den Knien, als es an die Thür klopfte, ein Lakai trat ein und sagt:

„Die Amme Seiner königlichen Hoheit soll zur Majestät kommen!“

Walpurga erhob sich und folgte dem Diener, Mamsell Kramer begleitete sie.

Zehntes Capitel.

Man wanderte durch den langen, schmalen, hellerleuchteten Flur. Ein Diener mit einer Laterne, darin zwei Lichter, ging voran. Nun ging es eine Treppe hinan, über den unerleuchteten Empor der Schloßkirche. Hier standen die gepolsterten Stühle für den Hof und Walpurga schaute einmal über die Brüstung hinab in die weite dunkle Halle. Nur die ewige Lampe brannte am Altar und beleuchtete mit mattem Schein ein Marienbild.

„Du bist überall und auch da!“ sagte Walpurga fast laut in das Dunkel der Kirche hinab und begrüßte die Madonna mit dem Kinde, als ob das eine persönlich Befreundete wäre. — Im leisen Dämmer zog durch ihre Seele der Gedanke von der ewigen Göttlichkeit des Mutterberufes, wie er verherrlicht wird durch Jahrtausende in Bild und Gesang, Gebet und Opfer. Sie nickte dem Bilde nochmals zu und schritt weiter. Durch den Thronsaal, durch den großen Tanzsaal ging Walpurga, unsicher als schritte sie über Glas dahin; dann ging es durch wohnlichere Gemächer, nirgends waren Thüren, überall nur schwere doppelte Vorhänge, endlich schritt man eine hellerleuchtete breite teppichbelegte Marmortreppe mit goldenem Geländer wieder abwärts. Hier standen Lakaien und Wachen. Man trat in die Gemächer ein, sie waren voll von Menschen, die im eifrigen Gespräch waren, jetzt aber auf Walpurga schauten. Im dritten Zimmer kam ihr der Leibarzt entgegen. Er nahm sie an der Hand,

führte sie zu einem Mann in prächtiger Uniform mit vielen Sternen und Kreuzen auf der Brust und sagte:

„Dies ist Seine Majestät der König.“

„Ich kenn' ihn, ich hab' ihn schon gesehen!“ entgegnete Walpurga. „Mein Vater selig hat ihn über den See gefahren und mein Hansei auch.“

„Da sind wir ja alte Bekannte. Wir wollen's gut fortsetzen,“ erwiderte der König. „Nun geh' zur Königin und nimm Dich in Acht, daß Du sie nicht aufregst.“

Er winkte huldvoll entlassend und Walpurga ging in Begleitung des Leibarztes und der Oberhofmeisterin, die sich hier eingefunden hatte, nochmals durch mehrere Gemächer, in denen man auf den dicken Teppichen keinen Schritt hörte.

Nimm Dich in Acht, daß Du sie nicht aufregst — nicht aufregst? Das Wort machte Walpurga viel zu schaffen. Warum sollte sie denn die Königin zu Händeln reizen? — denn nichts Anderes verstand sie unter dem Worte „aufregen.“ Dieses Hin- und Herschieben, auf und ab, durch die Gänge, durch die Zimmer, und die Blicke der Hofherren und Damen und zuletzt ermahnt vom König — Walpurga wußte nicht, was „aufgeregt“ heißen sollte, aber jetzt war sie's selbst.

Ein grünes, wie aus einem großen Edelstein ausgehöhltes Zaubergemach that sich endlich vor ihr auf. Von der Decke hing eine Ampel in grünem Glase und verbreitete ein märchenhaftes Licht. Dort in dem großen Himmelbett, darüber eine Krone blitzte, lag die Königin.

Walpurga hielt den Athem an. Ein stiller Glanz umfloß das Antlitz der Frau, die hier lag.

„Bist Du da?“ fragte eine sanfte Stimme.

„Ja, Frau Königin! Grüß' Sie Gott! Sei'n Sie nur recht ruhig und glücklich. Es ist ja gottlob Alles gut gegangen!“

Mit diesen Worten drängte sich Walpurga vor an das Bett und ließ sich weder vom Leibarzt, noch von der Oberhofmeisterin zurück halten. Sie streckte der Königin die Hand entgegen, und die arbeitsharte und die zarte Hand, die eine so hart wie eine Baumrinde und die andere so zart wie ein Lilienblatt, faßten einander.

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist! Bist Du gern gekommen?“

„Gern gekommen, ja, aber gern fortgegangen nicht!“

„Du hast Dein Kind und Deinen Mann gewiß auch von Herzen lieb.“

„Ich bin ja die Frau von meinem Mann und die Mutter von meinem Kind.“

„Und Deine Mutter wartet und behütet Dein Kind mit voller Liebe?“ fragte die Königin.

„Geh!“ erwiderte Walpurga.

Die Königin schien nicht verstanden zu haben, daß mit diesem einsylbigen Worte gesagt war: Das versteht sich von selbst. Sie fragte daher: „Sind Dir meine Worte deutlich, wie ich rede?“

„Ganz deutlich, ich versteh' ja Deutsch!“ erwiderte Walpurga. „Jetzt aber, Königin Majestät, Sie dürfen nicht so viel reden — wir sind, will's Gott, noch recht lang und gut bei einander, dann wollen wir Alles ausmachen, wenn wir uns am hellen Tag in die Augen sehen, und ich will Ihnen schon thun, was ich Ihnen an den

Augen abſehen kann und dem Kind auch. Ich hab's überwunden, daß ich von daheim fort bin und jetzt muß ich thun, was mir auferlegt iſt. Ich will eine rechtſchaffene Nährmutter an Eurem Kinde ſein, da ſeid ohne Sorge! So, jetzt gut' Nacht! Schlafen Sie recht gut und machen Sie ſich keine Gedanken. Ich will jetzt unſer Kind ſehen!"

„Es ſchläft. O, ewiges Wunder und ewige Gnade Gottes! Das athmet neben mir und iſt mein Athem..."

Walpurga fühlte, daß ſie Jemand hinten am Rock zupfte. Sie ſagte daher ſchnell:

„Gut' Nacht, liebe Frau Königin. Werfen Sie alle unnöthigen Gedanken weit weg. Jetzt iſt keine Zeit zum Gedanken machen! Wir werden ſchon noch Zeit dazu bekommen. Gut' Nacht!"

„Nein, bleib'! Du mußt noch bleiben!" bat die Königin.

„Ich muß bitten, Majeſtät —" fiel der Leibarzt raſch ein.

„Ach, laſſen Sie mir ſie noch!" bat die Königin in kindlichem Tone. „Glauben Sie, es ſchadet mir nicht, wenn ich mit ihr rede. Im Gegentheil. Wie ſie zu mir an's Bett trat, wie ich ihre Stimme hörte, da war mir's, wie wenn auf einmal die ganze Alpennatur voll Thaufriſche mich anhauchte, die würzige, tannenharzige Luft; ich meine, ich liege auf einem hohen Berge und ſehe in die weite ſchöne Welt hinein!"

„Eben dieſe Aufregung iſt höchſt ſchädlich, Majeſtät!"

„Gut, ich will ruhig ſein. Aber laſſen Sie mir

sie nur noch einen Augenblick! Ich bitte um etwas helles Licht, daß ich sie auch sehe."

Von einer Lampe auf dem Nebentisch wurde der Schirm emporgehoben und die beiden Mütter schauten einander an.

„Wie schön Du bist!" rief die Königin.

„Darauf kommt gar nichts mehr an," erwiderte Walpurga. „Jetzt sind wir Beide gottlob über die Narretheien hinaus, die Einem den Kopf verdrehen können. Sie sind eine verheirathete Frau und Mutter und ich bin auch eine verheirathete Frau und Mutter."

Der Schirm von der Lampe senkte sich wieder und die Königin, die Hand Walpurga's fassend, sagte leise:

„Beug' Dich zu mir nieder. Ich will Dich küssen — ich muß Dich küssen!"

Walpurga beugte sich nieder und die Königin küßte sie.

„So, jetzt geh' und bleib gut!" sagte die Königin.

Eine Thräne aus Walpurga's Auge fiel auf die Wange der Königin und diese setzte hinzu:

„Weine nicht! Du bist ja auch Mutter wie ich!"

Walpurga konnte kein Wort mehr reden und wendete sich ab. Noch im Fortgehen rief die Königin ihr nach:

„Wie heißt Du denn?"

„Walpurga!" antwortete der Leibarzt.

„Kannst Du auch gut singen?" fragte die Königin noch.

„Die Leute sagen's," erwiderte Walpurga.

„So sing' auch oft meinem Kinde, unserem Kinde, wie Du gesagt hast. Gute Nacht!"

Der Leibarzt blieb bei der Königin. Er saß eine Weile still. Er mußte das hochbewegte Herz der Königin beruhigen, und er hatte ein gutes und einfaches Mittel.

„Majestät," sagte er, „ich bitte mir meinen Glückwunsch zurückzugeben. Meine Tochter Cornelia, die in der Universitätsstadt an den Professor Korn verheirathet ist, ist zur selben Stunde, wie Eure Majestät, eines Mädchens genesen."

„Ich wünsche dem Kinde Glück zu einem solchen Großvater. Sie sollen auch unserem Sohne Großvater sein."

„Der beste Glückwunsch ist der," erwiderte der Leibarzt, „einem Menschen eine schöne Pflicht geben. Ich danke. Nun aber dürfen wir nicht weiter reden, Majestät. Gute Nacht!"

Der Leibarzt ging. Alles war still.

Walpurga wurde nicht mehr in die oberen Zimmer zurückgeführt, sondern zur andern Seite in ein wohl ausgestattetes Gemach. Sie war glücklich, hier Mamsell Kramer zu finden.

„Die Königin hat mich geküßt!" rief sie. „O, das ist ein Engel! Ich hätte nicht geglaubt, daß es solche lebendige Menschen gibt!"

Nach einiger Zeit, als die Königin schlief, brachten zwei Frauen eine vergoldete Wiege in die Stube der Walpurga.

Die Königin hatte sich noch einmal umgewendet, als man das Kind von ihrer Seite nahm; sie hatte es mitten im Schlafe empfunden.

Walpurga hauchte das Kind dreimal an, ehe sie es an die Brust legte. Das Kind schlug einmal die Augen nach ihr auf, schloß sie aber schnell wieder.

Bald war Alles still im Schloß.

Walpurga schlief und das Kind schlief neben ihr; Mamsell Kramer wachte und in den Vorzimmern hüben und drüben die Aerzte und Lakaien.

Elftes Capitel.

Im Dorf am See, oder eigentlich in den wenigen Häusern, die beim Gemswirthshaus zusammenstanden, hatte die rasche und fast wunderbare Entfernung Walpurga's eine große Bewegung hervorgebracht. Alles strömte nach dem Wirthshaus. Der Gemswirth weiß besonderen Bescheid und er giebt zu verstehen, daß er viel machen kann, was die Menschen nicht glauben wollen; er hat natürlich das Alles so angelegt, er hat seine Bekanntschaften bis zum König hinauf.

Der Gevatter Gemswirth hätte gern gleich nach der Abreise Walpurga's Hansei mit in's Wirthshaus genommen. Dieser Hansei ist heute so viel, wie eine ganze Musikbande.

Hansei war aber nach der Abreise seiner Frau nicht mit dem Gemswirth gegangen. Er versprach später nachzukommen. Jetzt konnte er nicht von daheim fort.

Er ging durch das ganze Haus, von oben bis unten, und stand dann lange bei der Kuh und sah ihr zu, wie sie fraß. „So ein Thier hat's doch gut!

Man muß dafür sorgen, daß es seine Nahrung hat und wo eine Krippe ist und Futter drin, da ist's daheim."

Er ging in die Stube und nickte der Mutter still zu. Das Kind schlief in der Wiege, er sah nur flüchtig hin. Er setzte sich hinter den Tisch, stemmte die Ellenbogen auf und bedeckte mit den Händen das Gesicht.

„Die Uhr geht noch," sagte er plötzlich auf die Schwarzwälder Uhr schauend, die im Tiktak weiter ging. „Sie hat sie noch aufgezogen."

Er ging hinaus und setzte sich auf die Bank unter den Kirschbaum. Die Staare droben waren lustig und vom Walde drüben rief ein Kukuk: „Ja, der macht's auch so, der läßt seine Kinder auch von Fremden aufziehen."

Hansei lachte vor sich hin. Er schaute lange nach der Seite; ist es denn wahr, daß die Frau fort ist? Hier neben muß sie sitzen. Wie kann man denn so von einander gehen, wenn man zusammengehört?

Er starrte auf den Platz neben sich, aber sie saß nicht da.

Draußen am Gartenzaun stand das halbe Dorf, groß und klein und betrachtete ihn.

Der Spinnerwastl (Sebastian), ein Kamerad, der mit Hansei jahrelang im Walde gearbeitet hatte, rief ihm zu:

„Grüß Gott, Hansei! Dir ist Dein Brot in den Honig gefallen!"

Hansei dankte verdrossen. Plötzlich gab es ein großes Gelächter. Niemand wußte, wer das Wort zuerst ausgesprochen, aber „Ammerich" hieß das Wort; es

ging rasch von Mund zu Mund, und der rothe Thomas, der Sohn der alten Zenza, ein starkknochiger verwegener Bursch mit nackter brauner Brust, sagte laut:

„Die Walpurga ist die Amme vom Kronprinzen und der Hansei ist der Ammerich!“

Der Kamerad öffnete die Gartenthür und kam herein, der ganze Trupp folgte ihm nach. Sie gingen durch den Garten, durch das Haus und den Stall, schauten durch die Fenster, berochen die Nelken auf dem Fensterbrett, setzten sich auf das kleingehauene Holz unter dem Vordach. Das Haus gehörte jetzt dem ganzen Dorfe. Wenn eine Freude oder ein Leid in ein Haus eingezogen, dann stehen auf einmal alle Thüren offen, und der Stubenboden wird zur offenen Straße.

„Was wollen denn die Menschen alle?“ fragte Hansei den Kameraden, der sich neben ihm auf die Bank gesetzt hatte.

„Ha, nichts! Sie wollen eben da sein. Sie wollen's mit eigenen Augen sehen, daß es wahr ist, nachher können sie es Andern erzählen. Es gönnt Dir aber Jedes Dein Glück!“

„Mein Glück? Muß schon sein,“ sagte Hansei mit einem Tone, der nichts von Glück hatte. „Schau Wastl, mir soll's einmal nicht grad gehen in der Welt. Jetzt hab' ich gemeint, es geht immer eben fort und muß ich auf einmal wieder über einen Berg 'nüber. Du freilich, Du bist ledig, Du kannst nicht wissen, was das ist.“

„Ist brav, daß Du Deine Frau so gern hast.“

„Meine Frau? So gern?“ —

„Ich kann mir's denken, wie Dir's ist.“

Hansei schüttelte den Kopf verneinend.

„Sei lustig!“ rief Wastl. „Wie Mancher wär' froh, wenn man ihm seine Frau auf ein Jahr abnähme.“

„Auf ein Jahr?“

„Länger wär' Manchen noch lieber!“ meinte Wastl. „Aber Deine Frau kommt wieder und macht aus Deinem Haus ein Schloß und Du bist der König Numero Zwei!“

Hansei lachte. Er lachte überlaut; aber es war ihm gar nicht lächerig zu Muth. Im Gegentheil! Es war ihm, als müßte er hinaus in den Wald, und nichts mehr von der Welt hören und sehen. Mag Alles zu Grunde gehen. Warum geht die Frau fort? Hat man sich darum verheirathet und vor dem Altare geschworen, Leid und Freud mit einander zu tragen sein Lebenlang?

Aber Hansei konnte nicht fort, das halbe Dorf umstand ihn und Jedes pries sein Glück, und selbst der Leithofbauer vom großen Hof da droben, hielt mit seinem Fuhrwerk am Gartenzaun an, stieg ab, kam zu Hansei, gab ihm die Hand, wünschte ihm Glück und sagte:

„Wenn Du die Wiese kaufen willst, die neben Deinem Garten da, sie ist mir ohnedies weit weg, ich verkauf' sie Dir!“

Und der Schreiner im Dorf, der schon längst hatte auswandern wollen, sagte schnell:

„Du thust gescheidter, Du kaufst gleich mein ganzes Haus sammt den Aeckern; ich geb' Dir's billig."

Schneller schwatzen die Staare auf dem Baume nicht, als hier die Menschen. Hansei lachte, lachte wirklich aus ganzer Seele. Das ist ja prächtig! Die ganze Welt kommt und bietet Haus und Hof und Acker und Wiese an!

„Hast Recht, Walpurga! hast Recht gethan," sagte er plötzlich ganz laut, die Menschen schauten ihn und einander an und wußten gar nicht, was das mit dem Hansei ist.

Er reckte und streckte sich, als ob er aus dem Schlaf aufwache und sagte:

„Dank' Euch, liebe Nachbarn; wenn ich's Euch vergelten kann in Leid und Freud, soll's gewiß geschehen. Aber jetzt, ändern will ich nichts, keinen Nagel im Haus ändere ich, bis meine Frau wieder daheim ist."

„Das ist wie ein Mann gesprochen, brav und gescheidt," sagte der Leithofbauer, und größeres Lob kann doch keinem Menschen auf der Welt werden, als wenn der Leithofbauer sagt: „Das ist brav und gescheidt."

„Wollet Ihr meine Kuh sehen?" sagte Hansei und winkte dem Großbauer, der ist jetzt noch der Einzige, der zu ihm paßt.

Der Leithofbauer dankte, er müsse jetzt weiter; er gab aber Hansei die Versicherung, ihm gern beizustehen, daß er sein Geld gut anlege.

Sein Geld? Wo hat er's denn? — Hansei erschrak in's Herz hinein und griff sich an den Kopf — er hat die Geldrolle verloren! — wo ist sie? Er steckte die

Hand in die Tasche. Da ist das Geld ja noch! Und wie er nun seine Geldrolle wieder in der Hand hielt, sprach er gar wohlwollend mit den Zurückgebliebenen, mit Männern und Frauen, Mädchen und Kindern; er hatte Jedem ein freundliches Wort zu sagen.

Die Leute gingen endlich und Hansei wußte nichts Besseres zu thun, als auf seinen Kirschbaum zu steigen, der ist treu, der bleibt immer da und giebt her, so lang er hat.

Er brach wieder Kirschen und verspeiste sie und beschaute wieder die Telegraphendrähte und dachte: Der Draht läuft bis ins Schloß hinein, da könnt' ich mit meiner Frau reden, wenn ich's nur könnt'! Er beugte sich vom Kirschbaum weit hinaus und berührte den Draht, zog sich aber schnell zurück wie erschreckt, das darf man ja nicht.

„Hansei, wo bist Du?" rief plötzlich eine Stimme.

„Da bin ich!"

„Komm' mit!" antwortete es wieder. Es war der Pfarrer, der rief.

Hansei war schnell auf dem Boden und jetzt empfing er die höchste Ehre; der Pfarrer winkte, und Hansei näherte sich mit dem Hut in der Hand.

„Ich wünsche Dir Glück!" sagte der Pfarrer. „Komm' mit ins Wirthshaus, der Gemswirth hat frisch angestochen."

Hansei schaute an sich herab, ob er auf einmal ein ganz Anderer geworden; der Pfarrer ladet ihn ein, mit ihm zu gehen? mit ihm zu trinken? —

Er nahm die neue Ehre mit Würde an und grüßte

die Leute auf dem Wege sehr freundlich, während er neben dem Herrn Pfarrer ging und alle den Hut abzogen.

In der großen Stube des Gemswirthes sprach Alles nur zu ihm und über ihn, und er war so voll Glück, daß er seine Geldrolle in der Tasche aufbrach; er wollte das erste Stück davon herausthun und es dem Pfarrer geben, er sollte eine Messe lesen zum Wohl der Walpurga. Aber die Geldstücke waren doch zu groß, es sind ja lauter Kronenthaler. Hansei sagte nur:

„Herr Pfarrer, lesen Sie eine Messe für meine Frau und mein Kind; ich will's schon bezahlen!"

Die Dämmerung brach ein. Die Gäste gingen allmälig davon. Hansei aber saß noch immer, wie wenn er gar nicht vom Platze könnte. Endlich war er nur noch mit dem Wirthe allein.

„Jetzt haben Alle in Dich hineingeredet," begann der Gemswirth, „jetzt hör' mich an. Ich mein's doch am besten mit Dir und bin auch just nicht dumm. Weißt Du, Hansei, zu was Du passest, und Deine Frau noch mehr?"

„Zu was?"

„Da mußt Du sitzen! Du und Deine Frau! — Ich hab' lang genug gewirthet. Wenn Deine Frau wieder kommt, sagst Du der Gstadelhütte am See gut' Nacht, und da herein setzt Ihr Euch und habt gute Nahrung für Kind und Kindskind. Wir wollen jetzt nicht weiter davon reden, aber laß Dich auf nichts Anderes ein. Ich bin Dein bester Freund und Gevatter, ich meine, ich hab's heute bewiesen, und ich will keinen Heller dabei verdienen; im Gegentheil."

O wie gut sind die Menschen, wenn's Einem gut geht.

Hansei saß noch lange und schaute in sein Glas. Er wollte sich besinnen, wer er eigentlich sei, und dann ging er in Gedanken seiner Frau nach: wo die jetzt sein mag und wie es ihr ergeht? — Wenn man nur von dieser Stunde an schlafen könnte, bis das Jahr vorüber ist; aber da sitzen und warten ... Hansei schaute die Uhr an, sie schlug eben zehn.

Wie vielmal wirst du noch zehn schlagen, bis wir wieder bei einander sind? nickte er der Uhr zu.

Wie taumelnd ging Hansei durch das Dorf. Die Menschen, die vor ihren Thüren saßen und umherstanden, grüßten und wünschten ihm Glück, und weit hinein in die Berge, das wußte er, sprechen jetzt Alle von ihm, wenn sie auf der Sommerbank sitzen. Es ist ihm, als müßte er sich in tausend Stücke zertheilen, um Allen zu danken.

Er steht an seinem Garten und betrachtet den Zaun. — Wie lange ist's, da war er, der auf der Welt kein rechtes Heim hatte, gar so glücklich, ein Eigenthum zu haben; und jetzt? Drin im Hause sitzt die Großmutter, er hört sie singen; sie singt sein Kind in Schlaf:

„Wenn alle Wasser wären Wein
Und alle Berge wären Edelstein,
Und sie wären mein,
So sollte mir mein Schätzelein
Noch viel lieber sein."

„Zum Beschluß einen Kuß,
Weil ich von Dir scheiden muß.

Scheiden iſt ein hartes Wort,
Du bleibſt hier und ich muß fort.
Weit und breit iſt die Zeit,
Breiter viel die Ewigkeit."

„Weit und breit iſt die Zeit, breiter viel die Ewigkeit," das Wort fiel Hanſei ins Herz und die Johanniskäfer, die funkelnd durch die Nacht ziehen und auf dem Zaun und im Graſe ſitzen, ſingen auch das Wort. Lange träumte Hanſei ſo dahin, und als er ſich endlich mit der Hand über das thaufeuchte Geſicht fuhr, meinte er, es müſſe ihn Jemand forttragen, da hinein ins Haus und ihn ins Bett legen. Jetzt bei einer Wendung ſchlägt ihm die Geldrolle an die Hüfte; er iſt wieder wach. Er geht die Straße weit hinaus, wo heut Walpurga davongefahren; er kommt an den Steinhaufen, wo ſie heut vor vierzehn Tagen geſeſſen, es liegt noch ein wenig Heu auf dem Steine, er ſetzt ſich darauf und ſchaut hinein über den weiten See, über den der Mond einen breiten glitzernden Lichtſtreif zieht; es iſt Alles ſo ſtill wie damals, aber damals war Tag und jetzt iſt Nacht. Wo nur jetzt meine Frau ſein mag? ſagt er laut, ſpringt raſch auf die Beine, er will ſeiner Frau nach, die ganze Nacht laufen; wie wird ſie ſich freuen, wenn er gleich am erſten Morgen zu ihr ins Schloß kommt! — In mächtigen Schritten geht es vorwärts. Aber an ihn hängen ſich die Gedanken: „Wie wird es aber ſein, wenn du morgen wieder fort mußt? Und was werden die Leute daheim ſagen, und was wird die Großmutter denken, ſo allein mit dem Kind?"

Dennoch ging Hanſei immer vorwärts. Plötzlich überfällt ihn ein Schrecken, er hat das viele Geld bei ſich, die Gegend iſt zwar ſicher, man hat lang nichts Böſes gehört; aber es können doch Räuber kommen, ihn beſtehlen, ermorden und in den See werfen ..... Von Angſt gepeinigt, wendet er raſch um und rennt heimwärts.

Dort kommt eine drohende Geſtalt ihm entgegen, er greift nach ſeinem aufrecht ſtehenden Meſſer an der Seite. — Wenn's nur Einer iſt und kein Hinterhalt, bin ich Manns genug, tröſtet er ſich.

Die Geſtalt kommt näher, ſie grüßt von ferne, es iſt eine Frauenſtimme. Sollte Walpurga? Nein, das iſt nicht möglich.

Die Geſtalt bleibt ſtehen. Hanſei geht auf ſie zu: „Ei, Du biſt's Eſther? Noch ſo ſpät auf dem Weg?“

„Und Du Hanſei?“ erwidert die ſchwarze Eſther, die Tochter der Zenza, und lacht hell auf. „Ich hab' gemeint, es wär' ein Betrunkener, weil ich Dich von fern habe mit Dir allein reden hören. Ja freilich, jetzt biſt Du allein.“

„Und du gehſt noch ſo allein in ſpäter Nacht den Wald hinauf?“

„Wenn mich Niemand begleitet, muß ich allein gehen,“ lachte die ſchwarze Eſther, es tönte ſo laut in der ſtillen Nacht. Es trat eine Pauſe ein. Hanſei hörte ſein Herz klopfen, vom ſchnellen Gehen wol.

„Ich muß heim,“ ſagte er endlich. „Ich wünſche Dir gute Nacht.“

Die ſchwarze Eſther legte ihre Hand auf ſeine

Schulter und sagte: „Hansei, ich bettle sonst nie, und am Tag thät' ich's nicht und wenn ich verhungern müßt', aber jetzt, Du hast ein gutes Herz und es geht Dir gut: schenk' mir was oder leih mir ein Stück Geld, ich geb' Dir's wieder." Sie sprach so zutraulich, Hansei zitterte; ihre Hand lag auf ihm, er wollte schon in die Tasche greifen und ihr den losen Kronenthaler geben, den er dem Pfarrer abgespart hatte, aber unversehens machte er eine scharfe Armbewegung, schob die Hand von der Schulter und sagte: „Ein andermal geb' ich Dir was." Mit schnellen Schritten rannte er heimwärts. Er hörte helles Lachen hinter sich, und das klang, wie wenn hundert andere Stimmen aus dem Felsen antworteten. Hansei standen die Haare zu Berge, es überlief ihn eiskalt und siedendheiß. Das war gewiß eine von den Wildweibern, sie hat nur die Gestalt von der schwarzen Esther angenommen, und es ist ja Alles wahr mit den Wildweibern, der alte Holzmeister hat eine gesehen und hat's noch auf dem Todtenbett bekannt; bei Vollmond laufen sie herum und wickeln sich in ihre langen Haare, die man für Kleider hält, und in so einer Nacht, wo die Mutter von ihrem Kind fort ist, da haben sie Gewalt.

Sein Lebenlang war Hansei der Weg am See nicht so weit vorgekommen, und sein Lebenlang war er nicht so gerannt, wie heute.

Endlich war er an seinem Hause; es steht noch da, es ist noch Alles fest. Hansei hielt lange die Hand an die Mauer, als müßte ihm das die Gewißheit geben, daß es noch da ist.

Er ging ins Haus. In der Stube brannte noch Licht, die Großmutter saß auf einem Schemel und hielt das Enkelchen im Schoß; sie hielt die eine Hand auf die rothgeweinten Augen, mit der andern Hand winkte sie Hansei, recht leise aufzutreten.

Hansei sah der Schwiegermutter nicht an, was mit ihr vorgegangen war und noch vorgeht. Er war nur mit sich beschäftigt und saß hinter dem Tisch, so müde und fremd, als käme er von einer weiten gefahrvollen Reise. Er mußte sich immer wieder erinnern, daß er daheim sei und es ist doch kein rechtes Daheim mehr. Die Großmutter legte das Kind in die Wiege und saß da, das Kinn auf die geballte Faust gestützt. Sie hatte im Schutze der vier Wände ganz Anderes durchgemacht, als Hansei draußen. Nach der Abreise Walpurga's, und nachdem auch Hansei fortgegangen, war das Gespiel eine Weile bei ihr geblieben. Wie es Walpurga gehen werde, war bald durchgesprochen; denn man wußte es eben nicht. Als es Nacht zu werden begann, sagte das Gespiel, sie wolle jetzt heimgehen, werde aber morgen wieder kommen. Die Großmutter nickte; sie war gern allein, sie konnte dann besser zu ihrem Kinde denken. Sie sprach ihm Gebete nach auf den Weg; aber die Worte gingen ihr so leicht, daß sie Anderes dabei denken konnte. Zuerst dachte sie, Walpurga betet wohl auch dieselben Worte; mit jedem Worte sind sie immer weiter von einander, aber in der Seele sind sie doch beisammen. Sie freute sich, daß Walpurga so gediehen war in Allem; man kann sich auf sie verlassen. Schwer hat sie's, so allein in der fremden Welt. Aber

am Ende ſind's doch auch Menſchen. Ein Bangen wollte ſie überkommen, ob Walpurga aushalte. Sie hat freilich viel brave Gedanken, aber wenn ſie ihr auch nur zur rechten Zeit immer einfallen. „Du wirſt es mir nicht anthun, daß Du Dich verderben läſſeſt," ſagte ſie laut vor ſich hin, und hörte auf mit Beten. — Plötzlich war's ihr ſo einſam und verlaſſen, ſo allein; ſie hatte noch nie eine Nacht ohne Walpurga gelebt, und ſie ſchaute zu den Sternen auf und wünſchte, wenn's nur ſchon Tag wäre. Hanſei hätte wohl daheim bleiben können; aber es iſt doch auch eine Ehre, daß der Pfarrer ihn mit ins Wirthshaus genommen, wie das Geſpiel berichtet hat. Er wird jetzt gewiß der Großmutter einen Schoppen alten Wein zur Herzſtärkung heimſchicken, und wenn es auch nur ein halber Schoppen iſt, man ſieht doch den guten Willen. Die Zunge klebt ihr am Gaumen; ſie lechzt nach dem Wein und horcht hinaus, ob nicht die Magd des Gemswirths kommt mit der Flaſche unter der Schürze; ſie wartet lange und vergebens. Da überfällt ſie ein namenloſes Mitleid mit ſich ſelber, und ſie weint große Thränen. Ja, wenn ihr Mann noch lebte! So eine arme Wittfrau ſoll immer nur für Andere bei der Hand ſein, aber wie es ihr iſt, daran denkt Niemand. Sie weinte, aber aus dem Weinen heraus erhob ſie ſich: Du biſt ein arger Sünder; haſt du's denn nicht gut, daß du Nahrung, Wohnung und Kleidung haſt und kein böſes Wort? — Sei froh, daß du noch zuweg biſt und für die Andern was thun kannſt.

Die Thränen hatten ihr leicht gemacht; ſie waren

beim unrechten Anlaß herausgekommen, aber sie waren doch frei. Wie in Scham vor dem Enkelchen, das doch Nichts sehen konnte, wendete sie sich von ihm ab, trocknete ihr durchfurchtes Antlitz und sang dem Kinde fröhliche Lieder. Dann wartete sie wieder lange still bis Hansei kam. So traf er sie, das Kinn auf die geballte Faust gestützt, an der Wiege sitzend.

„Wo bist so lang gewesen?“ fragte die Großmutter leise.

„Ich weiß selber nicht.“

„Jetzt ist die Walpurga wol auch schon im Bett?“

„Kann schon sein, mit vier Roß fahren sie schnell.“

„Hörst Du, wie die Kuh draußen im Stall brüllt? Das arme Thier ist's eben auch nicht gewohnt, allein zu stehen, und das Kalb hat der Metzger heut Abend da vorbei getrieben. Es ist ein Grausen, wie sie jammert. Geh doch einmal in den Stall und sieh zu ihr.“

Hansei ging in den Stall, die Kuh war still. Er ging weg, da fing sie wieder zu schreien an. Er kehrte zurück, gab ihr die besten Worte; so lang er sprach und die Hand auf das Rückgrat der Kuh legte, war sie still; sobald er aber wieder hinausging, fing sie um so erbärmlicher zu schreien an. So ging er verzweifelnd hin und her zwischen Stube und Stall. Er kehrte nochmals zur Kuh zurück, gab ihr das beste Futter und setzte sich auf einen Heubündel. Endlich legte sich die Kuh zum Schlafe nieder und auch Hansei schlief

ein. Er war über alle Maßen müde; es hat wol nicht bald ein Menſch an einem einzigen Tag ſo viel erlebt, wie unſer Hanſei.

Zwölftes Capitel.

Als Walpurga am Morgen im Schloſſe erwachte, glaubte ſie, daheim zu ſein, und betrachtete die fremde Umgebung wie einen Traum, der nicht weichen will. Erſt allmälig beſann ſie ſich, was vorgegangen war. Sie drückte nochmals die Augen zu und ſprach ihr Morgengebet, dann blickte ſie frei auf; da ſcheint ja dieſelbe Sonne, die daheim in die Gſtadelhütte am See leuchtet.

Mit friſchem, ſelbſterwecktem Muthe ſtand ſie auf.

Lange lag ſie am Fenſter und ſtarrte hinein in das fremde Leben.

Sie ſah nichts vom Stadtgetriebe. Der Schloßplatz, von einer großen Reihe buſchiger Orangenbäume bekränzt, war weit abgeſchieden vom Geräuſch der Straße. Nur die beiden Soldaten am Schloßthore ſah man Gewehr im Arm auf und ab gehen.

Die Gedanken Walpurga's aber wanderten heimwärts. Sie ſah leibhaftig, wie es jetzt daheim iſt in der Gſtadelhütte am See. Sie hört das Holz knacken, mit dem die Mutter Feuer anmacht, ſie kennt das Lämpchen, das ſie vom Küchenbrett nimmt. Milch haben wir im Haus, wir haben ja eine Kuh. Die Mutter wird ſich freuen, daß ſie wieder melken kann;

und wo man jetzt daheim ein Feuer anzündet, denkt man an mich; und die Staare auf dem Kirschbaum schwatzen: Unsere Hausfrau ist fort, aber eine Kuh ist da!

Walpurga lächelte vor sich hin, und weiter gingen ihre Gedanken: Mein Hansei verschläft den Morgen, er muß immer geweckt werden, sonst schlief' er bis es Mittag läutet; er wacht nie von selber auf. „Die Sonne brennt ein Loch in Dein Bett! Hansei, steh' auf!" ruft die Mutter, er macht sich heraus und wäscht sich am Brunnen, und jetzt essen sie die Suppe mit einander, und das Kind hat seine gute Milch. Wenn ich mir nur die Kuh auch noch recht angesehen hätte! Jetzt holt Hansei Futter beim Gemswirth. Wenn er sich nur von dem nicht betrügen läßt, das ist ein gar arger Schelm. Und der Hansei wird sich so viel verlassen vorkommen, verlassener, wie mein Kind. Aber Gottlob, er hat ja zu thun. Es ist gute Zeit zum Fischen, er geht nicht in den Wald. Jetzt springt er in den Nachen, daß es poltert; die Ruder klatschen im See und er fährt hinaus und fischt....

Weiter will Walpurga denken, wie's am Mittag sein wird und dann am Abend; plötzlich spürt sie's im Kopf, wie wenn ihr der Verstand stille stehe — fort sein und todt sein, ist fast eins; du kannst dir nicht denken, wie es sein wird, eine Stunde nach deinem Tod, du kannst dich nicht hinausdenken aus der Welt. Es wirbelt ihr, sie wendet sich rasch um und sagt wie in Gespensterfurcht zur Mamsell Kramer:

„Wir wollen was schwätzen."

Das ließ sich Mamsell Kramer nicht zweimal sagen. Sie erzählte Walpurga, wie das ganze Schloß davon spreche, daß die Königin sie gestern Abend geküßt habe, und daß es morgen in allen Zeitungen stehen werde.

„Geh," erwiderte Walpurga, und Mamsell Kramer erklärte ihr, daß sie wohl gegen sie solch ein Wort sagen dürfe, aber gegen Andere nicht. Man müsse immer bescheiden erklären, was man meine, nicht blos einen Ton hinwerfen, wie ein Vogel. Walpurga schaute auf und stand lauschend, als spräche Mamsell Kramer noch immer weiter und sie sagte endlich: „Fast gerad' so hat mir's mein Vater seliger auch einmal gesagt; ich hab's aber damals noch nicht verstanden. Jetzt — ich hab' nur sagen wollen: die Leute in der Stadt müssen viel Langweil' haben, wenn sie aus so was ein Aufhebens machen." In sich hinein schloß sie wieder: Geh!

Der kleine Prinz erwachte.

Walpurga nahm ihn auf, und als er an ihrer Brust wieder einschlief, sang sie ihm mit heller Stimme:

Wir Beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein,
Glückselig sein die Stunden
Wann wir beisammen sein.

Als sie geendet und das Kind wieder in die Wiege gelegt hatte, sah sie sich um; an der Thür standen der König und der Leibarzt.

„Du kannst ja prächtig singen!" sagte der König.

„Geh," erwiderte Walpurga, und: „So was man ins Haus braucht, aber besonders schön ist's nicht,"

ſetzte ſie auf Mamſell Kramer ſchauend hinzu. Sie dolmetſchte jetzt ſich ſelbſt.

Der König und der Leibarzt freuten ſich am Anblicke des Kindes.

„Der Tag iſt doch ganz anders, wenn man zum Erſtenmal in das Auge ſeines Kindes ſieht,“ ſagte der König, und Walpurga beſtätigte:

„Ja, da ſchaut Einen die Welt ganz anders an; da hat der Herr König ein wahres Wort geſagt.“ Es antwortete ihr Niemand und der König lächelte. Er ging mit dem Leibarzt davon. Mamſell Kramer prägte Walpurga ebenſo behutſam als eindringlich das erſte Gebot ein:

„Du darfſt zu Seiner Majeſtät dem Könige und zu Ihrer Majeſtät der Königin nicht ſprechen, bis ſie Dich etwas fragen.“

„Das iſt geſcheidt! Da hört man nichts Unebenes! O wie geſcheidt eingerichtet!“ rief Walpurga zur Ueberraſchung der Mamſell Kramer. „Das will ich mir merken!“

Beim Frühſtück im Pavillon des Schloſſes konnte man erfahren, daß Mamſell Kramer und vielleicht auch Walpurga die Wahrheit geſprochen. In den Gruppen, die ſich auf der Veranda unter den Orangenbäumen ſammelten, ſprachen Vertraute mit einander, — nachdem ſie ſich gegenſeitig die Zunge gehoben und ſich überzeugt hatten, man dürfe der Mediſance freien Spielraum laſſen, — wie die Sentimentalität der Königin ſich wieder in ihrem Verhalten gegen die Amme gezeigt habe; das ſüßliche Gethue ſei leider ein Erbſtück derer aus dem

Hause *** — Die Oberhofmeisterin, hieß es, sei wieder krank geworden von dem Aerger über das etiquettewidrige Benehmen der Königin.

„Die Königin entwerthet ihre Gunstbezeugungen," sagte eine ältere Hofdame, die gut anderthalb Pfund falsches Haar auf dem Kopfe hatte.

„Nichts ist langweiliger, als permanente Zärtlichkeit," bemerkte eine andere wohlbeleibte, streng kirchliche Palastdame; aber sofort die böse Nachrede mit dem Mantel der Liebe zudeckend, setzte sie hinzu: „Die Königin ist noch halb Kind und meint es im Grunde so gut."

Die fromme Palastdame war hiemit nach beiden Seiten gedeckt, sie konnte mit den Medisirenden und mit den Liebreichen gehen.

„Sie haben wol wenig geschlafen?" sagte eine ältere zu einer sehr jungen blaß aussehenden Hofdame.

„Allerdings," seufzte die Angeredete. „Ich habe noch den letzten Band von — sie nannte einen neuen französischen Roman, einen unzweideutigen — bei einem einzigen Lichte ausgelesen. Sehr interessant, werde Ihnen heute das Buch zurückgeben."

„Dann bitte Ich darum! — und Ich — und Ich!" rief es von verschiedenen Seiten.

Die fromme Palastdame wollte von diesen Dingen nichts hören, obgleich sie den Roman heimlich auch schon gelesen. Sie lenkte das Gespräch wieder auf Walpurga, sie hatte die neueste Nachricht, daß die Amme sehr schön singen könne.

„Wer singt schön?" fragte Gräfin Irma hinzutretend.

„Das ist etwas für Sie, liebe Wildenort; von der Walpurga können Sie viele neue Lieder lernen und zur Zither singen.“

„Ich warte, bis wir wieder im Freien sind. Solch eine Bäuerin in Schloßgemächern ist ein Widerspruch. Wann zieht denn der Hof wieder nach der Sommerburg?“

„Erst in sechs Wochen!“

Es gab noch viel Gerede über Walpurga und eine Dame behauptete, es sei eine Intrigue des Leibarztes, daß man eine Amme aus dem Gebirge holen mußte, von wo der Leibarzt auch stammte; er schaffe sich immer Alliirte, denn diese Person werde großen Einfluß auf die Königin haben. Man sprach von dem intriguanten Wesen des Leibarztes, der sich den Anschein gäbe, als ob er mit den Ueberschwänglichkeiten der Königin ernstlich sympathisire; denn das war Allen gewiß: wer sich so lang und beständig in der Gunst des Hofes erhält, bringt das nicht mit ehrlichen Mitteln zuwege.

„Der Leibarzt ist noch gar nicht so alt,“ sagte eine sehr hagere Hofdame, „er ist erst im Anfange der Fünfzig. Ich glaube, er hat sich die Haare weiß gefärbt, um recht früh recht ehrwürdig auszusehen.“

Man lachte viel über diesen Scherz.

Vor dem Frühstück gab es unabänderlich immer getrennte Männer- und Frauengruppen. In dem Kreis der Hofcavaliere war von Telegrammen die Rede, die nach allen Höfen ausgegangen, auf welche bereits vielfach Antworten eingetroffen waren und noch immer einliefen.

Erst nach dem Frühstück in einer Sitzung des Hausministeriums und Hofmarschallamtes sollte bestimmt werden, wer außer den Eltern der Königin zu Gevatter gebeten werden sollte. Es hieß sogar, daß der Pabst einen besondern Nuntius zur Taufe schicken werde, dem der Bischof assistire.

Von so fern liegenden Höhen lenkte der Flügeladjutant des Königs, der Bruder der Gräfin Irma, die Unterhaltung wieder auf Walpurga; er rühmte ihre Schönheit und ihr drolliges Wesen, der Kuß der Königin wurde auch hier nachgeschmatzt; der Flügeladjutant hatte dazu ein Witzwort aufgebracht, über das Alle hellauf lachten.

Plötzlich hieß es: „Der König!"

Die Gruppen zertheilten sich und stellten sich grüßend in Reihen auf. Der König ging dankend durch die Reihen nach dem Dianensaal, wo man frühstückte. An der Decke war die Göttin Diana mit ihrem weiblichen Jagdgefolge, von einem Schüler Rubens' gemalt. Der Oberhofmarschall überreichte dem König ein Paket Telegramme. Der König erwiderte, er möge sie nur selbst öffnen und über diejenigen, die etwas mehr als Gratulationen enthielten, besondere Mittheilung machen.

Man setzte sich zum Frühstück.

Es war hier in der Stadt nicht so heiter und zwanglos, wie draußen auf dem Sommerschlosse; auch lag Allen noch die Unruhe der vergangenen Nacht im Gemüthe. Es wurde nur leise gesprochen.

„Gräfin Irma!" sagte der König. „Ich empfehle Ihnen die Walpurga, sie ist eine Figur für Sie, und

Sie können schöne Lieder von ihr lernen und sie neue lehren!“

„Danke, Majestät! Wollen Eure Majestät nur die Gnade haben, zu befehlen, daß mir die Frau Oberhofmeisterin gestatte, zu jeder Zeit in die Gemächer Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen zu gehen!“

„Wollen Sie das besorgen, lieber Rittersfeld!“ erwiderte der König, zum Oberhofmarschall gewendet.

Man glückwünschte der Gräfin Irma, die am untern Ende des Tisches saß; das Gespräch heftete sich nun fast ausschließlich an Walpurga.

Dem König wurden die Morgenzeitungen gebracht. Er durchflog sie und rief unwillig:

„Diese schwatzhafte Presse! Da steht der Kuß der Königin auch schon in den Landesblättern.“ Sein Antlitz verfinsterte sich. Es war offenbar, daß ihm die Thatsache und noch mehr deren Bekanntwerden höchst peinlich war. Nach einer Weile sagte er:

„Meine Herren und Damen, ich bitte dafür zu sorgen, daß die Königin nichts davon erfährt!“

Er stand rasch auf und ging.

Die Frühstücksgesellschaft trennte sich nur langsam, und die fromme Palastdame konnte sich nun offen zur Medisance bekennen. Der Mantel der Liebe war nicht mehr nöthig: der König war der sentimentalen Gemahlin bereits überdrüssig. —

Sollte die Gräfin Irma ...? Wer weiß, ob das nicht ein fein angelegter Plan ist, ihr offenen Zutritt zu den Gemächern des Kronprinzen zu verschaffen? Der König wird sie da treffen ... Wer weiß —?

Man war sehr erfinderisch in Combinationen und Vermuthungen, die man indeß sehr behutsam und vorsichtig einander zuflüsterte. Walpurga und die Königin, ja sogar der Kronprinz waren eine Weile ganz vergessen.

Dreizehntes Capitel.

„So, mein Junge! Jetzt hast Du zum Erstenmal die Sonne gesehen, und diese Sonne sollst Du siebenundsiebzig Jahre sehen in Gesundheit und Glück, und wenn die siebenundsiebzig Jahre um sind, soll Dir unser Herrgott noch einmal Urlaub geben. Gestern Abend haben sie Dir zulieb tausend Millionen Lichter angezündet, das ist aber Alles nichts gegen die Sonne, die Dir heute unser Herrgott am Himmel anzündet. Bursche! sei immer brav, daß Du's werth bist, daß die Sonne auf Dich scheint. Ja, jetzt lacht ein Engel aus Dir! lach' nur im Schlaf! Du hast einen Engel auf Erden, und das ist Deine Mutter, und Du bist auch mein, ja, Du bist mein!"

So sprach Walpurga mit leiser Stimme aber im innigsten Tone in das Antlitz des Kindes hinein, das in ihrem Schooße schlief. In ihrer Seele begann bereits jener geheimnißvolle liebende Zusammenhang, der sich aus der Nahrunggebung entwickelt. Es ist ein tiefer Zug der Menschennatur, daß wir die lieben, denen wir Wohlthaten erzeigen können; ihr Leben wird eins mit uns.

Walpurga vergaß sich, vergaß Alles, was draußen

in den Bergen, in der Gstadelhütte am See ihr zugehörte. Hier war sie jetzt nöthig, hier war ein Leben auf sie angewiesen.

Strahlenden Auges schaute sie auf Mamsell Kramer, deren Blick voll Freude auf ihr ruhte.

„Ich meine," sagte sie, „in dem Schloß ist's wie in einer Kirche; da hat man lauter gute fromme Gedanken, alle Menschen sind so sanft und herzlich und ohne Hinterhalt."

Mamsell Kramer lächelte und erwiderte:

„Liebes Kind —"

„Heißen Sie mich nicht Kind! Ich bin kein Kind. Ich bin eine Mutter."

„Aber hier in der großen Welt bist Du doch noch ein Kind. Ein Hof ist gar was Besonderes. Jetzt geht der Eine jagen, der Andere fischen; der Eine baut, der Andere malt; der Eine lernt seine Schauspielrolle, der Andere übt sein Musikstück, eine Tänzerin lernt einen neuen Tanz, ein Gelehrter schreibt ein neues Buch — Alle im ganzen Land kochen und braten, exerciren und musiciren, schreiben und malen und tanzen, Alle thun Alles, damit der König und die Königin eine Freude daran haben; denen wird's zugerichtet!"

„Das verstehe ich!" fiel Walpurga ein und Mamsell Kramer fuhr fort:

„Glaub' mir, ich habe sechzehn Ahnen im Schlosse" — es waren eigentlich nur sechs, aber sechzehn spricht sich besser, und darum erlaubte sich Mamsell Kramer diesen Aufputz — „seit vielen Geschlechtern sind meine Ahnen Hofdiener, mein Vater ist Kastellan auf der

Sommerburg; ich bin dort geboren, ich kenne den Hof; ich kenne Alles; ich kann Dich viel lehren."

„Und ich lerne gern," schaltete Walpurga ein.

„Du denkst, alle Menschen meinen's gut? Glaube mir, in einem Schlosse sind Menschen von allen Arten, schlechte und gute, da laufen alle Laster herum und alle Tugenden, Dinge, von denen Du gar keine Ahnung hast und nie bekommen sollst; aber manierlich thun sie Alle. Ich bitte Dich: bleib so, wie Du bist und gehe wieder so heim, wie Du gekommen."

Walpurga sah die Mamsell groß an. Wer kann sie denn anders machen?

Es kam die Nachricht, die Königin sei erwacht, Walpurga solle mit dem Prinzen zu ihr kommen.

Sie ging, das Kind auf dem Arme, durch die Zimmer, geleitet vom Leibarzt, Mamsell Kramer und zwei Kammerfrauen. Die Königin lag ruhig und schön auf dem Kissen, sie wendete nur grüßend das Antlitz zu den Eintretenden. Ein breiter, schräger Strahl des Sonnenlichtes fiel durch den zurückgesteckten Vorhang in das Zimmer. Es war heute noch viel schöner, noch viel stiller in dem Gemache, als ob es eine Stille gäbe, die noch mehr als Lautlosigkeit sei.

„Guten Morgen!" rief die Königin mit inniger Stimme.

„Gieb mir mein Kind!" Sie senkte den Blick zu dem Kinde auf ihrem Arme, dann schlug sie die Augen auf und hauchte leise ohne Jemand anzublicken:

„Ich sehe mein Kind zum Erstenmal im vollen Tageslicht!"

Geraume Weile war Alles still, als athmete hier kein Menschenleben, und als dränge der breite Sonnenstrahl nur allein ins Zimmer.

„Habt ihr gut geschlafen?“ fragte die Königin. Walpurga war froh, jetzt hat die Königin gefragt, jetzt darf sie antworten. Rasch streifte ihr Blick die Mamsell Kramer.

„Ja gewiß,“ sagte Walpurga. „Schlaf ist das Erste und Letzte und Beste, was man auf der Welt kriegt.“

„Sie ist klug,“ sagte die Königin in französischer Sprache, zum Leibarzt gewendet.

Walpurga erschrak bis ins Herz hinein. So bald sie Französisch hörte, kam sie sich wie verkauft und verrathen vor. Die Menschen waren ihr in eine Tarnkappe gehüllt, wie die Kobolde im Märchen, sie waren unsichtbar und sprachen doch.

„Hat der Prinz auch gut geschlafen?“ fragte die Königin.

Walpurga wischte sich mit der Hand übers Gesicht, als ob sie eine Spinne abschüttle, die darüber kriecht. Die Königin nennt ihr Kind nicht Kind und nicht Sohn, sondern Prinz.

Walpurga antwortete:

„Ja, Gottlob! ganz gut; wenigstens habe ich nichts von ihm gehört, und ich hab' nur sagen wollen, ich möchte es mit ihm“ — sie konnte nicht Prinz sagen und sprach nur immer mit Er — „ich möchte es mit ihm halten, wie mit meinem eigenen Kind. Das haben wir vom ersten Tag an gut gezogen. Meine Mutter hat mich's gelehrt. So ein Kind hat von der ersten

Minute an seinen Eigenwillen, dem darf man nicht nachgeben. Man darf es nicht aus der Wiege nehmen, wenn es will, und ihm auch nicht zu trinken geben, wenn es will. Das hat Alles seine gesetzte Zeit, es gewöhnt sich bald daran und es schadet ihm gar nichts, wenn man's schreien läßt; im Gegentheil, da geht die Brust recht auseinander."

„Schreit er?" fragte die Königin.

Das Kind gab selbst die Antwort, es fing laut zu schreien an.

„Nimm ihn und beruhige ihn," bat die Königin.

Der König trat eben ein, als der Knabe noch laut schrie.

„Das giebt eine gute Commandostimme," sagte er, streckte seiner Frau die Hand entgegen und küßte die ihrige.

Walpurga beruhigte das Kind; sie wurde mit Mamsell Kramer wieder in ihre Zimmer zurückgeschickt.

Der König erzählte von den eingegangenen Depeschen und der Bestimmung der Pathen. Die Königin war mit Allem einverstanden.

Als Walpurga wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt war und das Kind in die Wiege gelegt hatte, ging sie unruhig auf und ab.

„Es giebt keinen Engel auf der Welt! sie sind Alle gerad so wie wir und wer weiß..." so sprach sie. Sie war zornig auf die Königin: Warum will sie nicht ruhig mit anhören, wie ihr Kind schreit? Man muß Alles von den Kindern auf sich nehmen, Freud' und Leid.

Sie trat auf den Gang hinaus, da hörte sie die Orgel in der Schloßcapelle. Zum Erstenmal in ihrem Leben war ihr dieser Klang zuwider. Das gehört nicht ins Haus, dachte sie, nicht da gerad nebenhin, wo Allerlei getrieben wird; die Kirche muß allein für sich stehen.

Als sie wieder ins Zimmer kam, war ein Fremder da.

Mamsell Kramer sagte, daß dies der Leibschneider der Königin sei.

Walpurga lachte laut auf über das Wort: Leibschneider. Der elegante Mann sah sie verdutzt an, und Mamsell Kramer erklärte, das sei der Kleidermacher Ihrer Majestät der Königin; er sei gekommen, um für Walpurga drei neue Anzüge zu machen.

„Soll ich Stadtkleider tragen?"

„Gott bewahre! Du sollst die Tracht Deiner Heimath ganz genau haben, und kannst Dir ein rothes, blaues und ein grünes Mieder bestellen. Oder willst Du lieber eine andere Farbe?"

„Ich wüßte nicht; aber ich möchte auch ein Werkeltagskleid haben. So immer im Sonntagsputz herumgehen für alle Tag — das geht doch nicht!"

„Am Hofe geht man immer in Sonntagskleidern, und Du mußt, wenn Ihre Majestät die Königin wieder ausfahren, mit ihnen ausfahren."

„So? Meinetwegen! Mir kann's schon recht sein."

Walpurga lachte immerfort, während ihr das Maß genommen wurde, so daß der Schneider bitten mußte, sich ruhiger zu halten. Während er das Maß einsteckte,

erklärte er noch der Mamſell Kramer, daß er ſich ein genaues Modell habe kommen laſſen, auch habe ihm der Ober-Ceremonienmeiſter noch einige Zeichnungen zukommen laſſen, ſo daß die Tracht gewiß die vollkommene würde.

Zuletzt bat er noch, den Kronprinzen ſehen zu dürfen.

Mamſell Kramer wollte es gewähren, aber Walpurga wehrte ſich dagegen. Bevor das Kind getauft iſt, darf es keiner aus Neugierde anſehen; und nun gar ein Schneider. Da wird das Kind ſein Lebentag kein rechter Mann.

Mamſell Kramer gab dem Hofſchneider einen verſtändnißreichen Wink, daß man gegen den Aberglauben der Leute aus dem Volke nichts thun und die Amme nicht aufregen dürfe; der Schneider verabſchiedete ſich.

Walpurga hatte nach dieſem Vorfall die erſte heftige Zurechtſetzung mit Mamſell Kramer. Sie begriff nicht, wie ſie das Kind wollte begucken laſſen. — „Nichts thut einem Kinde weher, als wenn man's im Schlaf anſieht, und noch dazu ein Schneider! Meck, meck!“

Die ganze tolle Laune, die ſich im Volkslied gegen die Schneider kundgiebt, brach in Walpurga hervor, und ſie ſang eines jener herben Spottlieder:

Hei luſtig Blut und unverzagt,
Es hat ein' Schneck' ein' Schneider g'jagt,
Und wär' der Schneider nicht tapfer g'ſprunge,
So hätt' die Schneck' den Schneider g'funge.
Die Kuchipfanne hat ein Loch,
Gibeli Gäbeli Geißebock.

Durch die Bekanntschaft mit dem Hofschneider war Mamsell Kramer sehr in ihrer Achtung gesunken. Diese suchte die spottsüchtig Aufgeregte zu beruhigen, und sagte:

„Freust Du Dich denn gar nicht auf Deine schönen, neuen Kleider?"

„Ehrlich gestanden: Nein! Ich zieh' sie ja nicht für mich an, ich zieh' sie für Andere an, die hängen an mich hin, was ihnen gefällt. Meinetwegen! Ich hab' mich einmal hergegeben und muß mir's gefallen lassen."

„Ist's erlaubt einzutreten?" fragte eine holde Stimme.

Gräfin Irma trat ein. Sie streckte Walpurga beide Hände entgegen, und sagte:

„Grüß' Gott, Landsmännin! Ich bin auch aus dem Gebirge, sieben Stunden weit von Deinem Ort; ich kenne ihn. Ich bin einmal mit Deinem Vater über den See gefahren. Lebt er noch?"

„Nein, leider nicht mehr; er ist ertrunken, und der See hat nicht einmal den Todten mehr hergegeben."

„Es war ein schöner alter Mann. Du siehst ihm gleich, wie aus dem Gesichte geschnitten."

„Das freut mich, daß noch Jemand hier ist, das meinen Vater gekannt hat. Der Leibschneider — ich hab' sagen wollen, der Leibarzt hat ihn auch gekannt. Ja, Land aus, Land ein hat es keinen braveren Mann gegeben, als meinen Vater, das muß Jeder sagen."

„Ja wol, das hab' ich auch gehört."

„Darf man fragen: Wie heißt denn das Fräulein?"

„Gräfin Wildenort."

„Wildenort? Den Namen hab' ich auch schon

gehört. Ja, jetzt beſinn' ich mich, meine Mutter hat mir ihn genannt. Ja, ihr Vater ſoll gar ein wohlthätiger Mann geweſen ſein. Iſt er auch ſchon lang todt?"

„Nein, er lebt noch."

„Iſt er auch hier?"

„Nein."

„Und als was ſind Sie denn hier, Fräulein Gräfin?"

„Als Hofdame."

„Was iſt das?"

„Geſellſchafterin der Königin, ſo was man bei euch Geſpiel heißt."

„So? Und da hat Sie Ihr Vater fortgegeben?"

Der Gräfin Irma war dieſes viele Fragen gar nicht genehm. Sie ſagte daher:

„Walpurga, ich habe Dich fragen wollen, kannſt Du gut ſchreiben?"

„Ich hab's gekonnt, aber wieder ganz verlernt."

„Da hab' ich's doch recht getroffen, daß ich deshalb gekommen bin. Alſo, wenn Du an Deinen Mann, an Mutter und Kind ſchreiben willſt; dictire mir's in die Feder, ich ſchreibe Dir Alles, wie Du mir's vorſagſt."

„Ich könnte das ja auch thun," warf Mamſell Kramer ſchüchtern ein, „und die gnädige Gräfin brauchten ſich nicht zu bemühen."

„Nein, das Fräulein Gräfin ſchreibt mir. Wollen wir gleich?"

„Ja wol!"

Aber Walpurga mußte zu dem Kinde.

Während sie im zweiten Zimmer war, besprach sich Gräfin Irma mit Mamsell Kramer.

Walpurga kam wieder herein, Irma saß mit der Feder in der Hand vor dem Papier und Walpurga begann zu dictiren:

„Lieber Mann, liebe Mutter und liebes Kind. Nein, halten Sie ein! schreiben Sie nicht so! Nehmen Sie ein frisches Blatt! So, jetzt hab' ich's! jetzt schreiben Sie."

„Ich will euch zu wissen thun, daß ich mit Gottes Hülfe in der Kutsche mit den vier Pferden gesund und gut hier angekommen bin. Ich weiß nicht wie. Und die Königin ist ein Engel und Millionen Lichter und mein Kind . . ."

Plötzlich bedeckte sich Walpurga das Gesicht mit beiden Händen — sie wußte nicht, wen sie meine, als sie „mein Kind" sagte.

„Und mein Kind" — wiederholte Gräfin Irma nach längerer Pause.

„Nein!" rief Walpurga, „ich kann heut' nicht schreiben. Verzeihen Sie mir, es geht nicht. Aber ich hab' Ihr Versprechen, daß Sie mir schreiben, morgen oder übermorgen. Kommen Sie nur jeden Tag zu uns!"

„Und soll ich dann noch eine gute Freundin mitbringen?"

„Wer mit Ihnen gut Freund ist, kann schon kommen! Nicht wahr, Mamsell Kramer?"

„Ja wol, Gräfin Irma haben besondere Erlaubniß."

„Ich bringe Dir eine sehr gute Freundin mit, die kann prächtig singen, sie hat eine Stimme so lind und sacht — aber ich will Dich nicht lange mit Räthseln plagen, ich kann Zither spielen, und da bring' ich meine Zither mit!"

„Du kannst Zither spielen?" rief Walpurga, und knirschte die Zähne vor Freude an einander.

Ihr weiterer Ausruf wurde unterbrochen, denn der König trat ein.

Er begrüßte mit sanfter Neigung der Augen Gräfin Irma. Sie war aufgestanden und verbeugte sich vor ihm wieder so, als ob sie sich geradeswegs auf den Stubenboden setzen wollte.

„Was schreiben Sie da?" fragte der König.

„Majestät, das sind Geheimnisse der Walpurga," erwiderte Gräfin Irma.

„Was da steht kann der Herr König schon lesen," sagte Walpurga und übergab ihm das Blatt.

Er durchflog es, faltete es dann zusammen und steckte es mit einem Blick auf die Gräfin in die Brusttasche.

„Ich werde mit Walpurga singen," sagte Irma, „da sehen Majestät wieder, wie Musik das Höchste ist auf der Welt. Walpurga und ich, wir sind gleich, wenn wir singen. Was andere Künste hervorbringen, zumal die Dichtkunst, übersetzt Jeder in seine eigene Sprache, nach seiner Erfahrung und Anschauung."

„Gewiß," erwiderte der König. „Musik allein ist die Weltsprache und braucht nicht übersetzt zu werden, da spricht Seele zu Seele." —

Walpurga sperrte Mund und Augen auf, wie die Beiden so mit einander sprachen.

Mit Gräfin Irma gemeinsam betrachtete nun der König eine kurze Weile den Prinzen, dann sagte er: „Nächsten Sonntag ist die Taufe," und verabschiedete sich.

Walpurga sah dem König mit seltsamem Blicke nach, dann betrachtete sie ernsten Auges Gräfin Irma.

Diese machte sich schnell mit den Papieren zu schaffen, dann verabschiedete sie sich mit heiterer Stimme, und zwar so heiter, daß es fast erzwungen schien — es war kein Grund zum Lachen da, und sie lachte doch.

Walpurga sah noch lange auf die Thürvorhänge, hinter denen die Gräfin verschwunden war, dann sagte sie zu Mamsell Kramer:

„Sie haben ein wahres Wort gesagt, das Schloß ist keine Kirche."

Sie ließ sich nicht dazu herbei, sich näher zu erklären.

„Ich will Dich schreiben lehren!" sagte Mamsell Kramer, dann haben wir eine gute Beschäftigung und Du kannst allein an die Deinigen schreiben."

„Ja, das will ich," schloß Walpurga.

Vierzehntes Capitel.

„Ich hätt' eine Bitte an Sie," sagte andern Tags Walpurga zur Gräfin Irma. „Sagen Sie mir immer gradaus, wenn ich etwas nicht recht mache."

„Recht gern! aber Du mußt mir dann auch sagen, wenn ich —“

„Ja da hab' ich gleich was auf dem Herzen.“

„Sag's nur frei heraus!“

„Wenn wir einmal allein sind.“

„Bitte, liebe Kramer, wollen Sie uns allein lassen?“

Mamsell Kramer ging in das Nebenzimmer, und Walpurga sah wieder staunend, wie man hier die Menschen hin- und herschiebt, wie Stühle.

„Nun, was hast Du?“ fragte die Gräfin.

„Schau, wenn ich was Einfältiges sage, nimm mir's ja recht nicht übel, gelt, das thust Du nicht?“ Sobald Walpurga in Eifer kam, sagte sie immer wieder Du.

„Was hast Du?“ fragte Irma nochmals.

„Schau, Du bist so schön, gar so schön, so hab' ich mein Lebtag noch nichts gesehen; Du bist noch schöner als die Königin, nein, nicht schöner, aber mächtiger, und die Gutheit sieht Dir aus den Augen —“

„Was hast Du denn? Sag's gerad heraus!“

„Ich möchte glauben, ich hab' Unrecht, aber es ist besser, ich weiß es gewiß. Jetzt — das hat mir nicht gefallen, wie der König Dich gestern angesehen hat und Du ihn, und er hat am Wiegengeländer seine Hand auf die Deinige gelegt, und er ist Ehemann und Vater. Du bist ein lediges Mädchen, da weiß man nicht, was das ist, wenn ein Mann Einen so ansieht; aber ich bin eine Ehefrau und kann Dich warnen und ich darf und ich muß. Du hast gesagt, wir wollen gut Freund sein, jetzt kommt gleich die Prob' drauf.“

Irma schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Du bist brav. Aber Du irrst. Der König hat gar ein edles Herz, und besonders seit ihm ein Sohn geboren ist, möchte er gern jeden Menschen glücklich machen, wie er es selbst ist. Er hat seine Frau schwärmerisch lieb und Du hast's ja auch gleich gesehen, sie ist ein Engel —"

„Und wenn sie auch kein Engel wär', sie ist seine Frau und die Mutter von seinem Kind und er muß treu zu ihr halten, und mit jedem Blick, den er auf eine Andere wirft, ist er ein verfluchter Ehebrecher, dem man die Augen ausstechen sollte. Schau, wenn ich mir das denken sollte, daß mein Mann das könnte, — die Männer sind gar schlecht, sie können Alles — daß ein Mann da steht an der Wiege seines neugebornen Kindes und mit denselben Augen, mit denen er eben sein Kind angesehen, sieht er auf ein ander Weibsbild und sagt ihm mit den Augen, ich hab' Dich gern! — Schau, wenn ich mir das denke, ich könnte verrückt werden; und wenn ein Mann, der einer Andern die Hand gedrückt hat, hingehen kann und seiner Frau die Hand geben und seinem Kinde mit derselben Hand in's Gesicht langen — die Welt, in der das geschehen könnte, die sollte man verbrennen und unser Herrgott sollte Pech und Schwefel drüber regnen lassen."

„Sprich leiser, Walpurga, schrei nicht so wild! Nimm keine solchen Worte in den Mund! Du bist nicht da hergekommen, um Sittenrichter zu sein und Du hast gar nicht zu richten! Was verstehst denn Du von

der Welt? Du haſt ja keine Ahnung davon, was Höflichkeit iſt.“

Gräfin Irma redete ſcharf auf Walpurga ein, demüthigte ſie tief und ſchloß:

„So, jetzt weißt Du, wie Du dran biſt und wer Du biſt. Und nun will ich Dir auch noch etwas ſagen: Ich verzeih' Dir, daß Du den König und mich beleidigt haſt mit Deinen albernen Reden. Wenn ich nicht Mitleid mit Deinem Unverſtand hätte, würde ich kein Wort mehr mit Dir reden. Aber ich bin Dir gut und weiß, daß Du's auch gut meinſt, darum will ich Dir beiſtehen und Dir etwas ſagen: Laß um Dich her vorgehen, was will, und bekümmere Dich um nichts. Verſorge Dein Kind und laß Dir von Niemand die Zunge heben zum Bösreden. Glaub' mir, es meint's hier Keines ehrlich mit dem Andern, ſie hinterbringen einander immer Alles und Du haſt zuletzt im ganzen Schloß keinen Menſchen, der Dir gut Freund iſt. Das merke Dir! Und jetzt ſag' ich Dir noch einmal: ich danke Dir, daß Du mir das geſagt haſt. Du haſt's gut gemeint und es iſt recht, daß Du nichts im Hinterhalt haſt. So werd' ich Dir immer gut Freund ſein und Du wirſt eine Stütze an mir haben. Wenn man dem König auch ehrerbietig iſt, deßwegen iſt er doch ſo brav wie Dein Hanſei, und ich bin ſo brav wie Du. So, jetzt gieb mir die Hand und vorbei iſt's! Vor Allem aber laß die Kaſtellanin kein Wort davon ahnen, was wir mit einander geſprochen haben. Denk' daran: die Wände haben hier Ohren, man erfährt hier Alles.“

Ohne ein weiteres Wort begann Gräfin Irma auf ihrer Zither die Weise eines Hochlandliedes.

Walpurga wußte nicht, wie ihr geschehen. Sie war ärgerlich auf sich selbst, über ihre Dummheit und ihre Keckheit. Aber das hält sie fest: sie will Alles in sich hinein denken.

Während Irma noch spielte, trat der König wieder durch die Portière und lauschte still. Irma schaute nicht auf, sie sah auf ihre Zither nieder. Als sie geendet, klatschte der König leise Bravo. Sie stand auf und verbeugte sich, ging aber nicht wieder mit dem König in das Zimmer, wo er den Prinzen betrachtete.

„Ihre Zither ist rein gestimmt, aber Sie, schöne Gräfin, scheinen verstimmt," sagte der König, wieder in's Zimmer tretend.

„Ich bin auch rein gestimmt, Majestät," erwiderte Gräfin Irma. „Ich habe nur eben der Walpurga eine Melodie gespielt, die mich tief erregte."

Der König entfernte sich rasch, heute, ohne der Gräfin die Hand zu reichen.

Walpurga war am traurigsten darüber, daß sie auch Mamsell Kramer nicht mehr trauen dürfe.

„O Du armes Kind!" sagte sie einmal, aber ohne daß es Jemand hörte, zu dem Prinzen auf ihrem Schoße — „o Du armes Kind! Du sollst unter Menschen aufwachsen, wo keiner dem andern ganz traut. Wenn ich Dich nur mitnehmen könnte, Du solltest ein prächtiger Bub werden. Jetzt bist Du noch unschuldig — die Kinder allein, bis sie sprechen lernen, sind

unſchuldig auf der Welt. — Was thut's? ich hab' die Welt nicht gemacht und ich brauche ſie nicht zu ändern! Recht hat die Gräfin: ich will Dich gut nähren und pflegen, das Andere mag Gott machen —"

Fünfzehntes Capitel.

„Nun iſt Ihr Wunſch in Erfüllung gegangen," ſagte am Mittag, als man von der Tafel aufgeſtanden, die Gräfin Irma zum Leibarzt.

„Welcher?"

„Ich habe eine Freundin, einen Kameraden, und wie es im Liede heißt, einen beſſern find'ſt du nit."

„Ihre Freundlichkeit gegen die Bauernfrau iſt liebreich und anerkennenswerth, aber eine Freundin iſt das nicht. Sie müſſen ein Weſen Ihres Geſchlechtes ſich gleichſtellen. Dieſer Bauernfrau gegenüber bleiben Sie immer eine Gönnerin; ſie kann Sie nie tadeln oder einen Tadel nicht aufrecht erhalten. Der einfache Verſtand, ich möchte ſagen, die Natur hat nicht Waffen genug gegen das Arſenal der Bildung."

Irma zuckte bei dieſen Worten.

Der Arzt aber fuhr ruhig fort:

„Sie ſind der Naivetät aus dem Volke gegenüber doch immer wie ein Erwachſener im Verhältniß zu einem Kind. Ich fürchte, Sie haben's verſäumt, ſich eine ebenbürtige Freundin zu erwerben."

„Ebenbürtig? — alſo Sie ſind auch Ariſtokrat?"

Der Arzt erklärte Irma, daß man die volle Gleich-

berechtigung der Menschen gelten lassen kann, ohne damit die socialen Unterschiede aufzulösen.

„Wenn ich von Ihnen gehe," sagte Irma, und ein Glanz verbreitete sich über ihre Züge, „wenn ich in Ihrem Denken gelebt habe, da kommt mir Alles, was ich thun soll und will, so klein und erbärmlich vor. Es geht mir fast wie nach einer großen Musik, da möchte ich immer gern etwas Ungewöhnliches thun. Ich wollte, ich hätte eine künstlerische Begabung."

„Freuen Sie sich, selbst ein schönes Werk der Natur zu sein, und helfen Sie sich zum schönen Fortgedeihen; das ist das Beste!"

Der Leibarzt wurde abgerufen.

Irma saß noch lange auf einer Bank, dann ging sie in ihr Zimmer; sie spielte mit ihrem Papagei, sie betrachtete ihre Blumen. Endlich begann sie die Blumen auf eine Marmorplatte zu malen. Es sollte ein reiches Werk werden. Für wen? Sie wußte es nicht. Einmal fiel eine Thräne mitten in eine Rose, deren Farbe noch naß war. Sie schaute auf und verließ die Arbeit. Dann trocknete sie die Thräne auf. Sie mußte die ganze Rose neu malen.

Am Tage vor der Taufe dictirte Walpurga der Gräfin Irma den ersten Brief:

„Morgen ist Sonntag und da will ich auch bei euch sein. Im Gedanken bin ich es immer. Ich meine, es wären schon sieben Jahre, daß ich von daheim fort bin. Hier ist der Tag so lang und im Schloß sind mehr Menschen, als dreimal in unsere Kirche

hineingehen. Hier sind sehr viele Knechte im Haus, die verheirathet sind und auch wieder Dienstboten haben, es sind lauter schöne große Menschen hier im Schloß in Dienst, die Mamsell Kramer sagt mir, die Herrschaften wollen nur schöne Menschen um sich sehen, und manche sehen gar ehrwürdig aus und reden so zimpfer, wie ein Pfarrer, man heißt sie hier Lakaien, und wenn der König auf einen zugeht, da ducken die Menschen, wie zusammengeknickt, das ist ein Kunststück, sich so klein zu machen und zusammenlegen wie ein Taschenmesser. Ach, und wie viel gute Bissen hab' ich! Wenn ich nur euch davon schicken könnte. Ich freue mich nur, daß wir in vier Wochen auf das Landschloß fahren und dort bleiben bis in den Herbst hinein. Wie geht es nur meinem Kind, und Dir Hansei, und Dir, Mutter, und auch Dir, Stasi? In der Nacht, wenn ich schlafe, bin ich immer noch daheim. Ich kann aber nicht viel schlafen, mein Prinz ist ein wahrer Nachtwächter, und der Leibdoctor hat gesagt, ich dürft' ihn nicht so viel schreien lassen, wie daheim die Burgei. Aber eine gute Stimme hat er, und morgen ist die Taufe. Der Bruder von der Königin und seine Frau stehen Gevatter und noch viel Prinzen und Prinzessinnen. Ich hab' auch schöne neue Kleider bekommen und zwei grüne Hüte mit goldenen Borten und zwei silberne Ketten für das Mieder und das darf ich Alles mitnehmen, wenn ich heimkomme. Es dauert aber noch lang bis dahin. Wenn jede Woche so lang ist wie die vergangene, dann bin ich siebenhundert Jahre alt, wenn ich heimkomme. Lustig bin ich auch wieder. Anfangs

ist es mir gewesen, wie wenn ich das Schreien von der Kuh in unserem Stall hörte.

Die euch das schreibt, ist die Gräfin Wildenort von drüben über dem Gamsbühel her, sie ist eine ganz gute Freundin von mir. Sie hat den Vater selig auch noch gekannt und Du, Mutter, kennst ja auch ihre Familie.

Und Hansei, ich muß Dir was sagen. Laß Dich nicht zu viel mit dem Gemswirth ein, das ist ein Schelm, der Dir das Geld aus dem Sack schwätzt. Und es giebt überall gute Menschen und auch schlechte, daheim und hier. Und der Leibarzt sagt mir, Ihr sollt unserer Kuh kein Grünfutter geben, nichts als Heu, sonst bekommt die Milch dem Kind nicht gut.

Ich lerne jetzt auch selbst schreiben, ich lerne überhaupt hier viel.

Und saget mir auch, was die Leute sagen, daß ich so schnell fort bin und mich zu dem entschlossen habe.

Es liegt mir aber nichts daran, was die Leute sagen. Ich weiß, daß ich rechtschaffen thue für mein Kind und für meinen Mann und für meine Mutter.

Und, liebe Mutter, nehmt Euch eine Magd in's Haus, wir können sie ja jetzt bezahlen.

Und Hansei! laß Dir vom Gemswirth Dein Geld nicht aus der Tasche schwätzen. Leg's auf sichere Hypothek an, bis wir einen Acker kaufen können, oder zwei.

Und vergesset nicht: am Mittwoch ist der Todestag vom Vater und da lasset ihm eine Messe lesen.

Wir haben hier die Kirche im Haus und ich höre

jeden Morgen auf dem Gang die Orgel. Morgen ist ein großer Tag und ich bleibe eure getreue

Walpurga Andermatten.

Ich schicke hier ein Häubchen für mein Kind, das setzet ihm jeden Sonntag auf. Ich grüße euch Alle viele tausendmal und verbleibe eure

Walpurga."

Sechzehntes Capitel.

„O wie schön! wie wunderschön! Ist denn das Alles mein? Bin ich denn das? Bist du's? die Walpurga von der Gstadelhütte am See? Was die sich einbildet!"

Mit solchen und noch übermüthigeren Ausrufungen stand Walpurga vor dem lebensgroßen Spiegel und war so entzückt, daß Mamsell Kramer sie halten mußte, damit sie nicht in den Spiegel hineinsprang und die Figur da drin umhalste.

Die neuen Kleider vom Hofschneider waren gekommen. Man kann nicht sagen, was schöner ist, das Mieder, der Rock, das Goller, das Hemd mit den kurzen weiten Aermeln — aber nein! der grüne, schmalkrempige Hut mit Blumenbusch und Goldschnur, daran die beiden goldenen Troddeln, der ist doch noch das Schönste, er sitzt, wie aufgegossen, und man meint, man hat gar nichts auf dem Kopf, so leicht ist er! Jetzt noch ein bischen besser links, so — beim Blitz! Du bist schön! die Leute haben Recht! — Sie stemmte

die Hände in die Seiten und drehte sich um und um und tanzte im Zimmer umher wie besessen, und dann stand sie wieder vor dem Spiegel, und starrte hinein, lautlos, wie verloren. —

Ja, der Spiegel! Walpurga hatte in ihrem ganzen Leben noch nie ihre volle Gestalt gesehen von Kopf bis Fuß. Was sieht man in so einem Batzenspiegel daheim? Kaum das Gesicht und ein Stückchen vom Hals!

Sie faßte sich um den Hals, den jetzt eine siebenreihige Granatschnur mit einer Agraffe vorn umschloß. Und wie gescheit ist die Mamsell Kramer! was kann die für Künste! Sie hatte noch einen auf Rollen laufenden großen Spiegel hinter sie gestellt, und jetzt kann Walpurga auch sehen, wie sie von rückwärts ausschaut, um und um! O was können die Menschen für Künste! Was weiß man da draußen von der Welt? Nichts, gar nichts, und von sich selber erst recht nichts!

„Also so schaut die Walpurga aus? So kommt sie daher, wenn die Leute ihr nachsehen? So von der Seite und so von der andern? Ich muß sagen, du gefällst mir; bist gar nicht uneben! Also das ist die Frau von Hansei? Er kann zufrieden sein und er ist brav und gut und hat sie mit Treuen verdient."

So sprach Walpurga mit sich, ein wundersamer Wirbel hatte sie erfaßt; sie hatte zum Erstenmal in ihrem Leben sich selbst ganz gesehen.

Der erste fremde Mensch, der sie so sah, war der Lakai Baum.

Baum ging immer in Schuhen ohne Absätze, und trat dabei mit dem ganzen Fuße auf, so daß man ihn

nicht kommen hörte; er kam überall hin so bescheiden, als ob er nicht stören wollte, aber er verräth nie etwas, und er ist zu Allem zu gebrauchen.

„Ei, wie schön!“ rief er und war ganz starr vor Bewunderung.

„Er hat mich gar nicht schön zu finden! Er ist ein verheiratheter Mann und ich bin eine verheirathete Frau!“ sagte Walpurga; ihre eigene Stimme kam ihr fremd vor.

„Der Herr Oberhofmarschall befehlen,“ sagte Baum, als ob er früher nichts vorgebracht und nichts gehört hätte, in ordonnanzmäßigem Tone — „die Amme soll, wenn Seine königliche Hoheit der Kronprinz schlafen, sofort in die Schloß-Capelle kommen; es wird jetzt Probe gehalten.“

„Ich habe meine Kleider schon hier anprobirt,“ erwiderte Walpurga.

Der Lakai erklärte, daß es sich nicht um Kleideranprobiren handle, sondern daß sämmtliche Theilnehmer, mit Ausnahme der Allerhöchsten Herrschaften, die Ordnung des Zuges bei der großen Feier vorher probiren, damit morgen Alles ohne Störung vor sich gehe.

Walpurga ging mit Baum.

Im großen Thronsaal waren die Herren und Damen vom Hofe versammelt, und es war ein wirres Durcheinandersprechen, das von der hohen Wölbung seltsam widertönte. Als Walpurga eintrat, hörte sie vielfach wispern. — Manche sagten auf Französisch, Manche aber auch gradaus Deutsch, die Amme sei ein Prachtstück von einer Hochlands-Bäuerin. Walpurga lächelte nach allen Seiten hin, ganz frei.

Jetzt stellte sich der Oberhofmarschall, der einen Stock mit goldenem Knopfe in der Hand trug, auf die unterste Stufe des Thrones, der mit einem Hermelinmantel verdeckt war. Er stieß mit dem Stocke dreimal auf den Boden, dann hielt er den Stock unter dem Knaufe hoch. Die Anwesenden hatten bereits einen gedruckten Zettel in der Hand; auch Walpurga erhielt einen solchen. Der Oberhofmarschall verlas ihn noch einmal, und schärfte genaueste Innehaltung des Programms ein. Der Zug ging nun durch die Bildergallerie und den Ahnensaal in die Capelle. Im Vorhofe derselben war es wie in einem Zaubergarten voll großer fremder Bäume und stark duftender Blumen; auch die Capelle war mit Bäumen und Blumen verziert, und oben an der Decke flogen Engel in der Luft herum.

Die Oberhofmeisterin, die heute noch strenger aussah, als an jenem ersten Abend, war in voller Amtsthätigkeit; jetzt ist nicht Zeit zum Krankſein.

Sie schärfte Walpurga, die neben ihr ging, nachdrücklich ein, den Prinzen ja recht behutsam zu tragen und wenn sie ihn am Altar in die Arme des Pathen lege, ihre Arme nicht eher zurückzuziehen, als bis sie ganz sicher sei, daß der Pathe den Prinzen festhalte.

„Das versteht sich von selbst, so dumm bin ich doch nicht!“ sagte Walpurga.

„Ich verlange keine Antwort.“ Die Oberhofmeisterin war bös auf Walpurga; sie wollte eigentlich bös auf die Königin sein, weil diese die arme Magd so verwöhnte, aber man kann der Walpurga doch eher

entgelten lassen, was nicht recht ist, als dahinauf der Allerhöchsten.

Alle Gruppen plauderten mit einander, als ob man auf einem Tanzboden wäre, ja man hörte oft sogar helles Lachen.

Der Oberhofmarschall stellte sich am Altar auf, rief die Einzelnen an und fragte, ob Alles richtig stehe. Mit Lachen wurde von da und dort Ja geantwortet.

Walpurga schaute jetzt zum Erstenmal am hellen Tag zu dem Marienbilde auf, das sie am Abend ihrer Ankunft beim Schein der ewigen Lampe gesehen hatte, und sie sagte fast laut zu dem Bilde hinauf: „Du mußt auch zusehen Probe halten.“ — Jetzt verstand sie, was Mamsell Kramer gesagt hatte: es wird den hohen Herrschaften Alles vorher gekocht und angerichtet und richtig gestellt. Darf man das aber auch mit einer heiligen Handlung? Es muß doch sein, sonst thäte man's nicht. Und der Hofcaplan ist ja auch dabei, freilich nicht im Kirchengewand; er spricht, wie wenn er auf der Straße wäre, mit dem Oberhofmarschall, und jetzt nimmt er eine Prise aus seiner goldenen Dose.

Also das ist die Probe, dachte Walpurga immer vor sich hin, als die Oberhofmeisterin ihr gesagt hatte, sie könne gehen, sie wisse jetzt den Ort, wo sie sich aufzustellen habe. Sie befahl ihr noch, morgen weißbaumwollene Handschuhe anzuziehen; sie werde ihr mehrere Paare schicken lassen.

Walpurga ging durch den Thronsaal zurück, und dann durch die Bildergallerie; sie schaute sich nicht um,

sie ging weiter durch viele Gemächer, und plötzlich stand sie vor einem dunklen, großen Zimmer. Die Thüre stand offen, aber man sah nicht, wohin das führt. Sie kehrte erschreckt um. Sie hatte sich verirrt. Ueberall war's so still, als ob sie aus der Welt draußen wäre. Sie sieht durch's Fenster, da ist eine Straße, die sie gar nicht kennt; sie weiß nicht, wo sie ist, sie eilt weiter, sieht aus der Ferne an den Wänden wunderbare Menschen und Thiere und Gegenden, und plötzlich schreit sie laut auf — der lebendige leibhaftige, pechschwarze Teufel kommt auf sie zu und fletscht die Zähne.

„Lieber Gott! verzeih' mir meine Sünden. Ich will gewiß nicht wieder stolz und eitel, ich will brav und gut sein!" schreit sie laut auf und streckt die Hände vor sich hin.

„Was schreist Du so? — Wer bist Du?" ruft der Teufel.

„Ich bin die Walpurga vom See, und hab' daheim ein Kind und einen Mann und eine Mutter, sie haben mich geholt, ich soll die Amme vom Kronprinzen sein, ich hab's aber nicht gewollt —"

„So? Du bist die Amme? Du gefällst mir."

„Ich will Dir aber nicht gefallen. Ich will Niemand gefallen. Ich hab' meinen Mann, und will weiter von Niemand was."

Der Schwarze lachte laut auf.

„Was thust Du da in den Gemächern meines Herrn?

„Wer ist Dein Herr? Ich will nichts von Deinem

Herrn! Ich und alle guten Geister loben Gott den Herrn! Sag' an, was ist Dein Begehr?"

„Du dumme Einfalt! Mein Herr ist ja der Bruder von der Königin, und ich bin gestern Abend mit ihm hiehergekommen; ich bin sein Kammerdiener."

Walpurga konnte noch immer nicht fassen, wie das zugeht. Jetzt kam glücklicherweise der Herzog in Begleitung des Königs aus dem Gemache.

Der Herzog fragte den Mohren in englischer Sprache, was hier vorgegangen sei, und der Mohr erzählte ebenfalls englisch, wie ihn die Bauersfrau für den leibhaftigen Teufel gehalten habe; der Herzog und der König lachten laut.

„Wie kommst Du hieher?" fragte der König.

„Ich hab' mich von der Capelle aus verirrt!" erwiderte Walpurga. „Mein Kind wird schreien — ich bitte, führt mich gleich zu ihm."

Der König winkte einem herzutretenden Lakaien, sie nach ihren Gemächern zu führen, und als sie davonging, hörte sie, wie der Oheim, der doch der Hauptgevatter ist, sagte:

„Das ist eine kräftige Milchkuh aus dem Hochland."

Als sie wieder in ihrem Zimmer war und sich im großen Spiegel sah, sagte sie zu ihrem Ebenbilde:

„Du bist nichts als eine Kuh, die schwätzen kann und der man Kleider anzieht. So. Geschieht dir recht! Jetzt hast dein' Sach'!"

Siebenzehntes Capitel.

Die Nacht war schlimm. Der Kronprinz spürte den Schreck, den der Mohr des Oheims seiner Nährmutter eingejagt hatte. Der Hofarzt ging immer ab und zu und wachte im Nebenzimmer. Er gab Mamsell Kramer den Befehl, daß künftig ohne seine Genehmigung die Amme nicht aus dem Zimmer gehen dürfe.

Walpurga war diese Gefangenschaft recht. Sie wollte von der ganzen Welt nichts mehr wissen; ihre Pflicht gegen das Kind, die Liebe zu ihm erfüllte ihre Seele, und als sie auf dem Sopha lag, gelobte sie zu Gott, an nichts Anderes mehr zu denken. Sie schaute hinüber nach den neuen Kleidern, die auf dem großen Tisch noch ausgebreitet lagen, und schüttelte den Kopf; der ganze Plunder war ihr jetzt gleichgiltig, fast verhaßt, denn er hatte zu Bösem verleitet; aber die Strafe war schnell gekommen.

Walpurga hatte nur kurzen und oft unterbrochenen Schlaf, und wenn sie die Augen schloß, sah sie sich immer von hinten ganz deutlich, und der Mohr verfolgte sie. Erst gegen Morgen fand sie und das Kind mehrstündigen ruhigen Schlaf. Die große Feierlichkeit konnte zur festgesetzten Zeit vollzogen werden.

Als Baum die schönen Kissen und die brokatne, mit zwei wilden Thieren gestickte Decke brachte, sagte er im Vorbeigehen leise zu Walpurga:

„Halt Dich tapfer, daß Du nicht mehr krank wirst. So wie Du wieder krank wirst, lohnt man Dich zur

Stunde ab und schickt Dich fort. Ich meine es gut mit Dir, darum sag' ich Dir das."

Er sprach ruhig und leise, er verzog keine Miene dabei, denn Mamsell Kramer sollte nichts merken.

Walpurga schaute ihm betroffen nach, und Baum schaute auch heute in dem grauleinenen Interimsgewand gar sonderbar aus.

„Also fortgeschickt wirst Du, wenn Du krank wirst?" dachte Walpurga still. „Eine Kuh bin ich! Da haben sie Recht. Eine Kuh giebt man aus dem Stall, wenn sie gelt ist."

„Ich und Du und Müllers Kuh" — sagte sie zu dem Prinzen, als sie ihn wieder an die Brust legte, und lachte und scherzte und sang:

„Güggerü-güh
Z' Morges um drü,
Z' Morges um viere
Schlafen alle Thiere.

Ein's im Kloster, ein's im Schloß,
Wo man sau're Rüben kocht,
Wo man süße Mandeln ißt
Und die kleinen Kinder nicht vergißt."

Noch viel wollte Walpurga singen und sagen, aber heute war viel Laufen ab und zu in den Prinzen-Gemächern; selbst die Oberhofmeisterin kam und sagte zu Walpurga:

„Nicht wahr, Ihr habt allerlei geheime Mittel, die Ihr zum Segen für das Kind unter das Kissen legt?"

„Ja, da wär' ein Mistelzweig gut, und auch ein

Nagel, den ein Roß aus dem Hufeisen verloren hat, daheim hätt' ich schon, aber hier hab' ich nichts so!"

Mit großem Stolze gab Walpurga Kunde von den geheimen Zaubermitteln, die sie wisse. Sie erschrak aber, als sie statt lächelnder Mienen das Antlitz der Oberhofmeisterin sah, das noch einmal so lang und streng wurde.

„Mamsell Kramer," sagte sie, „ich mache Sie verantwortlich, daß die Bäuerin nichts von ihrem abergläubischen Unsinn mit dem Kinde treibt."

Walpurga erhielt gar keinen Befehl und sie, die sich eingeredet hatte, die erste Person im Schlosse zu sein, empfand zum Erstenmal, wie das ist, so über sich wegsprechen zu lassen, als ob man nichts als leere Luft wäre.

„Ich ärgere mich aber doch nicht, ich thue Dir den Gefallen nicht, daß ich krank werde und Du mich wegschicken kannst," sagte Walpurga hinter der weggehenden Oberhofmeisterin drein und lachte sie aus.

Nun aber kam eine wirklich schöne Stunde. Es kamen zwei Mädchen, die den Prinzen kleideten, auch Walpurga ließ sich von ihnen ankleiden. Sie gefiel sich darin, sich so bedienen zu lassen.

Die Glocken läuteten in der ganzen Stadt und die Glocken auf dem Schloßthurm sprachen alle mit, und der Ton durchzitterte das weitläufige Gebäude. Jetzt kam auch Baum. Er sah prächtig aus. Die reichgestickte Gala-Uniform mit den silbernen Fangschnüren, die rothe goldgestickte Weste, die silberplüschenen kurzen Hosen, die weißen Strümpfe und Schnallenschuhe, Alles

war wie aus einem Zauberschranke und Baum wußte, wie stattlich er aussah. Er schmunzelte, als Walpurga ihn groß anschaute; er wußte, was dieser Blick bedeutet. Aber er kann warten.

„Man muß nicht vorschnell ernten wollen!“ hat der Oberkämmerer der Baronin Steigeneck oft gesagt, und der versteht's.

Baum meldete einen Kammerherrn und zwei Pagen. Sie traten bald ein.

Man hörte im Nebensaale schwere Schritte und Commandoworte, ein Diener öffnete die Thüre, ein Commando des Cürassier-Regimentes, bei dem der Prinz eintritt, sobald er einen Namen hat, kommt ebenfalls ins Gemach.

Pünktlich setzte sich der Zug mit dem Prinzen in Bewegung. Der Kammerherr ging voran, die Pagen hinter Mamsell Kramer und Walpurga. Es war gut, daß Baum neben ihr ging, denn sie war in einer Verschüchterung, daß sie, wie Hülfe suchend, um sich schaute. Baum verstand das und sagte leise: „Halt Dich tapfer, Walpurga!“ Sie nickte dankend, sie konnte kein Wort reden. Durch eine Hecke von Cürassieren, die die Säbel gezückt hatten und in den glänzenden Panzern wie leblos dastanden, trug Walpurga das Kind und plötzlich ging ihr durch den Sinn, wo sie am vergangenen Sonntag um diese Stunde gewesen; der sonnenbeschienene See glänzte vor ihr auf. Wenn nur Hansei das auch sehen könnte! Und Franz, der Sohn des Schneiders Schneck ist auch bei den Cürassieren, vielleicht ist er unter den Leblosen; sie leben doch Alle,

ihre Augen leuchten. Sie schaute auf, sie erkannte den Sohn des Schneiders Schneck nicht, und doch stand er mit in dem Spalier.

Der Zug des Prinzen mit dem Geleite ging nach der sogenannten großen Mittelgallerie. Dort versammelte sich der Kern des großen Zuges.

Walpurga erhielt den Befehl, sich mit dem Prinzen auf der untersten Stufe des Thrones niederzusetzen.

Da saß sie nun und schaute um und um in ein Wogen von Glanz und Pracht, von schöngestickten Kleidern, von Blumen auf den Köpfen der Frauen, von Edelsteinen, die flimmerten wie Thautropfen auf einer Wiese am Morgen.

„Guten Morgen, Walpurga! Bleib' nur sitzen!" redete sie eine holde Stimme an. Es war Gräfin Irma, die sich ihr genähert hatte. Aber kaum hatte sie einige Worte gesprochen, als der Stab des Oberhofmarschalls dreimal auf den Boden klopfte und der diamantenbesetzte Goldknopf blitzte.

Aus dem Seitengemach schritten Hellebardiere mit bunten Federbüschen auf dem Kopfe.

Jetzt kam der König. Er trug den Helm in der linken Hand an die Seite gestemmt, sein Antlitz strahlte in freudigem Ernste.

Neben ihm ging die Herzogin mit einer diamantenen Krone auf dem Haupte und einem langen seidenen Schleppkleide, das zwei Pagen trugen; hinterdrein großes glänzendes Gefolge.

Schnell war Irma zu ihrer Gruppe geeilt. Die Glocken dröhnten; der Zug setzte sich in Bewegung.

Am Eingange der Schloßcapelle nahm die Herzogin der Amme das Kind ab und trug es bis zum Altar, wo die Prieſter in Prachtgewändern harrten und unzählige Kerzen brannten.

Walpurga ging wie beraubt hinterdrein — es war ihr, wie wenn man ihr nicht nur alle Kleider vom Leib, ſondern den Leib von der Seele weggeriſſen. Das Kind mochte auch fühlen, was ihm geſchehen, denn es ſchrie laut, aber ſein Schreien wurde übertönt, denn vom Empor herab brauste die Orgel und ſchallte Geſang, und wie aus dem Boden herauf donnerte es dumpf krachend. Es hatte nicht des Befehls zum Niederknien am Altar bedurft. Walpurga that es von ſelbſt.

Das iſt ein Singen und Donnern und Dröhnen. Die Welt geht unter! Alles vorbei! Die gemalten Engel an der Decke ſingen, die Säulen ſingen — jetzt iſt die Ewigkeit da!

Plötzlich trat wieder Stille ein.

Das Kind erhielt ſeinen Namen, nicht Einen, es waren deren acht; ein ganzes Stück Kalender wurde ausgeleert für das Kind.

Von nun an aber wußte Walpurga nichts mehr.

Erſt als ſie wieder mit Mamſell Kramer auf dem Zimmer war, fragte ſie:

„Ja, wie heiß' ich denn jetzt meinen Prinzen?“

„Das wiſſen wir Alle noch nicht. Er behält drei Namen bis zu ſeiner Thronbeſteigung, dann wählt er ſich einen davon aus, und auf dieſen Namen regiert er und danach ſchlägt man die Münzen.“

„Du," ſagte Walpurga zu dem Kinde, „Du, ich will Dir was ſagen, merk' Dir's: Den erſten Ducaten, den Du mit Deinem Namen und Bild prägen läßt, den ſchickſt Du mir! — Sehen Sie, wie er mir die Hand drauf giebt?" rief ſie auffauchzend, da das Kind nach ihrer Hand faßte. „O Du Sonntagskind! Die Oberhofmeiſterin ſoll's nur Aberglauben ſchelten; aber da zeigt ſich's. Ich bin eine Kuh und Du biſt ein Sonntagskind, und die Sonntagskinder verſtehen die Sprache der Thiere, aber alle Jahr nur Einmal, um Mitternacht am heiligen Abend; aber Du biſt ja ein Prinz, Du kannſt gewiß noch mehr!"

Walpurga wurde ins Gemach der Königin gerufen. Hier war's wieder ſo ſchön und ſtill wie in einer funkelnden Zauberhöhle; von dem Gelärm droben in der Welt merkt man hier gar nichts. Die Königin ſagte: „Dort auf dem Tiſche die Rolle — es ſind hundert Goldſtücke darin — das iſt Dein Taufgeſchenk von meinem Bruder und den anderen Pathen. Macht Dich das glücklich?"

„O, Frau Königin! Wenn auf jedem Goldſtück der Mund von dem Mann, der da abgemalt iſt, ſprechen könnte, alle hundert könnten nicht ſagen, wie glücklich ich bin. Das iſt zu viel! dafür kann man ja unſer halbes Dorf kaufen! dafür kann man . . ."

„Sei nur immer ruhig! halte Dich ſtill! Komm her, hier haſt Du von mir noch was Beſonderes! Dieſer kleine Ring ſoll Dich immer an mich erinnern und Deine Hand ſoll dadurch meine Hand ſein, die dem Kinde Gutes thut."

„O, Frau Königin! Sie sind doch glücklich, daß Sie gleich, wenn es Ihnen so selig zu Herzen ist, Alles sagen und Großes und Gutes thun können. Gott muß Sie doch recht lieb haben, daß er durch Ihre Hand so viel Gutes thun läßt. Ich sag' Ihnen Dank, und ich sag' tausendmal Dank dem, der's Ihnen gegeben hat!"

„Walpurga, das thut mir wohler, als Alles, was der Erzbischof und Alle mir gesagt haben. Ich werde es Dir gedenken!"

„Ich weiß nicht, was ich gesagt hab' — aber es kommt Alles von Dir! Wenn man so bei Dir ist, da wird Einem, weiß nicht wie! Mir ist's, als ob ich im Allerheiligsten von der Kirche drin stünde. O, was für ein himmlischer Mensch bist Du, ein echter guter Herzmensch! Ich will's Deinem Kinde sagen, wenn's auch noch nicht versteht, es wird's schon spüren, und es kriegt lauter gute Gedanken zu Dir von mir! Ich bitt' Dich im voraus, verzeih' mir, wenn ich je Dich mit einem Gedanken beleidige, und wenn ich was verunschicke!" Sie konnte nicht weiter reden.

Die Königin winkte ihr, still zu sein, und reichte ihr die Hand. Die Beiden sprachen kein Wort mehr. Es zogen in Wahrheit Engel durch die stille Stube.

Walpurga ging wieder fort. Sie schaute allen den Hofherren frei ins Gesicht, und doch war sie nicht keck; die andern Menschen waren nur nicht da für sie.

Als sie wieder bei dem Kinde war, sagte sie:

„Ja trinke Du nur meine Seele aus! Es soll Alles Dein sein! Wenn Du nicht ein Mensch wirst, an dem

Gott und die Welt Freude haben, so bist Du nicht werth, so eine Mutter zu haben!“

Mamsell Kramer sah Walpurga verwundert an. Aber diese hatte keine Lust, zu erklären, was mit ihr vorging; sie saß still, als höre sie noch die Orgel in der Capelle und von der Decke die Engel singen; und doch war's lautlos in der Stube.

„Du bist's nicht, was mich so glücklich macht,“ sagte sie endlich, als sie das Geld wieder ansah. „So muß es sein, wenn man in den Himmel kommt, und unser Herrgott sagt: Ist recht, daß du da bist! — Ach, wenn ich nur fliegen könnte, in den Himmel hinein. Ich weiß gar nicht, was ich mit mir anfangen soll.“

Sie riß sich alle Kleider auf; es war ihr zu eng in der Welt.

„Gottlob, daß der Tag vorbei ist!“ sagte Walpurga, als sie sich am Abend zur Ruhe legte. „Es ist ein schwerer Tag gewesen, aber schön, so schön kommt keiner mehr!“

Achtzehntes Capitel.

(Irma an ihre Freundin Emmy.)

... Wie ich mir in der großen Welt gefalle? Die große Welt, liebe Emmy, ist nur eine kleine. Ich verstehe aber, warum man es große Welt nennt. Es ist ein Himmelreich für sich. Da gehen täglich zwei Sonnen auf, die Majestäten; ein huldvoller Blick, ein

verbindliches Wort des Einen oder des Andern macht hellen Tag, ein Ignoriren trübes Wetter.

Die Königin lebt in einer excluſiven Empfindungswelt und möchte gern Jeden emporziehen in ihre gehobene Stimmung, es iſt etwas nachgeborner Jean Paul in ihr, lianenhaft, Morgenroth und Abendroth der Gefühle, nie weißes Tageslicht; ſie iſt äußerſt huldſam gegen mich, aber wir fühlen's doch einander an: es iſt etwas in ihr und mir, was keine Conſonanz hat.

Ich weiß nicht, warum ich jetzt ſo oft an einen Spruch meines Vaters denke: Wenn Du mit einem Menſchen gut biſt, freundlich, ja ſogar herzlich — denke Dir aus, wie er ſein würde, wenn ihr euch entzweit oder gar verfeindet.

Dieſe Vorſtellung verfolgt mich wie ein Geſpenſt, ich weiß nicht warum. Es iſt gewiß ein Dämon, der mich verfolgt.

Sie halten mich hier Alle für unendlich naiv, weil ich den Muth habe, ſelbſt zu denken. Ich bin nur nicht mit Brille und Schnürleib der Tradition geboren. Die Menſchen kleiden ſich auch innerlich, wie es die Mode heiſcht. Am beſten gefällt mir die Oberhofmeiſterin, ſie iſt das wandelnde Geſetz mit ſehr behutſam aufgelegtem poudre de riz. Die Damen hier ſpotten darüber. Ich finde diejenigen eher bemitleidenswerth, die Schönheitsmittel anwenden müſſen. Ach, Emmy, Du glaubſt gar nicht, wie viele Menſchen entſetzlich langweilig ſind und ſich langweilen, wenn ſie nicht mediſiren können. Nur wenig Menſchen verſtehen geſund luſtig

zu sein. Doch, ich wollte Dir von der Gräfin Brinkenstein erzählen.

Schade, daß ich Dir die Vorlesung, die sie mir über Etikette gehalten, nicht wörtlich mittheilen kann. Es war viel Schönes darin. Sie sagt: über Etikette dürfe man ebensowenig denken wie über Religion; mit Raisonniren beginne da und dort Ketzerei und Abfall; man müsse glücklich sein, Gesetze zu haben, statt sie erst zu machen.

Die Brinkenstein giebt auch Lehren à propos, wie weiland der Pflastertreter Sokrates. Im Park auf dem Sommerschlosse hat man auf einem Felsenvorsprung eine schöne Aussicht; rings um den Felsen ist ein eisernes Gitter. „Sehen Sie, liebe Gräfin," sagte die Oberpriesterin der Etikette zu mir — sie scheint mich in Affection genommen zu haben — „weil wir wissen, daß dort ein Gitter ist, können wir hier ruhig sitzen; sonst hielten wir's vor Schwindel nicht aus. Das sind die strengen Hofgesetze. Thun Sie das Gitter weg, und Sie haben jeden Tag einen Sturz zu beklagen."

Der König unterhält sich gern mit der Brinkenstein, er liebt das Gemessene, aber auch das heiter Freie. Die Königin ist zu seriös, ewiger Orgelton; aber nach der Orgel kann man nicht tanzen, und wir sind jung und tanzen gern und oft. Die Brinkenstein muß mich dem König besonders gerühmt haben, er spricht oft mit mir, und in einer Art, die deutlich sagt: es ist unzweifelhaft, daß wir einander vollkommen verstehen.

Den 1. Juni, Nachts.

Schade, liebe Emmy, daß mein Geschreibe da oben kein Datum hat. Ich weiß nun nicht mehr, wann ich das geschrieben. Lang ist es her! heißt es in dem schönen schottischen Liede.

Du hast Recht, wenn Du mir vorwirfst, ich schreibe meine Briefe nur für mich, nicht für den Adressaten; immer nur, wenn mir's Bedürfniß ist, nicht wenn Du Nachricht wünschest. Aber Du hast Unrecht, wenn Du darin Egoismus findest. Das ist es nicht. Ich bin kein Egoist. Das Gegenwärtige faßt mich so ganz. Ach! warum bist Du nicht da? Täglich, nächtlich, stündlich . . .

Ich will mich aber im Briefschreiben bessern. Ich zweifle, daß ich's kann, aber ich will . . .

Der König zeichnet mich besonders aus und die Gunst des ganzen Hofes fliegt mir zu. Wenn nur der Dämon nicht wäre, der mir immer zuflüstert . . . .

Ich schicke Dir hier meine Photographie. Wir tragen jetzt Vogelflügel auf den Hüten. Der König hat diesen Adler selbst geschossen und mir das Stück des Flügels gegeben.

O, diese wunderbaren Tage und Nächte! Wenn man nur nicht schlafen müßte! Ich musicire viel, ich singe jetzt nur noch Schumann, seine Musik wirft einen Zauberschleier über die Seele, einen brennenden und doch so wohlthuenden, und man mag sich herauswinden, wie man will, man kommt nicht heraus. Ich hülle mich wonnig hinein!

„Der Himmel hat die Erde geküßt!" sang ich eben

noch ſpät in der Nacht, ich konnte gar nicht aufhören — Du kennſt meine Art, ich wiederhole daſſelbe Lied gern fort und fort. Nur kein Potpourri der Empfindung! — Ich lege mich endlich ins Fenſter, da — was huſcht vorbei? — Ich darf's nicht ſagen, will's nicht wiſſen, wer es war ... In der Lampe auf meinem Tiſch ſummt es, ein Nachtfalter hat ſich darin verbrannt ... Der Nachtfalter wollte nicht ſterben, er hielt das Licht wohl nur für einen glühenden Blumenkelch und verſank darin.

Schöner Tod, in der Sommernacht, unter Geſang, im Licht des Feuerkelchs. —

Gute Nacht!

Den 3. Juni.

Wo ich geh' und ſteh', bin ich immer erregt, ich weiß nicht warum; oder doch: ich denke immer daran, daß in meiner Schreibmappe dieſe Zeilen an Dich liegen, meine liebe Emmy. Wenn Jemand am Hofe wüßte, was da ſteht! Ich habe dieſe Blätter ſchon verbrennen wollen. Ich bitte Dich, thue Du's! Nicht wahr, Du thuſt's? Oder verbirg ſie an einem ſicheren Ort. Ich kann nicht anders — ich muß Dir Alles mittheilen.

Die Königin iſt gar huldreich gegen mich. Eben in ihrer jetzigen Lage hat ſie etwas beſonders Rührendes, ich möchte ſagen, Heiliges.

„Der Menſch iſt der Tempel Gottes, und zumal eine junge Mutter, eine junge königliche Mutter!" ſagte geſtern der Erzbiſchof, der uns hier beſuchte.

Wie erhaben iſt das!

Ich ſehe nun die Königin ganz anders an. Als

sie mir gestern sagte: „Der König spricht mit größter Liebe von Ihnen, Gräfin Irma, das freut mich!“ — gepriesen sei die Etikette, daß ich mich niederbeugen und die Hand der Königin küssen durfte.

Ihre Hand ist jetzt so voll und rund . . .

Den 5. Juni.

Die heitersten Stunden sind doch die beim Frühstück. Ich weiß nicht, wie es die Anderen fertig bringen, etwas Alltägliches zu thun nach diesen olympischen Stunden. Ich fliege dann in den schrankenlosen Aether der Musik.

Der König ist sehr gütig zu mir. Er ist eine edle tiefe Natur. Als ich gestern mit ihm durch den Park ging und wir so prächtig gleichen Schritt hielten, sagte er:

„Sie sind mir wie der gute Kamerad — wir gehen im gleichen Schritt und Tritt. So ging noch nie eine Frau mit mir. Mit der Königin muß ich meiner gewöhnlichen Gangart immer Zwang anthun.“

„Das ist wol nur jetzt?“

„Nein, immer. Erlauben Sie, daß ich, wenn wir allein sind, Sie meinen guten Kameraden nenne?“

Wir standen still, wie zwei Kinder, die sich im Walde verirrt haben, und plötzlich nicht mehr wissen, wo sie sind.

„Wir wollen umkehren!“ konnte ich nur noch sagen.

Wir kehrten nach dem Schlosse zurück. Ich bewundere den König, wie er sofort mit dem Minister in die ernstesten Besprechungen eintreten konnte. Das vermag doch nur eine große Erziehung und ein eingeborner bedeutender Geist.

Noch Eins. Ich will es einstweilen bei Dir niederlegen.

Ich hätte dem König gern gesagt, daß die Königin, wie ich glaube, einen Schritt thun will, der schwere Folgen haben kann für ihn, für sie und wer weiß für wen sonst noch. Aber ich hatte nicht den Muth, jetzt von der Königin zu sprechen, und der Leibarzt hat mir auch allen Muth genommen, in dieser Sache etwas zu thun. Ich weiß, ich spreche Dir in Räthseln — ich werde Dir später erklären, was ich meine, erinnere mich daran — es muß sich in wenigen Wochen entscheiden.

Die Königin hat mir über diese Sache nichts vertraut, ich dürfte frei reden, ich habe Alles nur combinirt. — Doch genug, ich will Dich nicht mit Räthseln plagen.

Mein liebster Freund ist aber doch der Leibarzt, eine große Natur, und noch größer durch Cultur. Er ist zu jedem Moment auf der Höhe seiner selbst. Ich habe ihn noch nie zerfahren, verloren oder unsicher gesehen. Das altväterische Wort „weise" ist auf ihn anwendbar. Er liebt das Geistreiche nicht, denn er ist weise. Und dabei hat er eine sehr zutreffende, deckende Ausdrucksart und schöne Hände, die eigentliche Priesterhand, wie zum Segnen gebildet; er ist immer ebenmäßig, nie extrem; und was das Schönste ist, er gebraucht nie einen Superlativ. Ich sagte ihm das einmal; er stimmte mir bei und fügte hinzu: „Ich möchte der Welt für die nächsten fünfzig Jahre jeden Superlativ verbieten; das würde die Menschen

zwingen, einfacher und bestimmter zu denken und zu empfinden.“ — Findest Du nicht auch, liebe Emmy, daß das vollkommen wahr ist? Wir wollen einen Antisuperlativ-Verein gründen. Ich bewundere den Mann, ich werde ihm aber nie ganz nachfolgen können. Durch ihn aber hab' ich glauben gelernt, daß es in der Welt hohe Weise gegeben hat. Er war, als er noch Militärarzt, der Freund meines Vaters, war dann Professor in der Schweiz, und ist jetzt seit achtzehn Jahren hier Leibarzt. Der Mann würde Dir gefallen; ihn zu kennen ist Lebensbereicherung. Wenn ich Dir aufzeichnen wollte, was er spricht, so wäre das nur halb; es gehört seine ganze Persönlichkeit dazu. Er hat den überzeugungsvollen Wahrheitston, eine klangvolle Bruststimme, man sagt, er habe ehedem auch schön gesungen; er ist ein ganzer Mann und liebt mich wie seine Nichte, ich werde Dir noch viel uud oft von ihm zu erzählen haben. Am meisten freut mich noch, daß er auch eine gute Dosis Humor hat, der gibt ihm Salz genug, um nicht zu den Süßwassermenschen zu gehören.

Der Oberst Bronnen ist der beste, vielleicht der einzige innige Freund des Leibarztes, und dieser sagte mir vor Kurzem, der Oberst habe in seinem ganzen Wesen viel Aehnlichkeit mit der Jugenderscheinung meines Vaters.

Den 15. Juni.

Ach, wie häßlich ist es doch, wie widerwärtig, wie der Mensch geboren wird und wie er stirbt! Sterben, in den Boden hineingelegt werden; die Augen, die geglänzt, geleuchtet, der Mund, der gelächelt — ver-

weſt! Des Menſchen Tod iſt eine Barbarei. Warum wiſſen wir vom Tod? Wir müſſen unſterblich ſein, ſonſt wär's eine Grauſamkeit, uns Menſchen allein wiſſen zu laſſen, daß wir ſterben müſſen. Der Nachtfalter hat nicht gewußt, daß er ſterben muß: er hielt das brennende Licht für eine farbenglänzende Blume und ſtarb den Blumenfeuertod.

Wir ſind ſeit geſtern Abend in ſchwerer Sorge um die Königin, um ein doppeltes Leben. Ach, ſie war ſo gut, ſo engelrein. — — Nein, ſie iſt, ſie wird es bleiben, ſie wird leben. Ich habe aus ganzem Herzen gebetet. Ich will von allen Zweifeln nichts mehr, das Gebet muß helfen.

Als ich heute dem König begegnete, ſah er mich kaum an. Das hilft mir. In mir wollte etwas knospen, ich reiße es ab, ich reiße es aus mit der Wurzel; es darf nicht ſein! Ich will ſein Kamerad ſein, ſein guter, ſein beſter.

Mein Clavier, die Muſikalien, die Bilder, die Statuetten, mein Vogel — wie ſieht mich das Alles jetzt ſo fremd an! Ein Menſch, ein doppelter Menſch iſt in Lebensgefahr. Was iſt da der ganze Plunder der Welt? Mit Allem zuſammen können wir keinen Menſchen retten! Iſt die Erbſünde eine Wahrheit, daß der Menſch darum mit Todesſchmerzen das Licht erblickt?

Ich möchte ein Buch leſen. Es giebt keines in ſolcher Noth. Es giebt kein Denken. Nichts, gar nichts! Alle Weisheit aller Bücher iſt nichts . . .

Den 16. Juni.

Hallelujah! Ich komme aus der Kirche! Könnte ich Dir nur dieſe Worte zuſingen! Ich habe das Hallelujah

gesungen, als müßte ich meine ganze Seele zu Gott hinaufsingen.

Hallelujah!

Alles ist gut!

Ein Kronprinz ist geboren.

Die Königin ist gesund, der König glücklich, die ganze Welt schön und ein blauer Himmel, an dem auch kein Wölkchen, steht über uns.

Gottlob, daß ich so schnell aus der Verwirrung gekommen! Vielleicht redete ich mir sie nur ein. Es war nichts da, gar nichts. Ich verstehe die Huldbezeigungen des Hofes noch nicht, ich bin ein albernes Klosterpflänzchen. Nicht wahr? Ich sehe Dich lachen, ich sehe die Grübchen in Deinen Wangen. Ich küsse Dich!

Ach, Alles ist gut und fromm und heilig und glücklich und — —

Wenn ich nur componiren könnte! Jetzt könnte ich eine große Musik machen. In meiner Seele ist ein stummer Beethoven.

Den 18. Juni.

Eine Bäuerin aus dem Gebirge ist Amme des Kronprinzen. Ich war auf Wunsch des Königs bei ihr. Ich stand an der Wiege des Prinzen. Da kam der König.

Er sagte leise zu mir:

„Es ist Wahrheit, an der Wiege des Kindes steht ein Engel!“

Er legte seine Hand auf die meinige, die auf dem Geländer der Wiege ruhte.

Der König ging. Und denke Dir, was jetzt geschah.

Die Bäuerin, eine frische, muntere Gestalt mit klugen blauen Augen, derb und massiv, eine vollkommene Landschönheit, der ich mich freundlich bezeigte, um sie zu erheitern und kein Heimweh in ihr aufkommen zu lassen, die Bäuerin sagt mir mit dürren Worten ins Gesicht hinein: Du bist eine Ehebrecherin! Du hast mit dem König Liebesblicke gewechselt . . .

Emmy! Wie Recht hattest Du, da Du mir immer sagtest: Du idealisirst Dir das Volk, es ist mindestens ebenso lasterhaft und verdorben wie die große Welt, und hat dabei weder Zügel noch Zaum der Bildung.

Doch — was geht mich die Bäuerin an? Gewisse Figuren sind nur Requisitenstücke.

Nein! sie ist eine brave verständige Frau. — Sie hat mich um Verzeihung gebeten wegen ihrer Keckheit. Ich bleibe ihr gut. Ja, das bleibe ich.

Den 25. Juni.

Der König bezeigt mir die größte Güte. Noch gestern sagte er mir im Vorbeigehen:

„Wenn Sie einmal ein Geheimniß haben, Gräfin Irma, so machen Sie mich zum Vertrauten!“

Er fühlt recht wohl, daß ich an meinem Bruder keinen heimischen Halt habe, und von meinem Vater so entfernt lebe.

Der Oberst Bronnen, vom Regiment Königin, ist äußerst aufmerksam gegen mich. Er ist sonst ein Mann von großer Zurückhaltung. Ach, ich beneide alle Menschen um ihre Reserve. Ich besitze gar nichts davon, und da schmeichelt man sich, diese ewige Rückhaltlosigkeit sei biedere Ehrlichkeit und sie ist doch nichts als Schwäche.

Bronnen ſagt, er empfange bisweilen Briefe von Dir. Iſt es möglich, daß ein Gedanke von Dir ins Schloß kommt, der nicht mein iſt?

Ich freue mich, daß wir in vierzehn Tagen wieder das Sommerſchloß beziehen. Die Städte ſollten im Sommer alle verſchwinden. Man ſollte die Häuſer hinausſtellen können in Wälder, auf Berge und in Thäler; im Winter könnten ſie wieder zuſammenkommen.

Geſtern Abend, als wir auf der Veranda ſaßen, gab es viel Spaß, als mein Bruder Bruno uns ausmalte, wie es wäre, wenn durch einen Zauber die vier Füße an allen Bettſtellen in der Stadt lebendig würden und kämen daher getrampelt mit ihrem Inhalte und ſchritten durch die Promenaden. Es war gar poſſirlich. Freilich war auch Manches dabei, was ſich nicht ſchickte; aber Bruno hat bei all' ſeiner Ungezogenheit viel Grazie, er wußte das äußerſt behutſam und pikant darzuſtellen.

Ich bin dadurch auf den Gedanken von der Wanderung der Häuſer gekommen und habe auch das ausgemalt.

Es war ein heiterer Abend, voll Lachen und Scherz. Mir klingt es noch im Ohr, da ich Dir's jetzt ſchreibe.

Der König hat einen neuen Spazierſtock — er hat eine ſchöne Sammlung von derlei — und dieſer Spazierſtock macht mir den Hof. Gleich und gleich geſellt ſich gern und ich ſoll ja geiſtreich ſein, und dieſer Spazierſtock iſt geiſtreich par excellence. Er heißt Geheimer Legationsrath Baron Schnabelsdorf. Denke Dir einen behäbigen bartloſen Junggeſellen, ſtets tadellos friſirt,

die Haare auf ſeinem Haupte ſind gezählt und mit Virtuoſität zu einer vollen Friſur wie ein Hahnenbuſch aufgeſträußelt. Er gilt als ſtaatsmänniſche Autorität. Er kommt eben aus Rom, war früher der Geſandtſchaft in Paris, Madrid und ich glaube auch in Stockholm attachirt; erzählt bequem und gern. Er muß einen dienenden Hausgeiſt haben, der für ihn ſtudirt, denn er weiß Alles: Welchen Schnitt die Aermel der Königin Eliſabeth hatten, welche neuen Entdeckungen man in der Milchſtraße, und welche Ausgrabungen man in Ninive gemacht; Alles, Alles. Die Herren und Damen machten ſich mehrmals den Spaß, einen oder mehrere Artikel im Converſations-Lexikon nachzuleſen und das Geſpräch darauf zu lenken; aber der allwiſſende Baron wußte Datum und Umſtände noch genauer. Und immer hat er eine Bonbonnière voll pikanter Anekdoten. Er iſt faſt beſtändig um den König; man ſagt, er ſei zu einer hohen Stellung auserleſen.

Was meinſt Du nun? Soll ich den Mann heirathen?

Mein Bruder wünſcht es. Er behauptet, Schnabelsdorf habe ihn nicht mit einem Antrag zu mir geſchickt, aber ich glaube es doch. — Ich müßte hellauf lachen, wenn ich mit dem gelehrten Spazierſtock vor dem Altar ſtünde. Aber es ſchmeichelt mir doch, daß ein ſo grundgelehrter Mann mich zu ſeinem Ehegeſpons erkieſen will. Ich muß doch auch überaus gelehrt und geiſtreich ſein. Habe Reſpekt vor mir.

Tauſend Grüße und Küſſe von

Deiner ewig verzogenen

Irma.

Nachſchrift. Zur Taufe war der Bruder der Königin, der Erbprinz*** mit ſeiner Gemahlin da. Sie ſpricht faſt gar nicht, aber ſie iſt ſchön. Es heißt allgemein, der Erbprinz werde ſich von ihr ſcheiden laſſen, da ſie kein Kind hat. Wie gräßlich muß es der Armen zu Muthe ſein, wenn ſie den Erbprinzen liebt, und es ſcheint in der That. Die Erbprinzeſſin muß mir meine Neigung für ſie angeſehen haben. Sie behandelt mich mit ausnehmender Gnade, und ich bin diejenige, mit der ſie die meiſten Worte geſprochen. Sie will, ich ſoll auch mit ihr ausreiten. Das Feſt war groß und prächtig. Zur Kirche trug ich ein weißes Moiréekleid, den Schleier an der Coiffure befeſtigt; zur Galatafel — der Kammerherr Baron Schöning führte mich zur Tafel, ich gelte hier für eine dichteriſche Natur, und der Kammerherr, der mir auch ſeine Gedichte bereits ſchenkte (Du kennſt ſie, er hat ſeine ſublimen Gefühle in den Dialekt des Hochlands maskirt), hält ſich gern zu mir, er ſprach erſchrecklich albernes Zeug bei Tafel — ja, alſo zur Tafel trug ich ein meergrünes Seidenkleid mit viereckigem Ausſchnitt à la Madonna und einen einfachen vollen Ericakranz im Haar. Man ſagte mir allgemein, ich hätte ſchön ausgeſehen, und ich glaub's ſelber.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Das Leben im Schlosse bewegte sich wieder in seinen festen Linien und stetigen Formen. Es wurden keine Bülletins über das Befinden der Königin und des Kronprinzen mehr ausgegeben. Die in Folge des glücklichen Ereignisses erlassene Amnestie wurde im Lande mit großer Befriedigung aufgenommen.

Irma war viel in den Gemächern des Kronprinzen und sie suchte sich in das Gemüth der Bauernfrau zu versetzen, die in ein ganz neues Dasein verpflanzt war; sie erlustigte sich an den possirlichen Bildern und Betrachtungen, die das Weib aus dem Volke von diesem Dasein hatte und sie weckte damit eine gewisse kecke Umstellung aller Dinge in Walpurga; ihre eigenthümliche Art, die Dinge zu sehen, fand manchen Einklang mit dem weltfremden Wesen Walpurga's und wenn Irma nicht zugegen war, konnte die Amme stundenlang zu dem Kinde sprechen und sie überbot sich dabei in allerlei possirlichen immer sich nicht genügenden Ausdrücken.

Eine tiefe Urwelle von Glück und Zufriedenheit, rechtschaffenem Vorsatz und Allem, was den Menschen

echt macht, quoll aus Walpurga's Seele herauf, und floß zu Gedeihen über in das Kind, das sie ans Herz gelegt hatte und das ihr ins Herz wuchs.

Tage vergingen. Mit steter Regelmäßigkeit wurde der Prinz täglich einmal zur Königin gebracht; das war die große Stunde des Tages; dann war wieder stilles gedeihliches Leben in den Gemächern des Neugeborenen.

Der Leibarzt erweiterte die gewohnte Ordnung, denn er kam eines Tages und sagte: „Es ist heute ein schöner, windstiller Tag — es wird dem Prinzen wohlthun, wenn wir ihn zum Erstenmal ins Freie schicken. Wir machen es so: Um 11 Uhr fahren Sie mit Walpurga und dem Prinzen bis zur Nymphen-Allee, dort gehen Sie unter den Tannen mit dem Kinde auf und ab, Sie können sich auch setzen, verweilen eine halbe Stunde, dann kehren Sie zurück und beziehen sogleich die neuen Gemächer. Walpurga, Du hast Dich gut gehalten; bleibe so, laß Dich von nichts aus Deiner Ordnung bringen, und Du wirst uns allen Freude machen und selbst Freude haben."

Walpurga war glücklich.

„Du, wir fahren spazieren!" rief sie, als der Leibarzt weggegangen, dem Kinde wieder zu. „Dir schenkt Gott Alles im Schlaf, aber Du schenkst mir auch immer davon, gelt, Du hast ein gutes Herz? Ich geb' Dir auch mein Herz."

Walpurga hätte noch lange so fort gesprochen, aber Mamsell Kramer warnte, ihr die Wange streichelnd:

„Du hast gleich wieder heiße Backen! Zeige dem

Prinzen Deine Liebe mit Ruhe und Folgſamkeit, und nicht mit ſolch übertriebenen Worten."

„Sie haben Recht!" ſagte Walpurga, „es iſt wahr. Ich bin ſonſt nicht ſo, ich bin immer auch luſtig, aber ſachte geweſen, nie ſo wirbelig wie jetzt," begann Walpurga, nachdem ſie mehrmals in der Stube auf- und abgegangen und ſich endlich ans Fenſter geſetzt hatte. „Ich will Ihnen ſagen, was mir fehlt."

„So? fehlt Dir etwas?"

„Ja, die Hauptſache. Ich hab' nichts zu thun, ich weiß nicht, was ich mit meinen Händen anfangen ſoll. So, nichts als ſchwätzen und aus- und anziehen, eſſen und trinken, da werd' ich eben dumm. Wenn der Doctor wieder kommt, ſagen Sie ihm, er ſoll mir was zu ſchaffen geben. Ich will Holz herauftragen oder was es eben zu thun giebt. Jetzt wird im Schloßgarten geheuet, wenn ich dabei ſein könnte, da wär' ich wieder friſcher. Im Grasmähen iſt mir kein Mann zuvorgekommen; der Gruberſepp hat's oft geſagt: Das Weibervolk wetzt die Senſe ſiebenmal öfter als die Mannen. Bei mir iſt das aber nicht geweſen."

„Das wird nicht gehen; aber Du ſollſt Dir Bewegung machen, dafür werde ich ſorgen."

„Komm', Du ſollſt jetzt in die freie Luft hinaus," wendete ſich Walpurga zum Prinzen.

„Käfig auf! Käfig auf! Flieg' fort!
Flieg' in die weite Welt hinein,
Wo mag mein Schatzerl ſein?
Käfig auf! Käfig auf! Flieg' fort!

Schade, daß die Vögel nicht mehr singen. Ja, Kind, die singen nur, solang sie Junge im Nest haben; aber ich hab' Dich noch ein ganz Jahr im Nest und singe Dir Lieder, ich kann's besser, als alle Vögel!" Und sie sang:

„Wir Beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein,
Glückselig sein die Stunden,
Wo wir beisammen sein."

Mein Herz trägt eine Ketten,
Die Du mir angelegt,
Und ich wollt' das Leben wetten,
Daß Keiner schwerer trägt.

„Bravo! prächtig!" rief die eintretende Gräfin Irma. „Das Lied will ich lernen, sing' es noch einmal!"

Walpurga sang es noch einmal und schon bei der zweiten Strophe stimmte Irma ein.

„Das Lied paßt eigentlich gar nicht für ein Kind," sagte Walpurga, „aber was weiß so ein Bursch, ob eine Kuh brummt oder ein Vogel singt — das ist ihm Alles Eins! Fahren Sie auch mit uns? Wir fahren heut' spazieren!"

„Ich möchte mit Dir fahren, aber ich darf nicht," erwiderte Gräfin Irma.

„Also, Sie dürfen auch nicht Alles?" fragte Walpurga.

Irma ward betroffen. „Wie meinst Du das?" fragte sie mit scharfem Tone.

„Wenn ich was Dummes gesagt hab', so verzeih'n Sie mir — ich hab' nur sagen wollen: Sind Sie auch hier im Dienst, als Hoffräulein?"

„Ja, man kann es so nennen. Alle Menschen müssen dienen, und der König und die Königin müssen Gott dienen.“

„Das müssen wir Andern alle auch.“

„Ja, aber nicht so schwer, wie Fürsten, die haben eine viel größere Verantwortung. Doch, was red' ich da? Sei froh, daß Du nicht Alles zu wissen brauchst. Ich bringe Dir hier eine Vorschrift und da sollst Du nachschreiben lernen. Ich verdanke Dir schon etwas. Seit ich den Vorsatz habe, Dich schreiben zu lehren, schreibe ich für mich selbst viel deutlicher —“

Irma hielt plötzlich inne; diese Thatsache wurde ihr zum Bilde.

„— denn Du sollst recht gut schreiben lernen,“ schloß sie.

Baum kam und meldete, der Wagen sei vorgefahren. Irma verabschiedete sich und sagte, sie werde Walpurga im Parke treffen.

Nun ging's die Treppen hinab, Baum öffnete den Kutschenschlag, Mamsell Kramer stieg zuerst ein, nahm Walpurga das Kind ab, bis sie eingestiegen war und es wieder auf die Arme nahm; Baum sprang zum zweiten Lakaien auf den Tritt hinten, die vier Schimmel zogen an, griffen aus, und der Wagen rollte davon.

„Fahren wir denn?“ fragte Walpurga.

„Ja wol!“

„Ich mein', wir fliegen; ich hör' ja gar kein Rollen von den Rädern.“

„Die hört man auch nicht — die Eisenreifen sind mit Gummi überzogen.“

„Die haben also auch so Schlurken an, wie man anziehen muß, wenn man durch die glatten Stuben geht? O Gott, wie gescheidt sind doch die Menschen und wie weiß man so gar nichts da draußen! Es ist wahr, man lebt wie eine Kuh; es ist Alles, daß man nicht Gras frißt! Aber was ist denn das?“ schrak sie plötzlich zusammen, „da trommeln sie und da springen die Soldaten heraus! Brennt's wo?“

„Das ist wegen unser, die Wache tritt ins Gewehr, wenn Eines von den Herrschaften vorbeifährt. Schau nur, jetzt präsentiren sie, dann legen sie die Gewehre ab und gehen wieder in die Wachtstube. Das sind Soldaten vom Regiment Kronprinz, es gehört ihm.“

„Also wenn er heranwächst, kann er mit lebendigen Soldaten spielen?“

Es war viel Beherrschung von Mamsell Kramer — sie hat nicht umsonst sechzehn Ahnen — bei diesen Worten Walpurga's nur ein wenig aufzuzucken, dann machte sie eine Miene, wie wenn sie ein Gähnen unterdrücken müßte, ihre Gesichtszüge machten seltsame Wandlungen durch; sie darf nicht lachen; ein echter hoher Diener muß Alles mit erleben, hören und sehen, und dabeistehen als beweglicher Tisch, als beweglicher Teller; und so wenig Herrschaft auch Walpurga war, man darf nicht über sie lachen; sie ist die Amme Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen. Mamsell Kramer lachte nicht und sagte nur ausweichend:

„Wenn wir zurückfahren, an der Wache vorbei, geschieht das noch einmal.“

„Jetzt darf ich fragen, wozu das gut ist?“

„Ja wol, es hat Alles ſeinen guten Grund. Das dient dazu, die Menſchen und beſonders die Soldaten an Ehrerbietung zu gewöhnen.“

„Aber unſer Prinz merkt ja nichts davon?“

„Man muß auch ehrerbietig ſein gegen den, der nichts davon weiß. Ich will Dir etwas ſagen, es wird Dir gut thun: Wenn Du von Seiner Majeſtät dem König und Ihrer Majeſtät der Königin ſprichſt, ja auch wenn Du von ihnen denkſt, ſage nie geradezu der König oder die Königin, ſage und denke immer Seine Majeſtät und Ihre Majeſtät dazu; dann wirſt Du Dich niemals verleiten laſſen, unehrerbietig von ihnen zu ſprechen oder zu denken. Merke Dir das!“

Walpurga hörte dieſe Lehre kaum.

„O Gott,“ rief ſie, „wie weiſe iſt die Welt eingerichtet. Da haben die Menſchen doch gewiß viele tauſend Jahre gebraucht, bis ſie's ſoweit gebracht haben!“

„Ja wol, viele tauſend Jahre. Du brauchſt aber nicht zu nicken gegen die Menſchen, die am Wege grüßen; es gilt doch nicht Dir!“

„Ich möcht's aber für meinen Prinzen thun, bis er's ſelber kann. Ich ſehe es Allen an, wie gern ſie ihn ſehen möchten. Du! Alle Menſchen grüßen Dich, Du haſt's gut! — O, wie ſchön iſt ſo ein Wagen! Da ſitzt man wie in einem Bett und behäb wie in einer Stube, und kann doch Alles ſehen und — Huidi! Das geht ſchnell!“

Man bog in den Park ein, der Wagen ging im Schritt am großen Schwanenteich vorüber, und Walpurga ſagte immer:

„Ich mein' ich wär' im Zauberland."

An der Nymphen-Allee ſtieg man aus; hier war's ſchattig und duftig. Als Walpurga ausgeſtiegen war und das Kind auf den Armen trug, ſagte ſie:

„Mach' die Augen auf! Guck' um! Da haſt Du die ganze Welt! Da ſind Bäume und Wieſen und der blaue Himmel, den kann Dir auch Dein Vater nicht herunter holen, den mußt Du Dir ſelber verdienen mit Bravſein, und wenn Du brav biſt und ich bleib's auch, dann kommen wir da oben wieder zuſammen."

„Setz' Dich hier, Walpurga, ſprich jetzt nichts mehr!" ſagte Mamſell Kramer.

Sie hatte entſetzliche Angſt wegen Walpurga. Das plaudert und tollt beſtändig fort, und iſt ſo unbändig wie ein Füllen, das man ins Freie gelaſſen.

Sie wiederholte daher:

„Red' Alles nur zu mir und leiſe. Es wäre mir leid, wenn Dich die Lakaien hinter uns auslachten. Sieh' einmal, der Vorreiter dort, das iſt meines Bruders Sohn."

Jetzt erſt ſah Walpurga, daß zwei Lakaien, der eine davon war Baum, hinter ihnen hergingen. Der Wagen fuhr in den Nebenalleen auf und ab. Walpurga blieb wie gebannt vor einer Marmorſtatue ſtehen.

„Nicht wahr, das iſt wunderſchön?" fragte Mamſell Kramer.

„Pfui Teufel!" erwiderte Walpurga, „das iſt ja grauslich! Und da gehen Männer und Frauen her und ſehen ſo was an?"

Mamſell Kramer hatte damals, als der alte König

dieſe Statuen aufſtellte, ſie auch zuwider gefunden; aber die Herrſchaften fanden ſie ſehr ſchön und da mußte es doch ſo ſein und allmälig fand ſie es ſelbſt.

Man ging in eine Seitenallee und hier ſetzte ſich Walpurga auf eine Bank, träumte vor ſich hin und wußte von der Welt ſo wenig mehr, wie das Kind auf ihrem Arme.

„Ei, wer kommt denn da?“ fragte ſie wie erwachend.

In der Mitte von zwei Reitern ſaß eine Frauengeſtalt auf glänzend ſchwarzem Pferde, ihr Gewand war blau und wallte weit hin, auf ihrem Haupte ſaß ein Männerhut, daran ein langer blauer Schleier wehte.

„Ich mein', das wär' unſre Gräfin!“

„Ja wol! Jetzt ſteigen ſie ab, Seine Majeſtät der König und Ihre königlichen Hoheiten der Erbprinz und die Erbprinzeſſin ſind bei ihr. Die Herrſchaften kommen zu uns!“ ſagte Mamſell Kramer. „Bleib' nur ſitzen, Du haſt als Amme nicht nöthig, höflich zu ſein.“

Dennoch konnte es Walpurga nicht laſſen, an ihren Hut zu greifen und nachzufühlen, ob die Troddel hinten ordentlich hängt und der Blumenbuſch vorn noch ſteckt.

Mamſell Kramer bat die Herrſchaften, das Kind nicht zu betrachten, es ſchlafe und der Blick der Betrachtenden könne es wecken.

„Sehen Majeſtät,“ ſagte Irma, „wie tiefſinnig alle Naturgeſetze ſind. Der Blick des Wachenden weckt das ſchlafende Kind. Tief in jeder Menſchenſeele ruht eine ſchlafende Kindesſeele. Es iſt nicht wohlgethan, aus Theilnahme oder gar aus Neugier die ewige Kindſchaft aufzuſcheuchen.“

„Ich möchte nur wiſſen, wie Sie immer zu ſo originellen Gedanken kommen," erwiderte der König.

„Ich weiß das ſelbſt nicht," erwiderte Irma mit der Reitgerte ſpielend. „Ich habe nur den Muth, immer zu ſagen, was ich denke, und das kommt dann originell heraus. Die meiſten Menſchen ſind die Wechſelbälge ihrer ſelbſt; ſie ſind in der Bildungswiege verwechſelt worden."

Der König lachte. Walpurga aber ſagte, indem ſie ſchnell die beiden Daumen einſchlug:

„Wechſelbalg! Das iſt nicht geſagt und nicht gehört. Man darf von ſo was nicht reden vor einem Kind, das noch nicht ſieben Monat alt iſt. Da haben die böſen Geiſter immer noch Macht, auch wenn das Kind ſchon getauft iſt."

Sie hauchte das Kind dreimal an, um jeden böſen Zauber von ihm zu ſcheuchen.

Die Erbprinzeſſin ſah die Amme und das Kind mit ſchwerem Blicke an, aber ſie ſprach kein Wort.

„Ich verſtehe keine Silbe von der Sprache der Amme," ſagte der Erbprinz. Walpurga wurde feuerroth.

„Was ſiehſt Du mich ſo an?" fragte Gräfin Irma. „Bin ich Dir fremd?"

„Gar nicht, aber wiſſen Sie, wie Sie ausſehen? Wie die Seejungfrau. So ſteigt ſie herauf und hat einen faltigen See von Kleidern um ſich herum."

Irma erklärte lachend dem Erbprinzen und ſeiner Gemahlin in Hochdeutſch, was Walpurga geſagt, und jener nickte ihr jetzt freundlich zu, wie man einem

braven Thiere zunickt, mit dem man's gut meint, ſich aber nicht mit ihm verſtändigen kann.

„Aber Gräfin Irma hat keine Schwanenfüße. Glaube das ja nicht, Walpurga!“ lachte der König. „Kommen Sie, Seejungfrau!“

Die Herrſchaften ſtiegen wieder auf und ritten davon.

Es war Zeit, daß auch der Prinz wieder heimkehrte.

Während der Ausfahrt war Alles in die Gemächer des Erdgeſchoſſes gebracht worden, die man nun bezog.

Hier hatte man Morgen-, Mittag- und Abendſonne, und dieſe Gemächer gingen nach dem Parke hinaus, wo am hellen Tag noch die Schwarzamſel ſang, Orangen dufteten, die großen Bäume flüſterten, und ein mächtiger Springbrunnen beſtändig ziſchte und plätſcherte.

Walpurga war ganz glücklich, beſonders über den Springbrunnen.

„Und auf gleicher Erde iſt's doch noch commoder,“ ſagte ſie oft. „Ich mein', ich käme von einer großen Reiſe zurück, und die Zimmer ſind ſo ſchön kühl, und mein Nachtwächter ſchläft am Tag, wie's einem Nachtwächter zukommt und — und — —“

Auch Walpurga ſchlief am hellen Tag ein.

Zweites Capitel.

Walpurga gewöhnte ſich in ihr neues Leben, nur kummerte ſie manchmal, weil gar keine Nachricht von daheim kam.

Es kam kein Brief, aber ein Bote. Ein Lakai trat ins Zimmer und berichtete:

„Draußen ſteht eine Frau aus dem Heimathsort der Walpurga. Sie verlangt Euch auf ein paar Minuten zu ſprechen.“

„Ich will hinaus! Wer iſt's?“

„Nein, empfange ſie hier!“ ſagte Mamſell Kramer.

Der Lakai eilte hinaus und brachte die alte Zenza herein.

„Ei, Ihr ſeid's, Zenza? Bringt Ihr mir was von meinem Kind, von meinem Mann, von meiner Mutter? Was iſt denn um Gottes willen geſchehen? Sind ſie krank?“

„Nein, gottlob Alle geſund und wohl auf, und ich ſoll Dich ſchön grüßen von Allen.“

Walpurga ſah mit herzlichem Blicke in die verſchmitzten Augen der Zenza, dieſe Augen waren auf Einmal ſo gut und getreu, denn ſie hatten ihr Kind geſehen. Lächelnd fuhr die Zenza fort:

„Das freut mich, daß Du mich doch noch kennſt. Wie ſchlecht ſind die Menſchen! Haben ſie geſagt, daß Du mich gar nicht mehr wirſt kennen wollen, weil Du jetzt ſo vornehm geworden biſt. Nein, Du biſt Dein Lebtag ein braves Mädchen geweſen, ich hab's immer geſagt.“

„Ja, ja, iſt Alles gut; was wollt Ihr denn?“

„Du ſollſt mir helfen. Wenn Du nicht hilfſt, thut ſich mein Thomas den Tod an, und ich ſpring' in den See. Nicht wahr, Du hilfſt mir? Schau, ich thu' einen Fußfall vor Dir, Du mußt mir helfen, und ich bin

doch auch faſt gar Geſchwiſterkind mit Deinem Vater ſelig, und wenn Dein Vater noch am Leben wär', thät er ſagen, ja er ruft's vom Himmel herunter zu Dir: Walpurga, hilf der Zenza, oder ich verzeih' Dir's in der Ewigkeit nicht."

„Steht doch auf! Was iſt denn das? Wie kann ich Euch helfen? Mit was?"

„Ich ſteh' nicht auf, eher ſterb' ich vor Deinen Füßen, bis Du geſagt haſt, daß Du mir hilfſt."

„Ich helf' Euch, mit was ich kann."

Mamſell Kramer trat dazwiſchen und ſagte, Zenza ſolle ruhiger ſein, ſonſt dürfe ſie keinen Augenblick mehr im Zimmer bleiben.

Zenza ſtand auf und fragte:

„Iſt das die Königin?"

Walpurga und Mamſell Kramer lachten, und Zenza brachte endlich ihr Verlangen vor:

Drunten vor dem Schloſſe, die Wache habe ihn nicht hereingelaſſen, ſtehe ihr Sohn Thomas, er ſei wegen Rückfall in die Wilderei zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt und ſei doch unſchuldig; es liege ihm im Geblüt, daß er auf die Jagd gehen müſſe, das ſei bei ſeinem Vater auch ſo geweſen, und er habe ja nichts geſchoſſen als ein einziges Gemsböcklein, und da ſolle er jetzt noch einmal ins Zuchthaus. Er habe geſchworen, daß er ſich das Leben nehme oder einen Menſchen morde, damit man ihn köpfe, ehe er ſich wieder einſperren laſſe, und Walpurga habe zwei, ja drei Menſchenleben auf dem Gewiſſen, wenn ſie nicht helfe. Sie müſſe Zenza eine Audienz beim König verſchaffen oder

bei der Königin, daß sie einen Fußfall thue und um Gnade bitte.

„Und Dein Mann schickt mich und der Gemswirth," schloß Zenza. „Sie haben Beide gesagt, es wäre Dir ein Leichtes, da zu helfen. Ich will Dir mein Lebenlang die Hände unter die Füße legen, wenn Du das thust."

„Ja, ich möcht's schon gern thun, aber ich habe keine Gelegenheit. Das geht hier nicht so wie bei uns daheim."

„Du kannst schon Gelegenheit finden, Du bist ja gescheidt; in der ganzen Gegend sagen sie's Alle, ich hab' das schon lang gewußt und hab's auch gesagt, auf dem letzten St. Leonhardstag hab' ich's gesagt, der Schneider Schneck kann mir's bezeugen und der Spinnerwastl auch: die Walpurga steht da, hab' ich gesagt, wie wenn sie eine der Geringsten wär', sie ist aber die Erste in der ganzen Gegend; ihr werdet schon sehen, was aus der noch wird, und ihre Gescheidtheit und ihre Gutheit, die wird sich an den Tag geben. Jetzt Walpurga, nicht wahr, Du thust's?"

„Ja, wenn sich Gelegenheit giebt."

„Ich kann aber nicht warten. Morgen am Tag soll der Thomas ins Zuchthaus und wenn er nicht heute erlöst wird, geht er in Mord und Tod."

„Liebe Frau," fiel hier Mamsell Kramer ein, „Seine Majestät der König haben ja allgemeine Strafbefreiung erlassen bei der Geburt des Kronprinzen, da ist Euer Sohn auch dabei, oder ist er's nicht?"

„Nein. Das ist's ja. Alle Gerichte im Lande sind

gegen meinen Thomas gerichtet. Seht! Da drin steht's, das hat der Gemswirth Alles aufgeschrieben, besser als ich's sagen kann. Eh' man zu Mittag läutet, muß die Schrift zum König, sonst ist's zu spät. Drunten vor dem Schloß geht mein Thomas hin und her, und es kommt darauf an, ob er ins Himmelreich oder in die Hölle eingeht. Er schießt den nächsten besten Menschen und sich selber gleich todt, er hat ein geladenes Doppelpistol bei sich; vor dem Schloß schießt er sich todt, wenn ich herauskomme und es ist nichts."

„Ja, aber ich kann doch nicht so zum König laufen, wie zum Gemswirth. Ich thät's ja gern.",

„Ich muß mich setzen, mir brechen die Knie," rief Zenza, und Mamsell Kramer eilte, ihr einen Stuhl zu bringen. Da saß sie nun, senkte den Kopf und faltete die Hände über den Knien, und schwere Thränen fielen auf die harten, knöchernen, dickadrigen Hände.

Walpurga winkte der Mamsell Kramer, die sie tröstete. Sie wollte ihr sagen, daß die Zenza gar keine so brave Person sei, und ihr Früchtlein, der Thomas, erst recht nicht; aber Mamsell Kramer wendete sich um und sagte:

„Ich habe einen Ausweg. Der Herr Bruder der Gräfin von Wildenort sind ja Flügeladjutant bei Seiner Majestät und bringen in einer halben Stunde Rapport und holen die Parole. Walpurga, geh' zur Gräfin Irma, und bitte, sie möge die Schrift ihrem Herrn Bruder übergeben, daß er sie bei Seiner Majestät vorlege."

„Ja, ja, das thu', geh'! O Gott, was hast Du da für einen gescheidten Engel bei Dir, Walpurga.

Jetzt aber geh', verſäume Dich nicht. Darf ich noch einen Augenblick da bleiben, oder ſoll ich drunten vor dem Schloß warten?"

„Nein, bleibet nur da, gute Frau," tröſtete Mamſell Kramer. „Geh' nur, Walpurga, geh'," ſagte ſie, da dieſe ſtill daſtand und den Brief ſtarr vor ſich hinhielt.

Walpurga ging. Als ſie an die Thüre der Gräfin kam, hörte ſie dieſelbe in der drangvollen Weiſe Schumann's das Lied Friedrich Rückert's ſingen:

Er iſt gekommen
In Sturm und Regen,
Er hat genommen
Mein Herz verwegen,
Nahm er das meine,
Nahm ich das ſeine?
Die Beiden kamen ſich entgegen.

Die Kammerjungfer meldete, und Irma brach mitten in der Wiederholung des Liedes ab, als Walpurga eintrat.

„Ah, ſei mir willkommen. Was führt Dich Gutes zu mir?"

Walpurga brachte ſtockend ihre Bitte vor und überreichte das Papier.

„Faſſe Muth!" tröſtete Irma.

Sie drückte auf die Klingel, und befahl dem eintretenden Lakaien: „Mein Bruder ſoll ſogleich zu mir kommen." Dann fuhr ſie, zu Walpurga gewendet, fort: „Ich begleite das Gnadengeſuch mit ein paar

Worten. Sei nur ruhig. Es freut mich, Dir eine Bitte gewähren zu können. Ich habe Dich schon lange fragen wollen, ob Du nicht einen Wunsch erfüllt haben möchtest. Der König wird schon Gnade gewähren."

Walpurga wollte dreinreden, aber das geht Alles wie behext. Der Adjutant war schon da, Irma gab ihm das Schreiben, bat ihn, noch einige Augenblicke zu warten, da sie selber noch einige Zeilen beifügen wolle.

Der Adjutant verabschiedete sich, und Irma sagte, mit der Hand Walpurga übers Gesicht fahrend:

„Ich streiche allen Kummer aus Deinem Gesicht weg. Sei froh, ich gebe Dir mein Wort, daß dem Manne geholfen ist. Geh jetzt zu der armen Frau und beruhige sie einstweilen; ich bringe Dir den Bescheid auf Dein Zimmer."

Walpurga kam nicht zu Worte. Sie wollte noch jetzt etwas sagen, aber — das Gnadengesuch ist ja schon fort und es ist gewiß gut, wenn auch ein schlechter Mensch Gutes erfährt, vielleicht macht ihn das besser.

Als Walpurga das Zimmer der Gräfin verlassen und eine Weile aufathmend vor der Thüre stand, hörte sie drinnen wieder singen.

Sie kam beruhigter auf ihrem Zimmer an und sagte zur Zenza:

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, Eurem Thomas wird geholfen; aber da gebet mir Eure Hand, und versprecht mir, daß Ihr darauf halten wollt, daß der Thomas endlich ein braver Mensch wird, und Ihr ihm nicht mehr helfen wollt, sein geraubtes Gut

verkaufen und ſeine Schliche verdecken. Ja, das darf ich Euch ſchon ſagen; ſchaut mich nicht ſo verwundert an. Ich hab' viel für Euch eingeſetzt."

„Ja wol darfſt Du das ſagen" erwiderte Zenza halb beiſtimmend, halb neckiſch, „Du machſt die ganze Gegend glücklich, Du biſt der Stolz von uns Allen. Sonntags vor der Kirch' ſag' ich's, was Du hier giltſt, und man glaubt mir! Deine Mutter iſt mein Geſpiel geweſen, und wenn mein Thomas ſo eine brave Frau bekommen hätte, wie Du biſt, wäre er auch häuslich geweſen. Jetzt muß er mir eine brave Frau nehmen, das thu' ich nicht anders!"

Zenza ſaß bei einem guten Kaffee, den ihr Mamſell Kramer bereitet hatte, und die gute Kaſtellanin ſchenkte ihr immer von neuem ein.

„Wenn ich nur auch meinem Sohn was davon geben könnte. O, was ſteht der jetzt aus da unten! Aber es geſchieht ihm ſchon recht, das iſt die rechte Strafe; er ſteht da auf der Lauer, aber nicht mehr als Wilderer, jetzt geht's ganz anders!"

Zenza war ſehr redſelig, und Mamſell Kramer ſehr entzückt von der offenkundigen Güte und Mutterliebe der Alten.

Als Zenza ausgetrunken und faſt allen Kuchen aufgegeſſen hatte, ſagte ſie:

„Das Stückchen Zucker da, das erlauben Sie, daß ich's mitnehme? Das ſoll mir ein ewiges Angedenken ſein, daß ich im Schloſſe des Königs Kaffee getrunken habe."

Mamſell Kramer packte noch ein Stück Kuchen in

ein Papier, und ſagte: „Das bringt Eurem Sohne mit.“

Zenza war unerſchöpflich in Dankesbezeigungen, ſie war jetzt ſehr aufgeräumt. Sie bat, ſie auch den Prinzen ſehen zu laſſen, aber das duldete Walpurga nicht. Sie wußte wol warum. Die alte Zenza galt daheim für eine Hexe, und wenn's auch nicht wahr iſt, und vielleicht Aberglaube, dachte Walpurga — man kann doch nicht wiſſen. Sie war aber bereits ſo politiſch geworden, daß ſie ein Verbot des Leibarztes vorſchützte, keinen Fremden zum Kronprinzen zu laſſen.

Zenza erzählte nun, welch ein Aufſehen es in der ganzen Gegend gemacht, daß Walpurga ſo plötzlich zu Hofe geholt wurde, man rede von nichts Anderem mehr. Am Sonntag ſeien alle Leute zu ſpät in die Kirche gekommen, weil ſie am Haus der Walpurga ſtehen geblieben und das Haus betrachtet, als wäre was Neues daran zu ſehen, und Hanſei habe der halben Gemeinde ſeine Kuh zeigen müſſen, als wäre was Beſonderes daran; aber Alles ſei eben jetzt mit ſeinen Gedanken bei der Walpurga; und daß der Forſtwart, der Bräutigam des Geſpiels, ſo ſchnell die gute Stelle bekommen, das wiſſen ſie wol, daß es die Walpurga gemacht habe.

Walpurga mochte betheuern, wie ſie wollte, daß ſie nichts davon wiſſe; Zenza blieb dabei, und lobte ſie noch wegen ihrer Beſcheidenheit.

Die Zeit ging ſchnell herum. Freudeſtrahlenden Angeſichts kam die Gräfin Irma und brachte die Begnadigungsſchrift vom König.

Zenza wollte vor ihr niederfallen und ihr die Füße küssen, aber Irma hielt sie auf und sagte:

„Ich habe noch was für Euch. Hier! Damit Ihr nicht nur frei seid, sondern Euch auch eine Freude machen könnt, hier nehmt das.“

Sie gab ihr ein Goldstück.

Die Augen der alten Zenza flimmerten und sie sagte:

„Wenn die gnädige Prinzessin einmal einen Menschen braucht oder zwei, die für sie ins Feuer gehen, da soll sie nur an die Zenza denken und an den Thomas.“

Sie wollte noch viel sprechen, aber Walpurga sagte:

„Euer Thomas wartet ja unten vor dem Thor. Machet doch, daß Ihr zu ihm hinunterkommt.“

„Sehen Sie, gnädige Prinzessin, wie gut sie ist? Sie verdient's, so glücklich zu sein.“

„Walpurga, Du könntest der Frau das Geld für Deinen Mann mitgeben,“ sagte Mamsell Kramer.

„Ich nehm' Dir mit, was Du hast!“

„Nein, ich schick's; ich muß noch warten damit,“ sagte Walpurga stockend. Sie konnte doch nicht erklären, daß sie der Zenza und ihrem Sohne nicht traue.

„Hier“ — sagte Irma wieder — „hier bringet dem Kinde der Walpurga das von mir!“

Sie nestelte eine schwarze Schnur mit einem goldenen Herzen daran von ihrem Halse und sagte:

„Bringet das dem Kinde der Walpurga und auch noch das Tuch!“ — Sie knüpfte ein kleines grünes Seidentuch ab und gab's der Frau.

„O der schöne Hals!“ rief Zenza. Walpurga wiederholte ihre Mahnung, daß sie endlich zu ihrem Sohne ginge.

Irma war ganz glücklich, die Begnadigung zu Stande gebracht zu haben. Walpurga durfte nicht sagen, daß ihr Zenza fremd, ja fast verhaßt war, und daß der rothe Thomas einer der Schlimmsten sei. Sie getröstete sich, daß gewiß Alles noch gut werde. „Schlechte Menschen können sich auch bessern, sonst wäre ja alles Gerede von Buße nur Lug und Trug.“

Unterdeß kam Zenza eilig aus dem Schlosse heraus und hielt das Schreiben hoch in der Hand.

„Ist meine Zeche gelöscht?“ fragte Thomas und spuckte dabei weit aus.

„Ja, Gott Lob und Dank! Siehst Du, was eine Mutter kann?“

„Ich hab' Euch nicht viel Dank dafür zu sagen. Warum habt Ihr mich in die Welt gesetzt? Aber prächtig ist's, daß der großschnauzige Landrichter Eins aufs Maul kriegt. Jetzt Mutter, ich hab' einen Durst wie drei Amtsschreiber. Das Warten hat mich fast ganz verbrannt. Habt Ihr denn gar nichts mehr?“

„Freilich hab' ich. Schau!“

Sie zeigte dem Sohne das Goldstück, und mit einem bewundernswerthen Griff hatte dieser es aus ihrer Hand in seiner Tasche verschwinden lassen.

„Was ist denn da noch?“ fragte er, da er das goldene Herzchen bemerkte, das sie mit aus der Tasche gezogen hatte.

„Das soll ich dem Kinde der Walpurga bringen.

Das hat mir eine ſchöne Prinzeſſin gegeben für das Kind, und das ſeidene Tüchle auch."

„Des Hanſei's Kind hat genug, wenn es ein ſeidenes Halstuch bekommt," ſagte Thomas und eignete ſich auch das goldene Herzchen an, indem er der Mutter, die es an der Schnur feſthielt, die zerriſſene Schnur gutwillig überließ.

„So, Mutter, jetzt iſt's gut; jetzt trinken wir erſt einmal auf das lange Warten. Und ich hab' derweil da drüben beim Schwertfeger eine Büchſe geſehen, ein Prachtſtück! Die kann man auseinander ſchrauben und in die Taſche ſtecken — jetzt ſollen ſie mich nicht mehr erwiſchen, die Grünröcke!"

Das Erſte, was Thomas that, war, daß er Gemsbart und Spielhahnfeder aus der Taſche nahm und wieder auf ſeinen Hut ſteckte; dann ſetzte er den Hut keck auf und ſeine Mienen ſagten: Ich will den ſehen, der ſich da dran wagt.

Als die Beiden eben weggehen wollten, kam Baum von der Straße herein. Er ſchien den Beiden ausweichen zu wollen, aber Zenza ging auf ihn zu und dankte ihm aufs Neue, daß er ſie damals bei der Abholung der Walpurga ſo reich beſchenkt habe; ſie ſchaute ihn dabei ſeltſam an und Baum bemerkte mit einem Seitenblick, daß auch Thomas kein Auge von ihm wendete; er ſpürte ein Zucken im Herzen; das geht im Zickzack wie ein Blitz von der Bruſt hinauf in den Kopf und ſtellt ihm die Haare zu Berge und er muß ſich den Hut etwas lüften und anders aufſetzen. Aber er nahm eine Nagelfeile aus der Taſche und feilte an ſeinen Nägeln; dann ſagte er:

„Ihr habt mir schon einmal gedankt. Ist nicht mehr nöthig!“ Er wendete sich um und ging.

„Wenn der Jangerl nicht in Amerika wäre — ich thät darauf schwören, das ist er,“ sagte die Alte zu ihrem Sohne.

„Mutter, Ihr seid verrückt!“ entgegnete Thomas.

Mutter und Sohn gingen mit einander in die Stadt und der Sohn ging immer rasch voraus; es schien ihm nichts daran zu liegen, wenn er seine Mutter verliere.

In einem Wirthshause trank er stehend einen Schoppen, hieß die Mutter warten und kam bald mit der gekauften Büchse zurück.

Unterdeß saß Walpurga still am Fenster und dachte sich aus, wie man daheim von ihrer großen Macht erzählt und besonders im Gemswirthshaus, da wird viel von ihr gesprochen, und die Gemswirthin, die sie immer so von oben herab angesehen, möchte fast vergehen vor Aerger. — Walpurga lachte, sie erlustigte sich in dem Gedanken, wie die Neidischen und Hochmüthigen sich über ihr Glück ärgern; ja, das war ihr fast die größte Freude, wenigstens verweilte sie dabei am längsten; das mag aber auch darum sein, weil die Freude der Guten kürzer und schneller ausgedacht ist, als der Aerger und die giftigen Reden der Bösen; das gährt lange fort und treibt seltsame Blasen auf. — So saß Walpurga am Fenster und ihre Lippen bewegten sich, als ob sie die Worte derer nachspräche, die sie beneideten und sich über sie ärgerten, bis endlich Gräfin Irma sagte:

„Ich sehe Dir's an, wie glücklich Du bist. Ja, Walpurga, wenn es uns gegeben wäre, jeden Augenblick

einem Nebenmenschen etwas Gutes zu thun — wir wären die glücklichsten Geschöpfe unter der Sonne. Siehst Du, Walpurga, das ist die wirkliche Gottesgnade eines Fürsten, daß er jede Minute Gutes thun kann!"

„Jetzt das versteh' ich! Das versteh' ich ganz!" rief Walpurga. „So ein König ist wie die Sonne am Himmel, die scheint hernieder und erquickt da die Bäume, und weit draußen die Blumen im Thal, die Niemand sieht, und thut Menschen und Thieren und Allem wohl. So ein König ist — ja, der ist ein Bote von Gott. Er muß sich in Acht nehmen, daß er's bleibt; es kann ihn der Stolz übermannen und die Geluſt, weil er über Alles Herr ist. Jetzt hat er dem Thomas die Welt geschenkt und alle Gefängnißthüren öffnen sich, wie im Märchen, wenn man Sesam sagt. O, du guter König! Laß dich nur nicht verderben, und laß immer so Herzmenschen um dich herum sein, wie da meine Gräfin Irma!"

„Ich danke Dir!" sagte Irma, „ich danke Dir! Ich kenne Dich jetzt ganz. Glaub' mir, in allen Büchern der Welt steht nichts Besseres und nicht mehr, als in Deinem Herzen steht; und wenn Du auch nicht schreiben kannst, es ist so besser geschrieben in Dir. — Aber jetzt wollen wir doch wieder ordentliche stille Menschen sein; komm', jetzt mußt Du schreiben lernen."

Und die Beiden setzten sich zusammen und Irma lehrte Walpurga die Feder führen. Walpurga sagte, einzelne Buchstaben schreibe sie nicht gern, ein Wort, ein einzig Wort wäre ihr lieber.

Irma schrieb ihr vor, sie schrieb das Wort „Gnade," und Walpurga schrieb einen ganzen Bogen voll immer das Wort Gnade, und Irma nahm das Papier mit und sagte: „Das heb' ich mir auf zum Andenken an diese Stunde!"

Drittes Capitel.

„Was nur mit der Königin —"

„Majestät!" ergänzte Mamsell Kramer halblaut.

— „vorgehen muß," sagte Walpurga, „daß sie seit mehreren Tagen den Prinzen —"

„Königliche Hoheit!" ergänzte Mamsell Kramer.

„Kaum ansieht? Früher, da war sie immer so himmelhoch, so hinaus über Alles, wenn sie das Kind gesehen und es ans Herz genommen hat, und sie hat mich einmal gefragt: Walpurga, ist Dir's nachher nicht auch so gewesen, wie wenn Du wieder ein Mädchen wärst? Ganz frei, los und ledig? Die ganze Welt ist nicht da, nur ich und mein Kind? — Und jetzt, jetzt sieht sie so drüber weg, wie wenn sie's nur einmal geträumt hätte, daß sie ein Kind hat. Es muß Schweres im Herzen einer Mutter —"

„Königlichen!" ergänzte Mamsell Kramer.

— „Vorgeh'n, wenn sie keinen rechten Blick mehr hat für ihr Kind!"

Es ging in der That Gewaltiges vor im Herzen der Königin. Seit Monaten hielt sie ein gesteigertes Empfinden fest, und einen Punkt gab es, den sie selbst vor sich nie mit einem lauten Wort berührte,

und umsomehr erschien ihr jede Mittheilung, jede Besprechung mit einem Anderen als eine Befleckung des reinen Gedankens. Frei aus sich wollte sie ihren Entschluß fassen. — Und sie faßte ihn. — Seit sie Mutter war, fühlte sie sich wie abgelöst von der Welt. Wenn sie an ihr Kind dachte, und mehr noch, wenn sie es am Herzen hatte, war's ihr, als wäre damit Alles erfüllt, Niemand geht sie mehr etwas an, sie und ihr Kind sind die Welt und gehören zu einander, sind Eins! — Und doch liebte die Königin ihren Gatten von Herzensgrund und ein tiefer Drang regte sich in ihr, noch inniger, noch zugehöriger, in einen einzigen Ton verschmolzen, mit ihm zu leben.

So befestigte sich immer mehr der Gedanke in ihr: es darf in nichts eine Trennung sein. Der Vater, die Mutter und das Kind, sie sind Eins, sie beten zu demselben Gotte mit den gleichen Gedanken, den gleichen Worten.

Aus der Isolirung heraus hatte sie das Verlangen, nur noch einiger zu sein mit ihrem Gatten, jetzt, wo sie in die Welt zurückkehrt, ein neues Fest der Vereinigung mit ihm zu feiern, das höchste.

Da die Königin nur wenig sprechen durfte und keinerlei Unterhaltung pflegte, so ließ sie sich bald nach den ersten Tagen ein Lieblingsbild, eine Madonna von Filippo Lippi dem Jüngern, in ihr dem Dämmerlichte geöffnetes Zimmer bringen. Sie saß dem Bilde stundenlang gegenüber und schaute das Bild an, und das Bild schaute sie an, und die beiden Mütter lebten in der Seligkeit mit einander.

Der Domher, der sie besuchte, fand die Stimmung der Königin so weihevoll und ihm vertraute sie zuerst mit zitternder Lippe ihr Verlangen, zur Kirche ihres Gatten und ihres Kindes zu gehören. Sie bat, daß man sie nicht mit dogmatischen Unterweisungen plage und fand williges Gehör. Als der Domherr weggegangen, überfiel sie eine Bangigkeit; da geht der Mann, der ihr Geheimniß mit fortnimmt. Er hatte ihr zwar gelobt, sich ihres Vertrauens würdig zu zeigen und nur selbst davon zu wissen, aber es war doch nicht mehr ihr eigen allein.

Bald beruhigte sie ihr Bangen und ihr Antlitz glühte von der Empfindung, daß noch ein Höchstes sei, in dem sie sich mit ihrem Gatten eine und wodurch sie, Mutter geworden, ihm das volle Zeugniß ihrer Liebe geben könne.

Aus der Fülle des Lebens heraus stieg der Gedanke des Todes in ihr auf. Sie ließ ein anderes Bild auf die Staffelei vor ihrem Ruhebette setzen. Es war die Maria Aegyptiaca von Ribera.

Der Königin war es oft, als müsse sie den Blick der Büßerin suchen, aber diese sieht nach nichts, sie hört mit den Augen, nicht erschreckt, da ein Engel ihr zuruft, sondern, an himmlische Stimmen gewöhnt, still ergeben, vertraut. Der Künstler hat die büßende Königstochter nicht zerfallen, abgehärmt von ihren Kasteiungen dargestellt, vielmehr liegt die wiedergewonnene kindliche Unschuld und jugendliche Schöne auf ihrem Antlitze. Da kniet sie, nackt, nichts von Menschenwerk ist mehr an ihr, von ihrem langen, röthlich blonden

Haare eingehüllt, das bis zum Kniegelenke reicht; sie kniet vor ihrem offenen Grabe, das blaue Auge blickt ins Unendliche, der Mund ist schmerzvoll geschlossen und über ihr schwebt ein Engel, er breitet das Gewand der Barmherzigkeit über sie und ruft: Dir ist vergeben! Im nächsten Augenblick sinkt sie versöhnt und verklärt ins Grab.

Die ascetische Haltung des Bildes traf in der Stimmung der Königin einen Accord, und der Geistliche fand sie oftmals bis zur Verzückung gehoben.

Der Leibarzt wollte diese stumme Bildergesellschaft nicht dulden, aber er drang weder mit seinem Wunsche, noch mit seinem ausdrücklichen Befehle durch. Zum Erstenmal setzte die Königin dem Manne, den sie so hoch verehrte, Eigenwillen und unbeugsamen Trotz entgegen. Als Irma das Bild sah und gleichgültig eine Verzeichnung in der Augenstellung bemerkte, die aber geschickt zu einem absonderlichen Ausdrucke benützt sei, hielt die Königin die Hand aufs Herz: Sie war einsam in ihrem Empfinden, sie wollte es sein. —

Was dem Leibarzt und Irma nicht gelungen war, sollte Walpurga gelingen.

„Ist das ein Wildweib?“ fragte sie.

„Was ist denn das?“

„Bei uns daheim erzählt man von Wildweibern, das sind Geister und die laufen in Geisternächten in den Bergen herum, und können sich in ihre Haare einwickeln.“

Die Königin erzählte Walpurga die Legende von der ägyptischen Maria: Das war eine Königstochter,

die ein loses Leben geführt; plötzlich verließ sie das Schloß, alle Pracht und alle Lust, ging in die Wüste und nährte sich von Wurzeln und lebte da viele, viele Jahre, bis alle Kleider von ihr abfielen, und als ihre Sterbestunde kam, breitete ein Engel vom Himmel das Tuch der Barmherzigkeit über sie aus.

„Das ist wol recht schön und brav," sagte Walpurga, „aber Frau Königin, nichts für ungut, ich meine, das wäre eine Sünde, sich so ein grausliches Bild immer vor Augen zu stellen. Ich möchte nicht in dem Zimmer schlafen, wo so ein Bild ist; ich meine, das könnte einmal in der Nacht da heraussteigen und auf Einen zukommen, und Einen mit ins offene Grab ziehen. O lieber Gott! Ich fürcht' mich schon am hellen Tag."

Diese Vorstellungen Walpurga's wirkten; es war der Königin nun in der That, als käme das Bild in der Nacht auf sie zu — sie konnte nicht schlafen — es mußte noch mitten in der Nacht aus dem Zimmer entfernt werden.

Nun trat wieder Ruhe und Gleichmäßigkeit ein, und als die Königin lesen durfte, erhielt sie von dem Geistlichen die entsprechende Lectüre.

Sie lebte allein in diesen Gedanken. Walpurga hatte richtig beobachtet; die Königin sah kaum mehr ihr Kind und doch wollte sie ihm und ihrem Gatten zulieb' diesen Schritt thun.

Wenige Tage vor ihrem ersten Ausgang ließ sie den König zu sich rufen und sagte:

„Kurt! Am nächsten Sonntag ist mein erster

Ausgang und es soll mein erster Eingang in Deine Kirche und die unseres Sohnes sein. Ich bete fortan mit ihm und mit Dir vor demselben Altare."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Ich habe gelobt, wenn Gott mir die Gnade schenkt, mich und das Kind gesund zu erhalten, Eins zu sein mit Euch, in Allem. Ich vollführe aber nicht ein unfreies Gelübde, sondern einen freien klaren Entschluß. Ich will Dir damit nicht ein neues Zeugniß, nur eine Bewährung, die letzte Besieglung meiner Liebe geben. — Kurt! Was ich bin und denke, gehört Dir; wir sind Eins vor der Welt und wollen Eins sein vor Gott. Keines geht mehr seine besonderen Wege, Keines hat mehr seine besonderen Gedanken. Unser Kind erfährt nichts von einer Trennung der Menschen, vor Allem der Menschen, aus denen sein Leben. Ich bin glücklich, Dir das nicht als Opfer, sondern als freie Gabe darbringen zu können."

„Mathilde —" sagte der König und in seinem Tone lag etwas seltsam Frostiges — „sprichst Du diesen Gedanken jetzt zum Erstenmal aus oder hast Du bereits Vorbereitungen —"

„Ich habe den Entschluß ernst und allein in mir gefaßt, dann erst habe ich ihn kundgegeben und Alles ist bereit. Dich wollte ich mit der Thatsache überraschen. Der Domherr meinte, und er wollte fest darauf bestehen, ich sollte Dir die Mittheilung in seiner Gegenwart machen; aber das wollte ich nicht."

„Gottlob!" athmete der König auf, „so kann noch Alles wieder gut werden."

„Wieder? — und gut? —“ fragte die Königin.

Der König ſetzte mit Ruhe auseinander, daß er das Opfer ſehr zu ſchätzen wiſſe, es aber nicht annehme.

Die Königin wehrte ſich gegen die Bezeichnung als Opfer und der König ſagte:

„Gut denn! Du kannſt ſchon an mir ſehen, wie ein anderer Menſch — und iſt er der einzig Einige mit Dir — Deine Handlungsweiſe anders als Du anſehen kann, anſehen muß. Wie viel mehr nun die große Welt, die Höfe, die Unterthanen.“

„Was kümmert uns das Urtheil der Welt, wenn wir wiſſen, daß wir das Rechte thun? Die Welt! Immer die Welt! Sie darf uns nicht zwingen, anders zu ſein, als wir ſind.“

„Mathilde! Das iſt die Stimmung eines Märtyrers, eine erhabene und verehrungswürdige. Mathilde, Du biſt edel und gut, aber glaube mir: Die beſten, ja die einzig correcten Handlungen ſind diejenigen, die keiner Erklärung und keiner Entſchuldigung bedürfen. Wir ſind keine Einſiedler. Deine Motive ſind rein, hoch, anbetungswürdig. Aber die Welt wird dieſe reinſten und höchſten Motive nicht verſtehen, nicht verſtehen wollen. Du kannſt der Welt nicht erklären, wie erhaben Dein Sinnen, ſie würde es nicht faſſen; und wir dürfen nichts erklären. Ein Fürſt, der ſeine Handlungsweiſe erklärt, degradirt ſich. Du ſiehſt die Welt mit Deinem himmliſchen Blicke an; aber in der Welt iſt Dein himmliſcher Blick nicht. Ich möchte Dir nicht die Bosheit der Welt aufdecken und Dich verſchüchtern. Bleibe in Deinem Glauben an das

Höchſte, bleibe es aber in der Form Deiner Confeſſion."

„Und ich ſoll lebenslang allein dahin, und Du mit dem Kinde dorthin gehen?"

„Mathilde! Wir ſind nicht Einſiedler, ja, wir ſind nicht Privatmenſchen. Wir haben eine exponirte Stellung. Ein Fürſt, eine Fürſtin vollziehen keine Privathandlung —"

„Du meinſt, all' unſer Thun und Laſſen iſt beiſpielgebend?"

„Auch das," erwiderte der König ſtockend, „auch das; aber ich wollte ſagen: Was Du vollziehſt, vollziehſt nicht nur Du, die Königin vollzieht es. Die Wirkungen gehen hinaus ins Allgemeine. Ich bin glücklich, ſo geliebt zu werden; glaube mir, Du fühlſt es, nicht wahr Mathilde?"

„Sprich nicht davon; das Beſte hat man in ſich ohne Wort."

„Nun ſieh', mein Kind: Die Frau eines Privatmannes kann im Stillen eine ſolche Handlung vollziehen — Du nicht; Du müßteſt die proteſtantiſche Hofkirche ſchließen, Du verletzteſt Deine Glaubensgenoſſen in der Reſidenz, im ganzen Lande."

„Ich will aber Niemand verletzen, und die Welt kann das Opfer nicht von mir verlangen. Eins ſein mit Dir, auf Erden und im Himmel, in Zeit und Ewigkeit, iſt mein höchſtes, mein einziges Trachten."

„Gut! ſo verſprich mir Eines."

„Was Du willſt."

„Verſprich mir, daß Du mindeſtens noch einen

Monat Deinen Entschluß hinhältst. Es giebt Stimmungen, die man nicht zum Lebensgesetz machen darf."

„Du bist ein hoher Mann," sagte die Königin, „ich folge Dir!"

„Du stehst also ab von Deinem Entschlusse?"

„Nein, ich warte. Es soll kein Entschluß der Einsamkeit, der Verschlossenheit in Gemächern sein, keine krankhafte Stubenstimmung, wie Du doch meinst. Ich will meinen Entschluß im freien Tageslicht an der Sonne reifen lassen. Du wirst sehen, daß es nicht blos Stimmung war."

Der König war mit diesem Ergebniß zufrieden. Aber seltsamer Weise hielt er sich von jeder Liebesbezeigung gegen seine Gattin fern. Er verließ sie mit freundlicher, aber doch anfremdender Handreichung.

Viertes Capitel.

Der König hatte in der Unterhaltung mit seiner Gemahlin große Selbstbeherrschung angewendet. Jetzt in Einsamkeit empfand er, daß ihre Mittheilung ein schlummerndes Mißgefühl erweckt hatte.

Der König liebte seine Gemahlin, er liebte sie aufrichtig, aber er war — es ist ihm oft genug gesagt, — eine heroische Natur und wollte es sein. Nur nichts Kleinliches, nichts Selbstquälerisches und Empfindsames. Er hatte das Bestreben, sein Land glücklich und seinen Namen geschichtlich zu machen. In einer Zeit ruhiger Entwicklung und friedlicher Arbeit aller

Staatsangehörigen für das Gemeinwesen war keine Gelegenheit für heroische Thaten — es ließ sich nichts überraschend Neues schaffen; das Gewordene muß erhalten, das Werdende zu ungehemmter Entwicklung gebracht werden; dabei wird viel Arbeit vieler Menschen namenlos aufgesaugt. Der König baute daher gern. Das Entstehen von großen Gebäuden für Kunst, Wissenschaft, Kirche und Militär stellte sich doch als sichtbares Ergebniß eines ins Große strebenden Willens dar.

Der König liebte seine Gemahlin. Das ist etwas, wofür nichts zu thun ist, es lebt sich ruhig fort; aber die Königin will immer etwas Neues darin schaffen, will Documente geben — gewiß, ihre tiefe Innigkeit ist nicht zu verkennen, sie zeigt sich jetzt wieder in diesem an und für sich guten, aber in der Ausführung unmöglichen und überspannten Entschlusse. Die Königin idyllisirt Alles, das ist der gerade Gegensatz gegen das Heroische, und wie ein Sinnbild ging es ihm auf: sie hat beständig Dämmerlicht in ihren Gemächern; er aber liebte das volle Licht; er mußte sich immer erst zurechtfinden in diesem Halblicht, und wenn er herauskam, war es ihm neu, daß voller Tag ist. Das Abmühen mit Religionsfragen, die nicht gelöst werden können, das ständige Aufregen des Gemüthslebens — es hindert die entschlossene That. Soll man im Leben feststehen, zumal als König die weitumfassenden, vielverzweigten Thätigkeiten der Menschen beherrschen, so darf man keinerlei Privatgrübeleien mehr haben, ja alles Gemüthsleben muß untergeordnet werden.

Die Königin will Mutter und Gattin in der höchsten Weise sein, aber sie müßte auch Königin sein. Nicht diese ewige Kleinmacherei, dieses tägliche, wenn auch noch so sinnige Kranzbinden. Und diese Liebe ist dabei doch anspruchsvoll; will bezahlt, vergolten sein, immer verdient durch beständige Aeußerungen der Gegenliebe. Das hat etwas Ausschließliches und Lästiges zugleich. Die Sonne scheint, die Liebe ist da — was soll dies ewige Abarbeiten?

Während die Königin in ihrer Isolirung zu einer Steigerung ihrer Empfindung sich brachte und eine entsprechende That vollziehen wollte, hatte sich im König eine Isolirung anderer Art vorbereitet, und dieser Versuch des Religionswechsels — er darf unbedingt nicht mehr sein als ein Versuch, sagte sich der König — hatte diese Isolirung in ihm vollzogen.

Der König saß still in seinem Cabinet. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, da ihm der Gedanke durch den Kopf fuhr, wie es wäre, wenn eine großgesinnte, das Leben beherrschende Gattin ihm zur Seite stände. Er wollte das nicht denken, er hatte es nicht gedacht. — Er befahl, daß der Leibarzt zu ihm komme. Die Sache muß rasch erledigt werden.

Der Leibarzt trat ein.

Der König forschte zuerst behutsam, ob dieser Vertraute der Königin nichts von dem Vorgange wußte, dann theilte er ihm geradezu das Vorgefallene mit, natürlich zu strengster Geheimhaltung.

Der König stutzte, da der Leibarzt sehr höflich,

aber auch sehr bestimmt statt für das Vertrauen Dank zu bezeigen, eine Ablehnung aussprach.

„Ich würde es vorziehen, Majestät," sagte er, „wenn mir Geheimnisse oder Störungen, bei denen ich nichts mitwirken kann, gnädigst vorenthalten würden."

Der König sah staunend drein. Dieser Mann bleibt der ewig Starre, seine Würde Wahrende.

„Ich wollte Sie ja eben fragen," sagte der König, und sein Ton war herb, „ob Sie sich in dieser Sache eine Einwirkung auf die Königin zutrauen?"

„Ich nicht, wenn aber Eure Majestät sie mir zutrauen, bin ich bereit, den Versuch zu machen."

„Thun Sie das!"

„Ihre Majestät die Königin wird aber dadurch verletzt werden; ich kenne ihre Sinnesweise — die Sache verliert ihr den Duft der Unberührtheit, wenn sie hin- und herbesprochen wird."

„Das wäre gut! das wäre zweckmäßig!" sagte der König schnell. „Diese Schwärmerei wird vielleicht dadurch am besten geheilt, und in unserer Zeit wird ja Alles debattirt. Ihre Freunde in der Abgeordnetenkammer debattiren Alles — so mag auch das —"

Die gemischte Stimmung des Königs gegen den Leibarzt kam in allen unbewachten Momenten zu Tage. Es war eine beständige Unzuträglichkeit, daß der Leibarzt sich zwar nie vordrängte, aber so oft er in eine Erörterung gezogen wurde, immer mit gleicher Entschiedenheit sich in religiösen und politischen Dingen zum Freisinn bekannte. Dennoch mochte man ihn nicht entbehren. So unbequem auch oft seine Art und

Weise, er stand bei dem König in hoher Schätzung und stand so hoch in der Wissenschaft und in der Achtung des Landes, daß es einen besonderen Glanz auf den Hof warf, einen Mann von anerkanntem Freisinn in der nächsten Umgebung des Königs zu wissen.

Der König gab nun dem Leibarzt den förmlichen Auftrag, auf die Königin einzuwirken, daß sie von ihrem Entschlusse zurücktrete.

Die Aufgabe war schwer.

Die Königin hatte noch immer dem bewährten Freunde Alles anvertraut, jetzt kam er mit ihrem Geheimniß, das ihm ein Anderer übergeben.

Gunther versuchte es dahin zu bringen, daß die Königin ihm ihren geheimen Entschluß mittheile; aber sie ließ sich nicht dazu herbei, und endlich mußte er selbst davon zu reden anfangen. Die Königin war erschreckt.

„Warum that der König das?“ sagte sie, und auf ihr Angesicht trat ein tiefschmerzlicher Zug.

„Seine Majestät,“ erwiderte der Leibarzt, „traut mir vielleicht noch einige weitere bestimmende Vernunftbeweise zu.“

„Ich kenne die Vernunftbeweise alle,“ erwiderte die Königin heftig. „Hier ist etwas, wo kein fremdes Wort, kein fremder Hauch —“

„So werde ich schweigen, Majestät, und bitte, mich zu entlassen.“

„Nein, nein, reden Sie, ich muß Sie hören.“

„Sie müssen nicht —“

„Ach! wollen — müssen! Sie sagen ja immer,

wir Menſchen haben keinen freien Willen! Bei Fürſten iſt das gewiß.“

„Majeſtät,“ begann der Arzt leiſe, „der hohe Entſchluß, den Sie in ſich faßten, iſt auch nicht ein Act Ihres Willens; er iſt die natürliche und nothwendige Folge einer Kette von Ereigniſſen und Eindrücken, die Ihre Seelendispoſition geſtalteten. Innige Naturen glauben immer, ſich ſelbſt und der Welt nicht genug thun zu können; ſie möchten zu jeder Stunde, mit jedem Athemzug ein Glück ſchaffen, einen hohen Gedanken in der Welt befeſtigen.“

„Alſo auch Sie können ſchmeicheln?“

„Ich ſchmeichle nie; ich ſtelle nur die Diagnoſe, und ſie iſt gar nicht ſchmeichelhaft. Dieſe ſeeliſche Ueberfülle iſt nicht Geſundheit.“ —

„Sie halten alſo meine Stimmung für krankhaft —“

„Wir nennen das nicht ſo — aber bitte, Majeſtät! dieſer Ton iſt uns beiden nicht . . .“

„Sprechen Sie. Ich höre Sie gern. Es beleidigt mich nicht, daß Sie davon wiſſen. Ich betrachte Sie als ein Stück Tag, an dem ich meinen Entſchluß wollte reifen laſſen!“

„Nun denn, was reifen ſoll, muß ſich auch von der Luftſtrömung, ja vom Sturm hin- und herbewegen laſſen. Ich bringe Ihnen keinen Sturm, ich will nicht davon ſprechen, daß, wer ſeine angeſtammte Religion verläßt, Vater und Mutter beleidigt, und daß die von Jugend an gewohnten Ceremonien die Mutterſprache der Seele ſind. Das gilt nicht vor dem Geiſte. Geiſt und Vernunft ſind Vater und Mutter des bewußten

Menſchen. Was man erkennt, muß man auch bekennen. Ich mißbillige den Uebertritt aus Erkenntniß nicht. So viel ich aber weiß, nehmen Sie, Majeſtät, das Bekenntniß nur äußerlich an — oder auch innerlich, aber nicht um des Bekenntniſſes willen, ſondern aus Liebe zu Ihrem Gatten. Majeſtät! Ich ſelber ſtehe, wie Sie wiſſen, auf ganz anderem Grunde. Ich glaube jene Quelle im Paradies zu kennen, dort, wo ſie noch eins iſt und erſt draußen in die Ströme ſich theilt, die, wie mein Freund Eberhard, der Vater unſerer Gräfin Irma, ſagt, die Predigtmühlen treiben. Sie wiſſen, Majeſtät, daß die gleiche Sage, die ſich in dem ſchönſten aller Bücher, in der Bibel findet, auch in unſerer deutſchen Sage ſich findet, vom Baume Igdraſil gehen auch vier Ströme aus —"

„Gut, aber bitte, lieber Freund, jetzt keine gelehrten Curioſitäten."

„Majeſtät!" nahm der Arzt wieder auf, „verharren wir in unſerer angeſtammten Religion, ſo können wir in ihr frei ſein, das heißt in unſerem Denken über ſie hinausgehen; kein Ketzergericht hat mehr Gewalt über uns. Bekennen wir aber eine neue Religion, ſo haben wir kein Recht mehr, frei zu ſein; wir haben die Pflicht, ſie zu bekennen! Ein geborner Adeliger kann ſich zur bürgerlichen Gleichheit bekennen; einer, der ſich adeln läßt, kann das nicht. Und, Majeſtät, laſſen Sie mich noch Eines ſagen: ich betrachte es als ein Glück für die Menſchheit und für unſer deutſches Vaterland beſonders, daß es keine Confeſſionseinheit giebt; dadurch allein iſt die Humanität gewahrt, denn

wir müssen lernen, daß es verschiedene Formen und Seelensprachen für ein und dasselbe giebt. In der Vielfältigkeit der Confessionen liegt eine Bürgschaft gegen den Fanatismus, wie weiter hinaus eine Bestätigung, daß die äußere Religionsform gleichgültig, ich meine, daß man in jeder Religion ein rechtschaffener Mensch sein könne und sogar ohne äußere Religion."

Diese Gedanken noch näher erläuternd, saß der Leibarzt lange bei der Königin.

Während er noch bei ihr war, ließ sich der Domherr melden.

Die Königin ließ sich entschuldigen und ihn auf den andern Tag bestellen.

Dennoch, als der Leibarzt wegging, war sie von ihrem Vorhaben nicht abwendig gemacht. Sie blieb dabei, daß dies eine Handlung sei, in die kein anderer Mensch ein Wort dreinreden könne, zumal ein Mann nicht.

Sie war nahe daran, sich Irma anzuvertrauen; sie ist klug und meint es treu mit ihr. Aber eine unüberwindliche Scheu hielt sie davon zurück; sie wollte vor Irma nicht schwach und schwankend erscheinen.

Fünftes Capitel.

Die Königin war tagelang still und einsam. Nur Walpurga mit dem Kinde durfte um sie sein, sonst wollte sie Niemand sprechen, ihren Gatten nicht, den Leibarzt nicht und den Geistlichen nicht.

Eines Mittags, als Walpurga bei ihr war, drängte es sie zu der Frage:

„Walpurga, weißt Du, daß ich nicht zu Deiner Religion gehöre?“

„Ja freilich, und das freut mich.“

„Das freut Dich?“

„Ja wohl, das freut mich. Sie sind die erste und die einzige Lutherische, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, und wenn Alle so sind wie Sie, muß das eine schöne Religion sein.“

„Sie ist auch schön; alle Religionen sind schön, die uns zu guten Menschen machen.“

„Sehen Sie, das hat mein Vater auch gesagt, ganz mit denselben Worten. O! dem hätt' ich's gegönnt, daß er so lang gelebt hätte, daß er Sie noch gesprochen hätte.“

Die Königin war lange Zeit still.

Endlich fragte sie wieder:

„Walpurga, wenn Du eine andere Religion hättest wie Dein Hansei, würdest Du ihm in seine Kirche folgen?“

„Mein Hansei ist auch katholisch.“

„Wenn's aber anders wäre?“

„Es ist ja aber nicht anders.“

„Denke Dir aber, es wäre anders.“

„Das kann ich aber nicht, ich kann's nicht,“ sagte sie fast weinend.

Die Königin war wieder lange still. Nach geraumer Weile begann Walpurga von selbst:

„Ich kann's doch, ja ich kann's; ich hab' mir's ausgedacht. Sie sind ja auch lutherisch und Ihr Mann

katholiſch. Ja ich kann's. Jetzt, warum fragen Sie mich denn das?"

„Wenn Du alſo — denke Dich an meine Stelle — wenn Du evangeliſch wäreſt, würdeſt Du nicht in die Kirche Deines Mannes gehen?"

„Nein, Königin, nie. Bin ich ſeine brave Frau geweſen als Evangeliſche, ſo bleib ich's. Darf ich Ihnen was erzählen, Königin?"

„Ja, erzähle."

„Was hab' ich denn nur erzählen wollen? Ja, jetzt weiß ich's! Seh'n Sie, mein Vater ſelig — der Leibarzt hat Ihnen gewiß ſchon berichtet, was das für ein braver Mann war — aber ich fang' verkehrt an, ich hab' ja anders hinaus gewollt — ja, alſo ſehen Sie: In der Unterweiſung da hab' ich einen gar harten Pfarrer gehabt, der hat alle Menſchen, die nicht von unſerem Glauben ſind, in die tiefſte Hölle hinein verdammt, und da erzähl' ich das einmal meinem Vater, und da ſagt er mir: Purgei — er hat mich nur Purgei geheißen, wenn er mir etwas hat ins Herz thun wollen — Purgei, hat er geſagt, auf der Welt leben ſo und ſo viel Millionen Menſchen, und davon iſt der geringſte Theil Chriſten, und was wäre das für ein niederträchtiger Gott, der all' die Anderen in die Hölle hinab verdammen wollte, weil ſie keine Chriſten ſind, und ſie können doch nichts dafür, ſie ſind doch nicht darin geboren! Glaub' nicht, ſo hat mein Vater geſagt, daß der Menſch verdammt iſt wegen ſeines Glaubens, wenn er nur brav iſt. Und das halt' ich feſt. Ich ſag' natürlich unſerm Pfarrer nichts davon,

der braucht nicht Alles zu wissen! der sagt mir auch nicht Alles, was er weiß."

Die Königin war still, und bald begann Walpurga wieder.

„Jetzt fällt mir noch was ein, das Beste fällt mir ein! O, liebe Frau Königin, das muß ich Ihnen noch erzählen, das hab' ich auch von meinem Vater; er hat gar viel sinnirt. Der alte Doctor, der Vater vom jetzigen, hat's oftmals gesagt, wenn mein Vater studirt hätt', das wär' ein großer Mann geworden, ein weltberühmter. Jetzt, also am Abend, es war an dem Sonntag, wo ich gefirmt worden bin, sitze ich mit meinem Vater und meiner Mutter auf der Bank hinter unserm Häuschen am See, und da hat's zu Abend geläutet, wir haben unser Ave gebetet, setzen uns wieder, und da hören wir den Liederkranz, der kommt in einem Nachen über den See, und so schön gesungen haben sie, so schön, ich kann's gar nicht sagen, und da sagt mein Vater, und steht wieder auf, und die Sonne scheint ihm ins Gesicht, und es ist wie lauter Feuer, und er sagt: „Jetzt weiß ich, wie es unserm Herrgott im Himmel droben zu Muthe ist." „Red' nicht so gottlos," sagt meine Mutter. „Ich red' gar nicht gottlos, im Gegentheil," sagt mein Vater, und setzt sich wieder, er hat eine merkwürdige Stimme gehabt, wie sonst nie. — „Ja, ich weiß es, ich spür's," sagt er, „jetzt, die Kirchen alle, die unsrig', und die evangelisch und die jüdisch, und die türkisch, und wie sie alle heißen — da ist jedes so eine Stimm' im Gesang, und da singt ein Jedes, wie es seine Kehle hergiebt, und das stimmt doch zusammen

und giebt einen guten Chor, und da droben am Himmel, da muß es gar schön klingen und es soll nur ein Jedes singen, wie unser Herrgott ihm die Stimme in den Mund gelegt hat, er wird schon wissen, wie es zusammenstimmt, und es stimmt gewiß schön!"

Walpurga sah strahlenden Auges auf die Königin, und der Blick der Königin begegnete dem ihrigen.

„Dein Vater hat Dir ein gutes Wort gegeben," sagte die Königin.

Es glänzte etwas im Auge der Königin und es glänzte im Auge Walpurga's.

Walpurga ging davon mit dem Kinde.

Am andern Tage ließ die Königin ihren Gatten zu sich rufen. Sie sagte ihm:

„Kurt, ich habe Muth."

„Das weiß ich."

„Nein, ich habe einen Muth, den Du nicht kennst —"

„Einen Muth, den ich nicht kenne?"

— „Und nie kennen wirst! Ich habe den Muth, als schwach und schwankend zu erscheinen. Nicht wahr, Kurt, Du verkennst mich deßhalb nicht?"

„So sprich doch deutlicher und ohne Einleitung."

„Ich bin entschlossen," fuhr die Königin fort, „ich wage es kaum mehr, das Wort entschlossen auszusprechen — nicht wahr, Du verkennst mich nicht? Ich bleibe in der Confession, in der ich geboren, und wir sind doch Eins."

Der König dankte ihr sehr freundlich und bedauerte

nur, daß der Domherr von der Sache wisse; er hoffe indeß, ihm die Zunge zu binden.

Die Königin sah ihn staunend an, da er sich gar so wenig freute; aber sie fand es doch wieder natürlich: warum sollte etwas, das nur wie eine Wolke vorübergegangen war, eine große Wirkung hinterlassen? Freilich, in ihr hatte es schwer gekämpft, aber in Anderen nicht.

Die Königin fühlte, daß sie lange zu thun haben werde, um irgend einem Ausspruche oder einem Entschlusse wieder Geltung und Gewicht zu verschaffen; denn sie war einmal schwach gewesen und das vergessen die Menschen nicht.

Als die Königin am Sonntag in der evangelischen Hofkirche war, wagte sie kaum, von der Hofloge aus den Blick aufzuschlagen.

Durch ihre Seele zog der Gedanke, wie es wäre, wenn sie drüben in der andern Kirche, und wie die Blicke der Gemeinde sich hier herauf richten würden, wo nun Niemand mehr erscheint. Sie hatte dieses Haus, diese Gemeinde im Geiste schon einmal ganz verlassen; ihre Seele bebte vor dem was sie hatte vollführen wollen, und sie dankte aus tiefstem Herzen ihrem Gatten, der sie mit starker Hand davon zurückgehalten.

Als sich die ganze Gemeinde erhob, und im Kirchengebete für das königliche Haus ihrer besonders gedacht wurde, und sie, wie der Ausdruck heißt, „ausgeweiht" wurde mit dem Danke für ihre Erhaltung und die Erhaltung des königlichen Prinzen, da flossen ihre Thränen unaufhaltsam.

Am Mittag ging sie gegen alle frühere Gewohnheit zum Zweitenmal in die Kirche.

Während dessen lustwandelte der König in dem Theile des Parkes, der nur durch eine rothe Schnur dem öffentlichen Besuche abgeschlossen war, mit der Gräfin Irma auf und ab.

Der König theilte Irma den Entschluß der Königin mit, und wie sie sich wieder davon abbringen ließ. Irma entgegnete, daß sie dieses Vorhaben längst geahnt, sich aber nicht für berechtigt gehalten hätte, davon zu sprechen; sie habe dem Leibarzt eine Andeutung gemacht, er habe aber nichts davon wissen wollen.

Der König sprach sein Mißbehagen über das Wesen des Leibarztes aus; aber Irma vertheidigte ihn mit vieler Begeisterung.

„Der Mann ist glücklich," sagte der König, „solch' einen beredten Anwalt in seiner Abwesenheit zu haben."

„Das haben meine Freunde immer an mir," entgegnete Irma, „die, die ich wahrhaft verehre."

„Ich wünschte auch einmal angeklagt zu sein," fuhr der König fort.

„Und ich glaube," erwiderte Irma lächelnd, „Majestät könnten nicht besser vertheidigt zu sein wünschen, als ich es thun würde."

Es trat eine Pause ein. Der König nahm mit schönem Freimuthe seinen Widerstreit gegen den Leibarzt zurück, und das Gespräch über diesen schien nur wie eine Brücke zu einem anderen.

Der König sprach über seine Gattin und ihre eigenartige Gemüthsverfassung.

Der König und Irma sprachen zum Erstenmal über die Königin.

Daß Irma dies that und der König es nicht nur gestattete, sondern geradezu herausforderte, war der Keim einer unberechenbaren Entwicklung.

Sie lobten und priesen den dichterischen Sinn, den Schwung der Empfindung, die blumenhafte Zartheit der Königin, und indem die Beiden sie so glänzend darstellten, durften sie im Innern unausgesprochen deren Schwäche und überschwängliche Schwärmerei tadeln.

Im ersten Aussprechen eines Gatten über den andern zu einem Dritten liegt eine folgenreiche Verfremdung und Preisgebung.

Noch war Alles verhüllt, mit lautem Lob, mit Begeisterung zugedeckt. Es war hier wie dort bei der Königin in der Kirche. Sie rang im Gebete, mit aller Kraft ihres Willens wollte sie ihre ganze Seele darein versenken, wieder vollauf sein, was sie ehedem war, und doch, während sie die Worte sprach und ihr Denken hineindrängte, wich in der Verborgenheit eine Erstarrung und Verfremdung nicht, die ihr sagen wollten: Du kehrst nie mehr ganz wieder.

Während der König und Irma mit einander sprachen, erschienen sie sich als die Gleichen; sie sahen die Welt und die Bewegungen der Menschenseele mit demselben Blicke an, sie sprachen davon, wie leicht man in Schwäche verfallen könnte, und ihre Vertraulichkeit erschien ihnen nicht als Schwäche, sondern als Stärke.

Sie gingen im gleichen Schritt und Tritt und Irma sagte nicht mehr: Wir wollen umkehren. —

Die Königin war, seitdem sie wieder der Gesellschaft angehörte, wenn möglich, noch viel huldvoller, viel liebreicher gegen Jeden; sie stellte Jeden weit über sich; die Menschen waren nicht so schwach und schwankend gewesen wie sie. Sie glaubte Jedem etwas besonders Gutes thun zu müssen, weil sie trotzdem ihm gleich, weil sie über ihm stehen durfte. Sie war in innerster Seele voll Demuth.

Die Zeitungen brachten nach wenigen Tagen eine seltsam verhüllte Geschichte, wie man die engelsreine Güte einer Fürstin hatte benützen wollen, um sie in der Einsamkeit von sich selbst abwendig zu machen, und ihr die Liebe des Landes zu entziehen.

Es war nicht schwer, zu sehen, daß damit der Uebertritt der Königin bezeichnet wurde.

Die Königin hatte sich stets offen zur liberalen Opposition des Landes bekannt, und der König hielt den Leibarzt für den Vermittler, der ihr die Gunst der Presse zuwendete und dabei auch keine Indiscretion scheute. Er wurde durch diese offenbare Entstellung noch mehr gegen die Presse aufgebracht, nicht minder aber gegen die Machinationen der Partei der Königin am Hofe. Er hielt beide Aergerlichkeiten zurück. Es wird sich die Zeit schon finden, beiden zugleich gerecht zu werden.

Sechstes Capitel.

(Irma an ihre Freundin Emmy.)

. . . . . Das Alles habe ich gestern vollbracht. Ich wollte lesen; ich sah die Buchstaben, aber ich las sie nicht, Alles kroch mir durcheinander wie ein Ameisenhaufen. Ich wollte singen, kein Lied war mir recht. Ich wollte spielen, selbst Beethoven war mir fremd. Und so lag ich stundenlang und träumte in mich hinein und aus mir hinaus. Ich folgte dem Mütterchen und ihrem Sohne über die Berge, die Lerchen singen ihnen meine Gedanken zu, sie kommen heim und der wilde trotzige Bursch ist geschmeidig, er jodelt frisch in die freie Welt hinein, grüßt seinen herztausigen Schatz — ich meine, ich hör' ihn singen. Ach, Emmy, was giebt es Herrlicheres, als Menschen beglücken? Es ist schon armselig genug, ein Mensch zu sein, gebunden in tausend Schranken, Rücksichten, Elendigkeiten; und wenn man noch dazu Noth leiden muß — Strafe, Zuchthaus, Ketten! Es ist eine Schande für die Menschheit, daß es Zuchthäuser giebt.

Ach, Emmy, und wie groß, wie eine Offenbarung aus dem intimen Volksherzen sprach das einfältige Weib des Holzknechtes. Ich wollte ihre Worte in Verse fassen, sie am Morgen dem König überreichen, aber es ging nicht. Nichts genügte mir, die Sprache ist abgenützt, zu eng, zu grob, das Wort Schillers ging mir immer durch den Sinn: Ach, wenn die Seele spricht, spricht schon die Seele nicht mehr! Ich ließ mein Gekritzel sein. Ich habe eine unruhige Nacht

verbracht. Wenn etwas tief innen unerlöst ist, dann wandelt die Seele um, wie ein Gespenst, und kann keine Ruhe im Schlafe finden.

Heute bei dem Frühstück theilte ich dem König die Worte Walpurga's mit. Ich ärgerte mich, er verstand sie nur halb, wie hätte er sonst darauf antworten können: „Ja das Gebirgsvolk hat einen tiefmonarchischen Sinn. Theilen Sie doch Ihrem Herrn Vater das mit."

Der König merkte, wie unpassend er sich geäußert, und wie immer gewandt und liebenswürdig und auch sein gutes Herz wieder schnell fassend, sagte er: „Liebe Gräfin, ich will Ihnen einen geheimen Titel geben, der aber nur für uns Beide da ist. Ich ernenne Sie hiemit zum Spion des Volksherzens. Erkunden, erlauschen Sie, wo Sie etwas finden, und Sie sollen immer bei mir unbedingte Willfährigkeit finden. Meinen Sie nicht, daß Egeria nichts Anderes war, als Spionin des Volksherzens? sie hörte im Tempel am Altare die geheimsten Gedanken des Volkes, theilte sie dem König Numa mit und er ward bis zur Anbetung vergöttert."

„Unser Volk spricht aber nur vorgeschriebene Gebete," sagte ich.

„Das ist ein anregender Gedanke," erwiderte der König und gab bald darauf dem eintretenden Schnabelsdorf den Auftrag, ihm kurz zu notiren, welche bestimmte Gebete die Griechen und Römer in den verschiedenen Tempeln sprachen.

Nun wird also die ganze Geschichte, Alles was,

wie ich glaubte, eine tiefe Wirkung haben sollte, zu einem Amüsirabend.

Ach, liebe Emmy, Amüsiren! das ist der tiefste Punkt auf dieser Welt, in den Alles mündet. Ein Apostel, der heute aufträte, müßte sprechen: Fraget nicht, wie werden wir uns heute amüsiren, sondern u. s. w. Mach' du den Satz fertig.

Ich bin nicht besser, als die Anderen. Ich bin auch nur eine für siebzig Jahre aufgezogene Puppe, die tanzen, lachen, reiten und sich amüsiren will. Alles auf der Welt ist Amüsirvogel. Der Unterschied ist nur, daß die einen Amüsirvögel sich an Körnern und Raupen, Mücken und Larven begnügen, während die anderen größere Portionen brauchen, Hasen, Rehe, Hirsche, Fasanen, Fische; und die höhere Bildung des Amüsirvogels, genannt Mensch, besteht darin, daß er seinen Fraß kocht. Es ist eine grausame Leerheit in vielen Menschen. Conversation machen — darin besteht die ganze Kunst. Denke Dir den Ausdruck „Conversation machen" recht klar und Du wirst finden, was für ein Unsinn das ist. Die Leute finden mich unterhaltend, aber ich mache nie Conversation; ich spreche eben, wenn ich etwas zu sagen habe.

Mein Dämon ruft mir jetzt immer zu: Dilettantismus.

„Dilettiren" — schmöckern, naschen zum Zeitvertreib — übersetzt es mein Lexikon. Das ist grob, aber es liegt etwas darin ....

Einen Tag später.

Eben schickt mir der König folgendes Gedicht. Ich muß ihm Abbitte thun. Er hat meine Mittheilung doch

besser gefaßt. Wie findest Du das Gedicht? Warum soll ein König nicht dichten? Verlangt man ja Idealität von ihm. Freilich, ein König soll Alles verstehen, aber in nichts dilettiren.

(Nachschrift.) Ich sehe eben, daß ich Dir das Gedicht nicht abschreiben darf.

Einen Tag später.

Lache nicht, daß ich Dir immer von der Walpurga erzähle. Der König traf mich heute bei ihr, als wir gerade Schreibstunde hielten. Er sagte, wie es ihn freue, daß er den Verwandten der Walpurga begnadigen konnte.

Unsere Verwandtschaft ist weitläufig, von sieben Suppen ein Schnittle, erwiderte sie. Und, Herr König, ich hab' was auf dem Herzen: ich bin unschuldig, wenn der rothe Thomas doch wieder schlecht ist, ich kann nichts dafür.

Der König lachte und sagte: „Ich kann auch nichts dafür."

Unbegreiflich ist's, wie die Walpurga nun fast immer mit Zorn von Zenza und deren Sohn spricht und nichts mit ihnen zu thun haben will. Es wohnen seltsame Dämonen im Herzen des Volkes nebeneinander. Ich fürchte, mein Amt als Volksspion wird mir zu schwer.

Der König ist überaus liebenswürdig. Er hat mir eine Abschrift der Kirchengebete der Griechen und Römer schicken lassen.

Ich will mir's wegschreiben, dann hab's ich's nicht mehr. Ich muß mir immer vorstellen: wie wär's, wenn die Zenza Oberhofmeisterin und ihr Sohn, der Wild-

schütz, Oberjägermeister geworden wären? Redegewandt genug wäre sie, und sie hat überaus kluge und verschmitzte Augen, und der Bursche wäre gewiß ein höchst eleganter Cavalier.

Ach, und da sprechen die Menschen, daß Gleichheit in der Welt sei, und wir auf unsere Geburt uns nichts einbilden dürfen. Ist's nicht ein sichtbares Zeichen der himmlischen Gnade, daß ich als Gräfin und nicht als Tochter der Zenza geboren bin? Und doch kann man wieder sagen: gerade das Gegentheil.

Es ist im Grunde allen Geschöpfen wohl auf der Welt. Der Frosch im Sumpf ist bei seinem Gequake gerade so glückselig, wie die Nachtigall mit ihrem Flöten und Schmettern im Busch.

Es ist nicht Humanität, es ist Willkür und Tyrannei, dem Frosch zu sagen: du sollst auch im Rosenbusch wohnen und à la Nachtigall singen!

Hast Du schon einmal ordentlich zugehört, wie urbehaglich so ein Frosch quakt? Jetzt eben haben sie großes Concert im Schloßteich. Ich hör' es gern. Wir Menschen sind gar zu keck, daß wir Alles darnach bemessen, wie es uns mundet, unser Ohr und Auge erquickt. Der Fröschin gefällt gewiß der Gesang des Meisters Frosch am besten, und sie hat Recht.

Ich danke Dir, liebe Emmy, daß Du Alles so an Dich hinschreiben lässest. Du kannst Dir gar nicht denken, wie wohl mir das thut.

Ich bin ein Spion meines eigenen Herzens. Es sind viel wilde Gesellen darin, Abenteurer und Glücksritter, und dazu eine Nonne ... Ich bin selbst

begierig, wie die gemischte Gesellschaft mit einander fertig wird.

Ich bin dem ganzen Hofe gegenüber darum so frei, so übermüthig, weil ich ein geheimes Tagewerk habe, und das sind meine Briefe an Dich. Aber noch viel tausendmal mehr denke ich zu Dir.

Es vergeht kein' Stund in der Nacht,
Wo ich nicht an Dich gedacht
Und Dein gedenk'...

Weißt Du noch? das war Dein Lieblingslied. Ich singe dirs täglich mindestens einmal. Du und mein Clavier, ach was seid ihr mir Alles! Ihr wartet, bis ich komme. Ihr habt alle Töne aller Meister in euch, aller, die waren und noch sein werden, und ihr wartet nur, bis Einer kommt, der sie erklingen läßt.

Ich bin zwei Seelen. Ich bin mein Clavier und meine Zither. Die eine Seele läßt sich leicht transportiren, die andere nicht, und die eine verlangt die Berührung der Saiten mit den Fingern — ach, ich weiß nicht mehr, was ich schreibe. Ich wollte, ich könnte mir das Denken abgewöhnen. Ich wollte, ich wäre die Tochter dieser Zenza, und mein Bruder wäre der Wilddieb. Doch nein! Unsere Diebe und Schelme, die in der Schule die sieben Todsünden und den Katechismus auswendig gelernt haben, sind gezähmt und feig; sie stecken ein Gnadengesuch in die Schürze der Mutter und greinen: wir haben nichts gethan, laßt es ungeschehen sein! — Nirgends in der Welt ist mehr ein wirklicher Naturtrotz. Ich glaube, Dein italienischer

„Räuber hinter dem Felsen," den Du einmal gestickt hast, ist auch nichts als eine Maler-Tradition für Stickmuster. Alle Künste legen unserem Dasein nur Schminke auf.

Gute Nacht!

Einen Tag später.

... Ich lese nie, was ich früher geschrieben. Ich will nichts mehr davon wissen. Die Sonne, die gestern geschienen, scheint heute nicht mehr. Ich meine es anders: es ist dieselbe Sonne, aber das Licht wird immer neu, und ich bin heute glücklich, und frage nichts danach, ob Kirchen und Schlösser, Männer und Weiber, Frösche und Krokodile in der Welt sind.

Der König sagte mir heute:

„Ich weiß, Gräfin, daß Sie in diesen Tagen klein von mir gedacht haben. Ich spüre jede Abwendung Ihrer Seele wie einen elektrischen Stoß. Ich bitte, thun Sie das nicht mehr —" und dabei sah er mich an, wie ein bittend Kind, ach, er hat so treue, tiefe Augen.

Ich weiß, wie Du einmal sagtest: „Es giebt Blicke ohne Hintergrund, ohne seelische Tiefe." Ach, die Blicke dieses Freundes haben eine unendliche Tiefe. Ich will von keinen Schranken mehr wissen, ich — ich ... Nein, das Wort kann ich doch nicht schreiben.

O Emmy, ich wollte, ich wäre eine Almerin auf einsamer Bergeshöh'. Heute Nacht war mir's, als riefen meine Heimathberge: Komm heim! Komm! Bei uns ist gut sein! — Ach, und ich möchte fort und kann nicht.

Walpurga ist jetzt mein Trost. Ich versenke mich

in ihr Leben, es ist so viel gründliche Naturruhe darin, und dabei ist es mir äußerst amüsant, das ganze Hofleben aus ihren Augen heraus wie ein Puppenspiel zu betrachten. Wir sitzen wie die Kinder vor dem Guckkasten und sind überaus lustig.

Wir singen auch viel miteinander. Ich habe prächtige Lieder von ihr gelernt. O, wie schön keck sind doch die Menschen da draußen!

— „Auf der Alm da giebts kein' Sünd" — das Lied geht mir immer nach.

Der König reist heute ins Bad. Mein Bruder ist in seinem Gefolge. Der König hat mich gebeten, ihm bisweilen zu schreiben. Ich werde es nicht thun.

Zwei Tage später.

Der König weiß, ich kann nicht leben ohne Blumen in meinem Zimmer; er hat nun befohlen, daß mir jeden Tag ein frischer Blumenstrauß ins Zimmer gestellt werde. Das gefällt mir nicht. Eine Blume, nach der man sich bückt und sie der Freundin darreicht, ist mehr, als tausend künstlich gebundene Sträuße aus den Kunstgärten.

Der König läßt auch der Baronin N... und der Gräfin A... täglich Blumensträuße ins Zimmer stellen. Ich glaube, es geschieht nur, um die mir bewiesene Gunst zu verdecken. Mag sein! Ich zürne dem König. Er erhält keine Zeile von mir.

Ich lerne jetzt modelliren bei einem Professor der Akademie. Er hat eine Büste von mir gefertigt und sie als Modell zu einer Victoria benützt, die auf das neue Zeughaus kommt. Darf ich nicht stolz sein?

Ich stehe künftig ewig in der freien Luft und sehe nichts als den blauen Himmel, Sonne, Mond und Sterne, und Mittags die Wachparade. —

Der Professor sagt, ich hätte Talent zum Figurenbilden. Das macht mich ganz glücklich: Malen, Zeichnen ist doch nur halb, nur Nothbehelf. Wirst du mir gestatten, ein Reliefbild von Dir zu machen, wenn ich zu Dir komme?

Habe ich Dir nicht einmal von einem Geheimniß in Bezug auf die Königin geschrieben?

Ich glaube.

Nun ist die Sache zu Ende. Die Königin wollte aus Liebe zu ihrem Gatten zu unserer Kirche übertreten, oder eigentlich zu Deiner — Du mußt's einfür allemal verzeihen, ich habe keine. Der König hat sich dabei großartig benommen. Es war eine unvergeßliche Stunde, als er mir Alles vertraute. Er ist eine wahrhaft große Natur und es ist schön, daß es Fürsten auf der Welt giebt, Menschen, die zu Urbildern erwachsen, unverbogen, unverschnörkelt, selbstgewiß, unbeschränkt, frei und universell. Gäbe es keine Könige, wir wüßten nicht mehr, was ein freier, schöner, voller Mensch — ich meine schön in der höchsten Potenz. Freilich gehört dazu auch ein hoher Geist. Nicht Alle sind Götter, die sich anbeten lassen.

Der Dichter und der König, sie allein sind volle Menschen. Alle anderen, auch die Künstler und Gelehrten, haben einen getheilten, abgegrenzten kleinen Beruf, ein Solo-Instrument: Der Musiker und der Maler, der Bildhauer, der Baumeister, der Professor,

Alle. — Der Dichter und der König allein umfassen das ganze Leben in allen seinen Gestaltungen, nichts ist ihnen bedeutungslos, weil sie über Alles herrschen, Alles ihnen eigen ist. Der Dichter schafft eine ganze Welt, der König ist eine ganze Welt. Der Dichter kennt und schildert den Hirten und den Jäger, den König und den Staatsmann, die Königin und die Zofe und das Nähmädchen, Alle. Der König aber ist Alles, Jäger und Staatsmann, Soldat und Landwirth, Gelehrter und Künstler, er ist das ganze Orchester der Fähigkeiten; so ist er König, so repräsentirt er ein Volk, eine Zeit, das höchste Menschenthum.

Ach, Emmy! Nenne mich Turandot. Auch der dichterische Kammerherr Schöning wirbt um mich.

Weißt Du aber, was ich auf der Welt hätte werden sollen?

Ich weiß es.

Königin eines wilden Stammes. Dazu war ich geschaffen. Eine ganz neue Cultur gründen — das war mein Beruf. Lache nicht, es ist nicht Scherz, nein ... Ich bin zu viel für das da! Ich bin nicht bescheiden, ich vermag Andere zu beurtheilen und mich auch. Ich weiß, was ich werth bin und was ich nicht bin.

Auf dem Gute meines Vaters ist eine Hängematte zwischen zwei Ulmen. In der lag ich immer am liebsten, so in der Luft schwebend, und träumte von fernen Welten ...

Weißt Du keinen wilden Stamm, der mich zur Königin wählen will? — — —

Ich habe mir auch Melodien, wenn man's so nennen kann, der Indianer verschafft. Ein Professor an der Universität, der sechs Jahre unter den Indianern gelebt hat, hielt vor Kurzem bei Hofe eine Vorlesung. Er ließ die mitgebrachten Instrumente spielen; es ist mehr Lärm als Musik. Das ist das künstlerische Kindeslallen eines ganzen Volkes.

Morgens 4 Uhr.

Vergiß Alles, was ich Dir da geschrieben, wie den Lufthauch, die Wetterwenden von gestern.

Ich bin aufgestanden, um Dir zu schreiben. Ich kann nicht schlafen. Ich sitze hier kaum angekleidet und rede zu Dir. O könnt' ich's! Schreiben ist eine Erbärmlichkeit, Hülflosigkeit.

Ich weiß nicht, wie mir ist. Alles was ich thue und was ich bin, erscheint mir nur als provisorisch. Ich warte auf etwas, ich weiß nicht auf was. Ich meine, in der nächsten Minute da wird es sein, da werde ich ein Wunder thun, da wird mir ein Wunder geschehen, ich werde etwas ganz Anderes, eine große Heilkraft, nicht mehr ein kleines nichtiges Menschenkind. Ich horche hinaus, ich meine, ich muß einen Ton hören, der noch nicht in der Welt ist.

Es geht nicht, ich kann doch nicht schreiben. Ich glaubte, es wird mir helfen, wenn ich mich zwingen könnte, Alles bestimmt zu denken und zu sagen, aber ich weiß nichts Bestimmtes, ich weiß nur, ich bin unglücklich; nicht unglücklich, aber wie scheintodt, scheinlebend. Ich meine, ich wäre eine Schlafwandlerin.

Ich kann nicht mehr. Ich schließe diesen Brief,

ich lege mich wieder ins Bett, ich will ſchlafen. Die ganze Welt um mich her ſchläft. Ich wollt', ich könnte in ein ander Leben hinüberträumen und wär's auch zum Nimmererwachen.

Gute Nacht! Guten Morgen! Irma.

Siebentes Capitel.

„Ich werde Dir morgen die Tochter meines alten Freundes zuführen, die Gräfin Wildenort, von der ich Dir manchmal erzählte," ſagte der Leibarzt am Abend zu ſeiner Frau.

„Die Gräfin hat eine Erſcheinung und eine Stimme voll Majeſtät, aber ſie ſingt noch nicht praktiſch."

„So wirſt Du ſie es lehren; ſie wird gern von Dir lernen."

„Wenn ſie will, bin ich bereit dazu."

Der Leibarzt war froh, daß dieſe Anknüpfung ſich ſo leicht und natürlich fügte; er wußte zwar, daß ſeine Frau ihm in jedem Wunſche willfahrte, aber es ſollte hier Alles doppelt behutſam von Statten gehen.

Schon ſeit geraumer Zeit hatte er eine fieberhafte Aufregung im Weſen Irma's bemerkt, die ſich in den letzten Tagen geſteigert hatte. Aber er war auch in ſeeliſcher Beziehung ein Arzt, der nicht erſt den Ausbruch der Krankheit abwartete, ſondern ihm möglichſt durch entſprechende Lebensweiſe vorbeugte. Er kannte den Grund von der Aufgeregtheit Irma's nicht. Er glaubte, daß ein Einblick, ja vielleicht ein Eingewöhnen

in eine gediegene Häuslichkeit das mit Gewaltsamkeiten spielende Wesen Irma's in ruhiges Geleis überlenken könnte. Er war erfahren genug, um zu wissen, daß sich Sympathie und Freundschaft nicht vermitteln lassen; aber die Erkenntniß einer in Charakter und Bildung gesättigten Bürgersfrau wird eine Wirkung auf Irma nicht verfehlen. Sie hat bisher doch nur Kloster- und Hofleben kennen gelernt.

Gunther hatte nicht nöthig, seiner Frau Verhaltungsregeln zu geben, oder auch nur eine Andeutung, wie sie Einfluß auf Irma zu gewinnen suchen solle; er war des Wesens und Wirkens seiner Frau so sicher, als wäre sie eine Naturkraft; je unbefangener und reiner er sie aus sich wirken ließ, um so gewisser der Erfolg.

Sonst hielt Gunther seine Häuslichkeit streng abgeschieden von aller Hofbeziehung. Hier aber war die Tochter seines Freundes, wenn auch seines erzürnten; ihr öffnete er den Burgfrieden seines Hauses.

Irma hatte vor Wochen nur leichthin ihre Begegnung mit der Frau des Leibarztes und dessen jüngster Tochter beim Tedeum zur Geburt des Kronprinzen erwähnt. Der Arzt war mit einer wie zufälligen Bemerkung wieder darauf zurückgekommen und Irma hatte, fast ohne daß sie es wußte, den Wunsch ausgesprochen, diese flüchtige Bekanntschaft pflegen und weiterführen zu dürfen. Das war's, was er gewollt hatte, und am andern Mittag führte er Irma in sein Haus ein. Es war ein schönes, wohlerfülltes Haus.

Die Frau Geheimräthin Gunther war eine geborne

Schweizerin aus einer wohlhabenden und gebildeten Bürgerfamilie. Sie sprach das Hochdeutsch noch mit starker allemanischer Betonung, sie zwang sich weder, den Dialekt beizubehalten, noch eine gewählte Schriftsprache sich anzueignen; ihr ganzes Wesen war eben so natürlich frei, wie von Bildung gepflegt, aber weder von der Natürlichkeit noch von der Bildung wurde viel Aufhebens gemacht. Es versteht sich von selbst, daß man im Hause thätig ist, die Dinge des Lebens nach eigenem Sinn und Geschmack beurtheilt, und an allem Schönen und Gemeinnützigen theilnimmt.

Vordem war die Frau Geheimräthin eine beliebte Sängerin in Gesellschaftskreisen, besonders aber bei großen Gesangs-Aufführungen; sie sang einen vollen ausgiebigen Sopran, und wenn sie auch jetzt keine Soli mehr sang, so nahm sie doch mit ihren Töchtern Theil an großen Musik-Aufführungen; sie war, als frischere Stimmen die Soli übernahmen, ohne Ueberwindung, ja ohne nur ein Wort davon zu reden, in den Chor zurückgetreten.

Und so war ihr Leben. Selbständig und thätig im Hause und theilnehmend an allen den Frauen zugänglichen öffentlichen Institutionen. Sie behielt ihr Lebenlang ein gutes Erbtheil ihrer Heimath: sie hatte keine Nervosität mitgebracht und Gemeinsinn war ihr Pflicht.

Sie erzog ihre Kinder, ordnete ihr Haus, war eine freundliche aufmerksame Wirthin bei den Gesellschaften im Hause, und Alles das vollzog sie wie eine selbstverständliche Naturnothwendigkeit.

Sie ehrte ihren Mann, ein Ausspruch von ihm war

ihr ſtets von beſonderer Bedeutung, aber ſie hielt auch ihr eigenes Urtheil feſt.

Sie war nun bald zwei Jahrzehnte in der Reſidenz, aber der ganze Krimskrams des Rang-Claſſenweſens und der Begnadigungen durch die Gunſt Dieſes und Jenes blieb ihr vollkommen fremd; ſie ſtand nicht in Oppoſition dagegen, ſie ließ das gewähren für diejenigen, denen es von Geltung iſt, ihr aber waren und blieben es völlig gleichgiltige Erſcheinungen.

Daß ihr Mann ſo hoch in Ehren ſtand, that ihr wohl, verſtand ſich ihr aber von ſelbſt; er war ja ein Mann von hoher Bedeutung, und wenn ihm auch die Ehre vor der Welt gefehlt hätte, ihr blieb er der Erſte und Würdigſte. Das drückte ſie in ihrem ganzen Thun und Laſſen aus. Nach Hofe zu kommen, hatte ſie nie entfernt ein Verlangen gehabt, und daß ihr Mann ſo oft am Tage und in der Nacht, ja wochenlang außerhalb des Hauſes war, nahm ſie als Nothwendigkeit ſeines Berufes hin und erſchwerte ihm dieſe Nothwendigkeit nicht durch Klagen und Wünſche.

Wenn der Leibarzt heimkam, trat er immer in eine wohlgefügte Häuslichkeit ein, und wie dadurch geſtärkt, wie von einem ſicheren Heimathsgrunde aus, ging er dann wieder auf den glatten und unſichern Boden des Hoflebens.

In dieſes Haus wurde nun Irma eingeführt. Ihre Erſcheinung war voll Pracht und Schönheit und Niemand ahnte, wie bettelarm und heimathlos es in ihrer Seele war. Sie hielt den ſchönen Strauß in der Hand, den der König heute wie immer in ihr Zimmer hatte ſtellen

lassen. Gunther hatte ihr gesagt, daß der Geburtstag seiner Tochter Paula sei, und sie brachte ihr diese Blumen; sie sind so schön, so wohlgeordnet wie die Trägerin, und doch, was haftet daran? Es ist fast Sünde, sie zum Gruße zu verwenden, denn Irma fühlte sich durch diese Blumen gekränkt, aber auch sie sind Münzen, sie können weiter gegeben werden.

Als Irma in das Haus eintrat, war es ihr, als ob sie aus dem Marktgewühl, aus unruhigem Treiben und Lärmen der Straße in einen Tempel der Häuslichkeit käme.

Das Haus lag in einer kleinen engen Straße mitten in einem Garten voll schöner hoher Bäume. In einem abgegrenzten Gehege des Hofes war viel munteres Geflügel. Hausflur und Zimmer waren mit Statuetten und Bildern geschmückt, der Hausrath einfach, gediegen; im obern Stock befanden sich Bibliothek-, Empfangs- und Arbeitszimmer des Leibarztes.

Es waren keinerlei Vorbereitungen zum Empfange Irma's getroffen, die Mutter hatte sogar den Töchtern ausdrücklich gesagt, daß sie wegen des Besuches der Gräfin keine besondere Toilette machen sollten. Man ging Irma nicht entgegen, sie wurde durch den Gartensaal geführt, wo auf einem Tische die Blumen und Geschenke für Paula standen, und dort auf der Freitreppe saß Frau Gunther mit ihren Töchtern, sie arbeiteten an einer Weißnäherei; die ältere Tochter, die Frau des Universitätsprofessors Korn, war mit ihrem Kinde da, und die jüngere, Paula, die nun auch in das zwanzigste Jahr eingetreten, wie Irma, sah frisch

und munter aus, nicht eben schön, aber heiter und wohlgebildet.

Irma wurde freundlich bewillkommt. Gunther zog sich, da seine Sprechstunde war, bald zurück und ließ Irma mit den Frauen allein. Anfangs befremdete es sie, daß sie wiederholt als die Tochter des Freundes begrüßt wurde; sie erschien hier nicht, oder doch zunächst nicht in ihrem eigenen, abgesonderten Werthe, oder gar als beliebteste Hofdame, sie war die Tochter des Grafen Eberhard, die aus einer Gemüthsverpflichtung in das Haus aufgenommen wurde. Als man nach dem Befinden ihres Vaters fragte, dankte sie; es war ihr schwer im Herzen, daß sie selbst so wenig davon wußte. Wie ganz anders lebten die Kinder hier!

Die Musik bildete bald einen sich bequem darbietenden Uebergang. Auf dem Clavier lag eine geschriebene Composition von einem Schwestersohn der Geheimräthin, die in Norddeutschland lebte. Frau Gunther erzählte, daß der junge Mann eigentlich von Fach ein Sprachgelehrter sei, da er aber wahrscheinlich sein Augenlicht verlieren werde und entschiedene musikalische Begabung besitze, sich nunmehr zum Künstler ausbilde.

Irma bat, daß Frau Gunther das Lied singe, diese erwiderte, daß ihre Stimme nicht mehr voll ausreiche, aber für die Stimme der Gräfin sei es wie geschrieben. Sie gab ihr das Blatt, Irma las es durch, die Geheimräthin setzte sich ans Clavier, um zu begleiten, und Irma sang mit klangreicher Stimme. Die Composition war anmuthig, die Anklänge an bekannte Meister aber unverkennbar.

Frau Gunther zeigte nun, was sie gestern ihrem Manne als praktisches Singen bezeichnet hatte; Irma wende ihre Mittel nicht ausgiebig und nachhaltig genug an, und da, wo ein Mangel sei, gäbe sie ihn zu sehr preis. Die Frau gab ihre Lehren in einfacher, von aller Anmaßlichkeit entfernter Weise, und Irma pries die Tochter glücklich, daß sie ihre Mutter noch singen höre.

„Und hier, mein Sohn, ist noch mein dankbarstes Publicum," sagte die Frau, und stellte einen schönen jungen Mann mit vollem braunen Barte vor. Der junge Mann, er war technischer Director in einer chemischen Fabrik, brachte noch einen Studenten mit; Freundinnen aus der Nachbarschaft kamen dazu, und es war ein heiteres Leben auf der Terrasse und im Garten.

Irma bemerkte die auf sie gerichteten aufmerksamen Blicke. Es war ihr, als müßten die Menschen wissen, welche Wirrnisse in ihrer Seele lebten; sie vergaß ganz, wie schön sie war.

„Verzeihen Sie, Frau Geheimräthin, wenn ich Sie so ansehe," sagte Irma plötzlich, „aber ich stümpere etwas in der bildenden Kunst, und wenn ich Form und Schnitt und Farbe Ihres Kopfes ansehe, ist mir's, als hätte ich lebendig das Bild der Holbein'schen Madonna in der Dresdener Gallerie vor mir."

„Das bemerken Sie noch jetzt?" erwiderte die Frau, leicht erröthend. „Ehedem wurde es mehrmals bemerkt, und es war auch fast das Erste, was mein Mann vor nun bald sechsundzwanzig Jahren in Zürich zu mir sagte. Ich stamme allerdings mütterlicherseits aus der

Familie des Bürgermeisters Maier, von dem das Bild gestiftet wurde."

Irma war erfreut von diesen Wahrnehmungen und Rückerinnerungen. Sie sah Frau Gunther immer mit großem Blicke an, und während sie von ihren Kunstbestrebungen sprach und nur wünschte, daß sie schon ein Porträt modelliren könnte — die Frau Geheimräthin müßte ihr sitzen — ging der Gedanke nebenher durch ihre Seele, wie eine altererbte Bildungsgeschichte, eine ganz andere, als die des Adels, durch die Zeiten dahinfließt, und das Beste, was die Menschen hervorgebracht, nicht der Adel, sondern das freie Bürgerthum bewirkt hat.

Frau Gunther fragte Irma, ob sie kein Bild ihrer Mutter besitze. Sie verneinte.

Irma erzählte, daß ihr Vater ein Bild der Mutter in ihrer schönsten Blüthezeit habe malen lassen. Das Bild war mißlungen, es stellte fast eine fremde Person dar, und Eberhard ließ das Bild vernichten. Er wollte lieber einstweilen gar kein Bild seiner Frau haben, als ein falsches.

„Den Mann verehre ich schon um dieser einen That der Wahrhaftigkeit willen," sagte die Geheimräthin. „Die meisten Menschen begnügen sich mit dem Falschen und sagen: dies und das ist doch zu erkennen, und dann reden sie sich allmälig ein, es sei doch einmal das Wahre gewesen."

Das Gespräch wendete sich nun darauf, daß Irma ihre Mutter nicht gekannt. Der Blick Irma's schweifte oft auf die beiden Töchter, die so neben ihrer Mutter sitzen konnten.

Die Frau Geheimräthin sagte:

„Ich hoffe, daß ich Sie nicht schmerzlich aufrege durch diese Erinnerung, aber ich halte es für Pflicht, daß man oft und in ruhigem Bedacht seiner Verstorbenen gedenkt; so halte ich es mit meiner seligen Mutter, und so wünsche ich, daß meine Kinder es einst mit mir auch halten."

Irma faßte die Hand der Frau und drückte sie. Es lag in Allem, was sie sprach, etwas Einfaches, gediegen Sättigendes.

Frau Gunther erzählte, wie sie lange Zeit keinen Sinn für bildende Kunst gehabt, und sich doch nichts habe anlügen können; allmälig sei ihr ein Verständniß aufgegangen, aber sie habe es weit mehr für Alles, was menschliche Figur ist, als für Landschaften. Das Gespräch nahm fortan leichte und freie Wendungen. Die halbe Stunde, die Irma hatte bleiben wollen — der Wagen war schon lange gemeldet — dehnte sich mehr als um das Doppelte aus. Endlich schied sie, mit aufrichtigen Worten zum Wiederkommen eingeladen.

Achtes Capitel.

Mit einer Empfindung, als käme sie aus einer andern Welt, aus einem Leben, das weit, weit entfernt liegt, kehrte Irma ins Schloß zurück.

Der Leibarzt war ein Forscher und ein Kundiger im Menschenherzen.

Der Besuch Irma's in seinem Hause hatte in einem

Betracht die ſtreng folgerichtige Wirkung, die er ſich vorgedacht, aber es miſchte ſich noch etwas Anderes, oder verband ſich vielmehr mit Vorhandenem, was er nicht bemeſſen konnte. Nur der Tropfen, der aus den Wolken fällt, iſt ohne fremde Beimiſchung, und nur der reine Gedanke läßt ſich in ſeiner Folgerung ſtreng beſtimmen. Das Waſſer in den Brunnen auf der Erde und das lebendige Menſchenherz — es ſind unſichtbare Miſchungen in ihnen, und es läßt ſich nicht ermeſſen, wie eine neue Zuthat auf die gelöſten unſichtbaren Atome wirkt.

In Irma's Seele war eine tiefe Erregung. Ihre übermächtige Kraft hatte eine Uebung, eine That geſucht, um ſich daran auszuleben. Die Freundſchaft des Königs, und daß ſie ſeinem hohen Naturell etwas bieten könnte, was ihm ſonſt mangelte, die gute Kameradſchaft, war ihr wie ein Glück erſchienen. Nun hatte die alltägliche Höflichkeit mit dem Blumenſtrauß, ſo klein ſie war, ſie geweckt und beleidigt. „Er iſt nicht dein Ideal," ſagte ſich Irma, und ſie war tief einſam in ſich, wie ſie es geweſen, ſeit ſie denken konnte.

Sie war einſam geweſen im Kloſter, aber dort hatte ſie ihre Freundin gefunden, die, wenn auch weniger gab, doch Alles treu von ihr nahm. Sie war einſam am Hofe, trotz ihrer übermüthigen Laune; ſie mußte immer etwas treiben, etwas verſuchen, muſiciren, ſingen, malen, modelliren; nur dieſe todte Einſamkeit nicht. Ein tiefes Heimweh war in ihrer Seele.

Sind nicht alle Menſchen heimathlos auf der Welt?

fragte sie sich. Während sie so umhersuchte, ward sie vom Leibarzt in sein Haus eingeführt.

Wie schön, wie lückenlos ist da Alles. Da ist eine Heimath, da ist eine Mutter, die sagt, wie sie junges, heißes Leben versteht; diese Töchter können nie so leiden wie sie. Der Blick der Mutter streifte auch sie und sagte: ich werde Dich verstehen, Dir alles Weh lindern, das Du mir klagst; aber Irma konnte nicht klagen, sie konnte nicht rufen: Hilf mir! Und nun gar da nicht, wo sie nicht auch leisten soll, wo man nicht auch ihrer bedarf. Sie kann und will sich selbst und nur allein helfen.

Frau Gunther hat das Tiefste in ihr angerufen: das Andenken an eine Mutter, die ihr fehlt. Aber Irma glitt mit herzlichem Worte darüber hinweg, und der Schmerz gährte um so stärker in ihr.

Jetzt weinte sie; sie wußte es nicht, bis eine Thräne auf ihren Busen fiel.

Es ist so viel Friede, so viel schön erfüllte Abgeschlossenheit in der Welt, die sich selbst genug ist, und in Arbeit und Bildung keiner Gunst von außen bedarf. Wie glücklich ein Mädchen solch einer Familie, bis es wieder selbst Haupt einer Familie wird . . .

Irma fühlte sich gedemüthigt, ihr ganzer Uebermuth war verflogen. Sie war noch dort im Garten, wo sich die Menschen leicht und frei bewegen, die Männer von der Berufsarbeit, die Mädchen aus häuslichem Wirken kommend, und gemeinsam sich vergnügend.

„Eines bleibt mir, und Eines ist das Höchste," rief Irma, plötzlich sich erhebend, „die Einsamkeit ist mein. Einsam und stark und ich selbst in mir."

Das Kammermädchen trat ein und meldete einen Lakaien der Königin.

„Die Königin befiehlt mich jetzt? Sogleich?“ fragte Irma noch einmal, nachdem sie die Botschaft gehört.

„Ja, gnädige Gräfin.“

„Gut, ich komme.“

„Walpurga hat doch Recht,“ sagte sie dann vor sich hin, „ich diene doch.“

Sie stand verdrossen vor dem Spiegel und ließ ihren Anzug ordnen. Sie lächelte und erzwang eine heitere unbefangene Miene, und diese Miene wollte sie vor der Königin haben. Sie mußte.

Hastigen Schrittes ging sie zur Königin. Vor der Thüre richtete sie sich nochmals auf und prägte ihrem Gesichte die heiter lächelnde Miene ein. Sie trat in das immer nur mit Dämmerlicht erfüllte Zimmer.

Die Königin saß schneeweiß gekleidet, ein kleines weißes Spitzentuch leicht um die blonden Haare geschlungen, in einem großen Lehnsessel.

„Kommen Sie zu mir, liebe Gräfin,“ sagte die Königin, „ich freue mich herzlich, Sie wiederzusehen. Ich sehe alle meine Lieben jetzt neu wieder, als ob ich diese Wochen in einer andern Welt gewesen wäre. Ich bin leider aufs Neue etwas angegriffen. Ich muß Ihnen noch besonders danken. Ich höre, daß Sie sich der Amme liebreich annehmen, ihr Gemüth erheitern, und dadurch auch dem Prinzen wohlthun; der König stimmt auch ganz mit mir überein, daß Sie uns ein wahres Glück sind. Ich werde Ihrem Herrn Vater schreiben und ihm sagen, wie glücklich es uns macht,

daß Sie bei uns sind. Er wird Ihnen dann nicht mehr gram sein."

Irma war froh, daß die Königin so lange sprach. Sie gewann dadurch immer mehr Fassung.

„Bitte, geben Sie mir den Brief, der dort auf dem Tische liegt," sagte die Königin jetzt.

Irma brachte ihn und die Königin fuhr fort:

„Hier lesen Sie diese Zeilen, die der König schreibt." Irma las:

„„Bitte, laß mir auch durch Gräfin Irma regelmäßigen Bericht erstatten über das Befinden unseres Sohnes. Grüße mir dies liebe vierte Blatt an unserem Kleeblatt.""

Irma reichte dankend den Brief wieder hin. Es kränkte sie tief, daß der König sie nun doch zwingen wollte, an ihn zu schreiben, und auf welchem Wege! Walpurga hat Recht, von der Wiege des Kindes sollen Liebesblicke ausgehen.

Irma wäre gerne vor Wehe auf den Boden gesunken, so schwer lastete es auf ihr.

„Nicht wahr, liebe Gräfin," sagte die Königin wieder, „Sie thun uns den Gefallen und schreiben?"

Irma verneigte sich, und die Königin fuhr fort:

„Freilich, Sie werden nicht viel zu schreiben haben. Ein menschliches Wesen, weil es das höchste in der Schöpfung, entwickelt sich langsamer als die anderen."

„Da müßte sich ein Prinz noch viel langsamer entwickeln," wollte Irma einwerfen, aber sie nickte nur still lächelnd.

Sie war gar nicht gestimmt, auf die Denkweise der

Königin einzugehen. Sie sah darin nur Kinderstuben-Gedanken, für die sie jetzt keinen Sinn hatte. Und wäre es auch mehr und wäre es das Höchste, was soll es mir? dachte sie. Hier, wie im Hause Gunther's ist in sich abgeschlossenes, in sich befriedigtes Leben. Da ist die Mutter und ihr Kind — was soll ich hier? Plaudern, theilnehmen, immer nur theilnehmen, und jedes ist ein Ganzes für sich und hat eine Welt für sich, und ich soll immer nur theilnehmen? Almosen genießen? Dort von der Freundschaft, hier von der Gnade? Ich bin ein Ganzes in mir, oder bin nicht.

Und während es in Irma so sprach, fuhr die Königin in ihrer bewegten, immer aus der Tiefe kommenden Weise fort.

„Ich stehe vor dem Lebenswunder noch immer mit Staunen und Andacht. Sie haben gewiß auch schon darüber gedacht, welch ein Unendliches darin liegt, wenn ein Kind zum Erstenmal athmet und die Augen aufschlägt; Luft und Licht sind die ersten und letzten Boten der Welt. Der erste Athem und der letzte Athem, der erste Blick und der letzte Blick! Wie wunderbar!"

Irma fühlte, was Dienst heißt. Wäre sie frei, der Sprechenden gleich, sie würde sagen: Liebe Freundin, ich bin jetzt nicht gestimmt, nicht empfänglich für das, was Du sagst; bei Dir, in Deiner Seele ist stiller, früher Morgen, aber in mir ist heißer, brennender Mittag. Ich bitte, laß mich jetzt in mir allein....

Eine tiefe Sehnsucht nach schrankenloser Einsamkeit

war in Irma, aber sie durfte sie nicht hegen, nicht einmal kundgeben; sie hätte gern die Augen geschlossen, und mußte sich doch zu aufmerksamem Blicke zwingen. Sie hörte, sie antwortete, und ihre Seele war weit weg. Zum Erstenmal empörte sich's in ihr, daß sie einem Wesen gleicher Art gegenüber nicht ihr volles Recht habe. Sie zürnte der Königin. — Sie war mehrmals daran, von ihrem Besuche im Hause des Geheimraths zu erzählen, aber das, was dort lebt, paßt nicht in diese unabänderliche Dämmerung, und es war ihr, als dürfe sie die edle Bürgersfrau, deren Fuß noch nie das Schloß betreten, auch nicht in Gedanken hieher bringen, und sie dachte an ihren Vater und seinen starken Unabhängigkeitssinn.

Alles das dachte sie und sprach doch von dem Prinzen und seinem Gedeihen und den erheiternden Eigenthümlichkeiten der Walpurga.

Die Königin bemerkte eine Verdüsterung im Wesen Irma's; sie wollte sie erheitern und sagte:

„Ach, liebe Gräfin, ich lechze wahrhaft nach Musik. Unser Freund Gunther erlaubt mir nicht, Musik zu hören, ich soll meine Nerven noch schonen; aber ein kleines Lied dürfen Sie mir wol singen. Ich höre, daß Sie von der Amme ein schönes neues Lied gelernt — wollten Sie mir das nicht singen? Darf ich Ihre Zither holen lassen?"

Irma hätte gern aufgeschrieen, aber sie verbeugte sich wieder bejahend und befahl dem Lakaien, aus ihrem Zimmer die Zither zu holen. Er brachte sie und Irma sang jetzt der Königin das Lied:

„Wir Beide ſein verbunden
Und feſt geknüpfet ein,
Glückſelig ſein die Stunden,
Wann wir beiſammen ſein.

Mein Herz trägt eine Ketten,
Die Du mir angelegt,
Und ich wollt' das Leben wetten,
Daß Keiner ſchwerer trägt."

In der Seele Irma's war eine ſchrille iſolirte Begleitung zu dieſem Liede, jedes Wort hatte eine Doppelbedeutung.

„Das muß ich der Königin ſingen," ſprach es in ihr, während ſie ſang. „Ja, ihr Beide ſeid verbunden! Die Glücklichen alle ſind verbunden, der Unglückliche allein iſt einſam." . . .

Sie ſang mit düſterer Verzweiflung, mit Zorn in der Seele.

„Sie ſingen das Lied mit tiefer Bewegung," ſagte die Königin. „Alſo das hört jetzt mein Sohn? Man kann nicht ſagen hört, denn jetzt hört und ſieht er noch nichts Beſtimmtes. Bitte, ſingen Sie das Lied noch einmal, damit ich es für mich nachſingen kann."

Irma ſang noch einmal und jetzt freier. Die Königin dankte herzlich.

„Ich darf jetzt leider die Menſchen, die ich lieb habe, nur kurze Zeit ſprechen, liebe Gräfin. Ich freue mich ſehr darauf, daß wir wieder auf das Sommerſchloß ziehen; dann wollen wir viel zuſammen und mit dem Kinde ſein. Adieu, liebe Gräfin, ſchreiben Sie bald und ſingen Sie dem Kinde Ihre ſchöne Seele ins Herz."

Irma ging. Auf den langen Corridoren stand sie mehrmals still. Sie mußte sich besinnen, wo sie war. Endlich fand sie ihr Zimmer. Sie befahl, daß sofort ihr Pferd gesattelt werde und ein Reitknecht sich bereit halte.

Als Irma sich eben umgekleidet hatte, brachte ein Diener einen Brief. Sie erbrach ihn mit zitternder Hand. Sie las:

„Mein Kind!

Du bist nun achtzehn Monate am Hofe. Ich habe Dich frei gewähren lassen. Ich möchte Dir viel sagen, aber ich kann nicht schreiben. Das Schreiben macht fremd. Deine Zimmer sind im alten Zustande bereit; auch Blumen warten Deiner. Es ist jetzt schöne Sommerszeit. Die Aepfel an Deinem Baum bekommen bereits rothe Wangen. Ich möchte auch die Deinigen wiedersehen. Komm zu

Deinem Vater."

Irma streckte die Hände empor. „Das ist Erlösung! Ja, ich habe noch eine Heimath, noch ein Herz, an das ich mein Haupt legen kann. Ich komme, ich komme, Vater."

Es schwamm ihr vor den Augen, sie ging nach dem Vorzimmer und befahl, daß der Reitknecht wieder absattle, sie reite nicht aus. Dann befahl sie der Kammerfrau, schnell Kleider auf einige Wochen einzupacken; sie ließ sich nochmals bei der Königin melden und bat um Urlaub.

„Es thut mir leid, daß auch Sie mich verlassen," sagte die Königin, „aber ich will Sie gern entbehren,

wenn Sie nur glücklich sind, und ich hoffe, Sie werden es nun immer und ganz. Thun Sie Alles, um volle Harmonie mit Ihrem Vater zu gewinnen. Glauben Sie mir, Irma: in allen Verhältnissen der Welt, als Gattin zum Gatten, als Mutter zum Kind fühlt man sich immer werdend, strebend, es soll immer wachsen und noch höher werden mit der Zeit; als Kind allein ist man ganz befriedigt und vollkommen, da ist man etwas Gewordenes, Naturbefriedigtes."

Die Königin und Irma fanden heute keinen rechten Accord; Irma war in unruhiger Hast, sie wollte fort; was sie nur eine Secunde aufhielt, war ihr als Hinderniß zuwider.

Was die Königin sagte, mochte anmuthend sein, aber nur für den Ruhigen, nicht für den, der einen Fuß auf dem Wagentritt hat.

Dennoch war der Abschied herzlich, die Königin küßte Irma.

Es mußte noch die formelle Einwilligung der Oberhofmeisterin eingeholt werden; auch diese ward gegeben.

Irma hatte auch noch Abschied beim Geheimrath und dessen Familie zu nehmen. Sie wollte ihm Lebewohl sagen lassen durch den Oberst Bronnen oder durch Baron Schöning, der kommt ja, wie er sagt, auch oft ins Haus des Geheimraths; sie hat auch diesen Männern Lebewohl zu sagen und auch den Genossinnen. Jetzt, da sie fort wollte, sah sie, wie viel Menschen sie noch hat. Aber wo sind sie, wenn du sie nöthig hast? Sie sind eben nur dazu da, daß du sie nicht nöthig hast. Das ist die Welt. Doch halt! Einem

Menschen mußt du noch Lebewohl sagen, dem vor allen. Sie eilte zu Walpurga.

„Walpurga!“ rief sie, „morgen früh, wenn Du aufstehst, thu' einen hellen Juchzer! Ich bin dann daheim auf unseren Bergen und will Dir entgegenjuchzen, daß die ganze Welt hell auflachen soll. Ich geh' zu meinem Vater.“

„Das freut mich.“

„Und daß ich fortgehe, thut Dir gar nicht weh?“

„Gewiß! Aber wenn man noch einen Vater auf der Welt hat, muß man's nicht versäumen, daß man in die Augen sieht, die nur Einmal auf der Welt sind. Ich freue mich für den Vater, daß er so ein Kind sehen kann. O, wenn meine Burgei erst so groß wär'!“

„Walpurga, ich gehe auch zu Deinem Mann, zu Deinem Kind und Deiner Mutter; ich setze mich an Deinen Tisch, und grüße Deine Kuh und Deinen Hund. Ich geh' zu ihnen, kannst Dich drauf verlassen.“

„O Gott, was wird das für eine Freude sein! Wenn nur auch mein Hansei daheim ist und nicht im Wald.“

„Dann laß ich ihn holen. Jetzt leb' wohl und vergiß mein nicht.“

„Da können Sie sich drauf verlassen,“ schloß Walpurga, und Irma eilte davon.

Sie schrieb noch an ihre Freundin:

„Emmy!

Vor zwei Stunden erhielt ich einen Brief meines Vaters. Er ruft mich heim. Ich habe Urlaub auf

vierzehn Tage. Emmy, ich habe Urlaub. Weißt Du, was das ist? Ich mußte versprechen, sicher wiederzukommen. Ich weiß nicht, ob ich das Versprechen halte. Der Boden zittert unter mir und mein Kopf schwindelt. Die Welt ist ein Chaos, aber es wird Licht. Jeder Mensch kann rufen, es werde Licht. Wenn wir nur immer könnten, was wir können. Aber jetzt kein geschriebenes Wort mehr, genug. Bald sehe ich Dich. Komm so bald als möglich nach Wildenort zu

Deiner Irma.

Nachschrift. Ich nehme keine Entschuldigung an, Du mußt kommen. Ich verspreche Dir dafür auch, bei Deiner Hochzeit zu sein. Grüße Alles, was Dein ist, und über Alles Deinen Albrecht."

Als die Sonne sich bereits zum Untergange neigte, fuhr Irma mit ihrer Kammerfrau ab nach dem Gute ihres Vaters.

Neuntes Capitel.

Man kann also doch fort und Alles auf Einmal hinter sich lassen, das ganze bunte Einerlei dieser sogenannten großen Welt. Leb' wohl, du Schloß und gieb deinen Insassen ihren täglichen Amüsirkuchen! Lebt wohl, ihr Straßen mit euren Kaufläden und Kanzleien, Schänken und Kirchen, Theatern, Concertsälen und Kasernen! Sei euch die Mode hold, und gebe euch viel Kunden, Clienten, Stammgäste, Applaus und Beförderungsordonnanzen! Versinke, du bunter Trödel der Welt! Mir ist wie einem Vogel, der von der

Dachfirst abfliegt in die weite Welt hinein. Wie man so albern sich selbst im Käfig hält, und die Thüre ist doch immer offen. Du großer Weltbüttel, der du uns einspundest, dein Name ist Gewohnheit ...

So dachte und sprach halblaut Irma vor sich hin, als sie im Wagen saß und hinausfuhr in die offene Welt.

Sie dachte noch einmal zurück, wie es jetzt in dem großen Hause ist, das sie verlassen. Man geht zur Tafel, man wartet, die Königin erscheint. Schade, daß der Oberhofmarschall nicht bei der Weltschöpfung zugegen war, da hat jedes seinen festen Platz und die Bedienung ist auf das exacteste einexercirt. Die Königin spricht ihr Bedauern aus über die Abreise der guten Gräfin Irma. Alles lobt sie.

„Ach, sie ist doch gar so gut!"

„Und so lustig!"

„Ein wenig unbändig, aber gar aimable!"

Was giebt's denn aber sonst Neues? Bei Einem Gegenstand bleiben, ist langweilig. Hilf, Samiel Schnabelsdorf!

„Fort mit Allem!" rief Irma plötzlich. „Nicht mehr zurückdenken, vorwärts, zum Vater hin!"

Die Pferde griffen tapfer aus, als wüßten sie, daß sie das Kind zum Vater bringen. Irma war so ungeduldig, daß sie dem Diener auf dem Bock zurief, er möge doppeltes Trinkgeld geben, damit rascher gefahren werde.

Sie wollte zum Vater. Sie konnte es nicht erwarten, bis sie ihr schweres Haupt an seine Brust legte.

Was wollte sie? Ihrem Vater klagen? Womit sollte

er ihr helfen? Sie wußte nichts. Nur das wußte sie, daß es bei ihm Frieden geben muß, sie wollte geschützt, geborgen, nicht mehr allein sein. Dem Vater gehorchen, ihm willfahren, höchstes Glück. Von seinem eigenen Selbst entlastet zu werden, nichts mehr zu wollen, als was einem Andern Freude macht. O, wie wohl! Die ganze Erdenschwere ist abgelöst, so ist es den seligen Geistern, so mußten sich die Menschen Engel ausdenken, sie wollen nichts, sie bedürfen nichts, sie verändern sich nicht, sie wachsen nicht, sind nicht jung und nicht alt, sie sind ewig und wirken ewig für Andere durch einen Andern, und was sie wirken, ist Wonne für die Welt und Wonne für sie, sie sind Strahlen aus der ewigen Sonne und sterben nicht und leuchten ewig.

In alles Unfaßliche hinein träumte Irma auf dem Wege, und die ganze Welt rief ihr immer nur das eine Wort: „Vater — Tochter!“

Sie beruhigte sich. So aufgeregt darf sie nicht in dem Schlosse ankommen.

Aufgeregtheit ist Schwäche, und er hat stets Stärke und ruhige Fassung in dir zu pflegen gesucht.

Irma zwang sich, für die Welt um sie her ein Auge zu haben.

Die Abenddämmerung brach ein, als man an der ersten Station ankam. Irma glaubte bereits den Athem ihrer Heimathsberge zu empfinden, und doch waren sie noch weit entfernt.

In raschem Lauf ging es weiter. Die Abendglocken läuteten, die Luft tönt für die Menschen da draußen,

der Klang im weiten Aether kündet ihnen Zeit und Ewigkeit. Was wäre die Welt ohne Glockenton? Diese klingende Harmonie ist Ersatz für alle Schönheitsgebilde des Alterthums.

Auch dieses Denken war Irma nicht recht. Es setzte sie immer über die Welt hinaus, und sie wollte sich ganz ansaugen an alles Gegenwärtige, Feste.

In den Dörfern, durch die man fuhr, und draußen auf den Feldern hörte man Gesang; er ward durchschnitten von dem Wagengerassel, und Irma dachte: wir machen zu viel Lärm in der Welt mit uns selbst und haben darum die Welt nicht.

Kein Denken war ihr recht, kein Ausschauen begnügte sie.

Die Sterne gingen auf am Himmel, aber was sind sie dem Menschen? Wer frei ist, wer nichts sucht auf der Erde, dem mögen sie glänzen; sie aber suchte, und sie sah im weiten Kreis der Welt nichts als zwei Augensterne auf sie gerichtet, und die waren ihres Vaters.

Weiter ging's und an den Stationen wurden lässig sich hinschleppende Pferde und verschlafene Postillone herausgerufen.

Mitternacht war längst vorüber, als man auf Wildenort ankam.

Vor dem Herrenhause stieg Irma aus und ging mit dem Diener allein und klopfte.

Der Vater hatte nicht erwartet, daß sie schon heute komme. Das große Haus mit den weitläufigen Wirthschaftsgebäuden war lichtlos. Die Hunde bellten, es

kommen Fremde, kein Thier kennt hier die Tochter des Hauses, sie ist fremd.

Zwei Ackerknechte kamen herbei, sie staunten über das schöne Fräulein in der Nacht, sie mußte erst sagen, daß sie die Tochter des Hauses sei.

Sie ließ ihre Zimmer öffnen. Nicht weit davon schlief ihr Vater. Sie hatte Verlangen, ihn zu sehen, aber sie bezwang sich; er sollte ruhig schlafen und nicht wissen, daß sie neben ihm athmet. Auch sie schlief bald ein und erwachte erst am hellen Morgen.

Der alte Eberhard kam mit leisem Schritt in das Vorzimmer, wo bereits die Kammerjungfer saß.

„Die gnädige Gräfin schlafen noch; es war drei Uhr und begann zu dämmern, als wir hier ankamen," sagte sie.

„Warum habt Ihr so geeilt und Euch nicht Ruhe gegönnt?"

„Ich weiß nicht, aber die gnädige Gräfin waren unterwegs so aufgeregt; es ging ihnen nicht rasch genug. Wenn die gnädige Gräfin etwas wollen, soll Alles rasch geschehen, plötzlich."

„Wer sind Sie, liebes Kind?"

„Die Kammerjungfer der gnädigen Gräfin."

„Nein, wer sind Ihre Eltern? Wie kamen sie zu Hofe?"

„Mein Vater war Bereiter beim Prinzen Adolar, und die Prinzessin königliche Hoheit ließen mich im Stift erziehen."

Eine Kette von Abhängigkeiten von Geschlecht zu Geschlecht — dachte der Alte vor sich hin.

Die Kammerjungfer betrachtete ihn mit seltsamem Blicke.

Er war eine große breitschultrige Gestalt. Er trug die Gebirgstracht, und an einer Schnur um den Hals hing eine weiße Hornpfeife. Der breite, auf mächtigem Nacken sitzende Kopf, mit vollem, kurzgehaltenem grauen Barte und kurzgehaltenem grauen Haupthaar, etwas vorgebeugt, das braune Auge glänzte noch jugendlich frisch. Das ausdrucksvolle Antlitz war wie aus getriebener Arbeit, und die Gestalt wie die eines Ritters, der eben erst die Rüstung abgelegt und sich's bequem gemacht hat.

„Ich will meine Tochter sehen," sagte der Alte und ging in das Nebengemach. Es war dunkel. Eberhard schlich auf den Zehen heran und zog den gründamastenen Fenstervorhang leise zurück, ein breiter Lichtstrahl fiel herein; er stand vor dem Bette und betrachtete, leise athmend, die Schlafende.

Schön war Irma anzuschauen. Das Haupt umwallt von dem langen aufgelösten, goldschimmernden braunen Haar, die klare gewölbte Stirn, die feine wie muthwillig ausgebogene Nase, der Mund mit seiner bogenförmig geschnittenen Oberlippe, das runde Kinn, die vollen Wangen von Pfirsichroth durchhaucht — es lag ein stiller Friede auf dem ganzen Angesicht. Die feinen schmalen weißen Hände hatte sie auf der Brust in einander gefaltet.

Irma athmete schwer, und jetzt zuckten ihre Lippen wie von einem schmerzlichen Lächeln. Es ist ein schweres Schlafen mit gefalteten Händen auf der Brust. Die

Hände löſten ſich, aber die Linke blieb auf dem Herzen liegen; der Vater faßte ſie behutſam und legte ſie zur Seite. Irma ſchlief ruhig weiter. Unhörbar nahm ſich der Vater einen Stuhl und ſetzte ſich an das Bett ſeines Kindes. Zwei Tauben flogen auf das breite Fenſterſims und gurrten miteinander; der Alte hätte ſie gern verſcheucht, aber er durfte ſich nicht bewegen. Irma ſchlief weiter und hörte nichts. Plötzlich, als die Tauben vom Fenſterſimſe aufflogen, ſchlug Irma die Augen auf.

„Mein Vater!“ rief ſie und ſchlang ihre weißen Arme um ſeinen Hals und küßte ihn. „Daheim! O, wie wohl, wie wohl! O, bitte, öffne noch den andern Vorhang, damit ich Dich ganz ſehe! O, bitte, öffne das Fenſter, daß ich die Luft meiner Heimath einſauge! O, mein Vater! Ich bin fortgeweſen und bin wieder bei Dir, und Du läßt mich nicht von Dir. Du trägſt mich auf Deinen ſtarken Armen. Ach, jetzt fällt mir ein, was Du im Traume zu mir ſagteſt. Ich ſtand mit Dir da oben auf dem Gamsbühel und da nahmſt Du mich auf den Arm und trugſt mich und ſagteſt: Sieh', mein Kind, ſo lange noch Eines der Eltern lebt, iſt man wie auf Armen getragen in der Welt. O, mein Vater, wo war ich? Wo bin ich denn?“

„Sei ruhig, mein Kind! Du warſt am Hofe und biſt wieder daheim. Du biſt aufgeregt, beruhige Dich. Ich will die Dienerin rufen. Ich habe mit dem Frühſtück auf Dich gewartet. In der Laube iſt für uns Beide Alles bereit.“

Der Vater küßte die Tochter auf die Stirn und ſagte:

„Ich küſſe alle Deine guten und reinen Gedanken, und jetzt laß uns als einfache verſtändige Menſchen wieder beiſammen ſein.“

„O, Deine Stimme, o, dies Alles! Ach, in Vaters Haus daheim! Alles Leben draußen iſt nur wie Schlafen in den Kleidern, daheim erſt liegt man im Bett, da drückt kein Band mehr.“

Der Vater wollte gehen, aber Irma hielt ihn zurück.

„Es thut mir ſo wohl,“ ſagte ſie, „hier zu liegen und zu Dir aufzuſchauen, mit dem Blicke, mit allen Gedanken Dich zu haben.“

Der Vater ſtrich ihr mit der Hand über die Stirne und ſie ſagte:

„Laß Deine Hand hier liegen! Ich glaube jetzt an alle heilende Handauflegungen, ich erfahre ſie an mir.“

Der Vater ſtand geraume Weile am Bett ſeiner Tochter und hielt ſeine Hand auf ihrer Stirne.

Endlich ſagte er:

„Nun ſteh' auf, mein Kind, ich erwarte Dich beim Frühſtück.“

„Es freut mich, daß mir Jemand befehlen kann: ſteh' auf!“ ſagte Irma.

„Ich befehle Dir's nicht, ich rathe Dir's nur. Aber Kind, mit Dir muß Seltſames vorgehen, daß du Nichts im wörtlichen Sinne nimmſt.“

„Ja, Vater, Seltſames! Aber jetzt nicht mehr...“

„So komme bald nach, ich erwarte Dich.“

Der Vater ging hinaus und wartete in der Laube.

Er ſtellte die beiden Taſſen und die ſchöne Vaſe mit dem Blumenſtrauß noch mehrmals hin und her und zupfte an dem weißen Linnen auf dem Tiſch — da kam Irma im weißen Morgengewand.

„Du biſt . . . Du biſt größer, als ich gewußt habe,“ ſagte der Vater, eine hohe Röthe durchflog ſein ganzes Geſicht.

Er ſtreichelte ſeiner Tochter die Wange und ſprach dabei:

„Dieſe weiße Bucht an der Wangenröthe, hier vom Kiefer bis zum Backenknochen, die haſt Du ganz wie Deine Mutter.“

Irma lächelte, dann faßte ſie wieder beide Hände des Vaters und ſah ihm in die Augen, und das war ein Blick, ſo glückſelig, daß dem Alten, der jederzeit einen ſtetigen Gleichmuth beobachtete, doch die Augen übergingen. Er ſuchte es zu verbergen, Irma aber ſagte:

„Das thut Deiner Heldenkraft keinen Eintrag. O Vater, warum ſind wir Sklaven unſerer ſelbſt? Warum ſollen wir Scheu tragen, uns zu geben wie wir ſind? Dein großer Grundſatz iſt ja: Unſerer Natur folgen! Warum folgen wir nicht immer unſerer inneren Natur? O Vater, laß mich hinausjubeln in meine Heimathberge, in die Wälder und die Seen: Ihr ewigen Freunde, ich bin da, ich bin bei euch und wir wollen miteinander leben; haltet mich feſt und ich will treu ſein wie ihr! Und du, Sonne, laß dich grüßen, und da drüben, du Hügel, darunter meine Mutter ruht — —“

Sie konnte nicht weiterreden. Nach geraumer Weile ſagte der Alte:

„Wol, mein Kind, sollten wir uns ganz ausleben, rein als Natur; aber es ist nicht Scheu vor uns selbst, nicht selbstauferlegte Sklaverei, weßhalb wir solche Scenen, solche gewaltsame Aufregungen vermeiden und umbiegen; es ist, weil wir tief in uns fühlen, daß der nächste Moment, die Stunde, die darauf folgen muß, kahl, leer erscheinen müßte; es wäre ein Sprung von dem aufgeregten Empfindungsleben in die alltägliche Welt. Darum halten wir uns zurück und sollen es thun, denn diese Empfindungen sollen sich nicht in einem sogenannten andächtigen Aufschwung erschöpfen, sie sollen hindurchgehen durch all unser Leben und Denken, durch alles Kleine und Unscheinbare, was wir thun; da ist die Heimath unserer höchsten Gedanken. Ja, mein Kind, es kommt dahin, daß gerade diejenigen, die das Leben so spalten und die eine Seite entweihen, es zu einem lasterhaften machen und sich dabei heimlich damit schmeicheln: ach, wie schön, wie groß haben wir doch empfunden und wir sind dessen immer wieder fähig."

Die alte Wirthschafterin brachte den Kaffee, Irma schänkte ein und berichtete, daß sie auch Emmy mit ihrem Bräutigam erwarte. Eberhard sagte: „Vor Jahren, als Emmy hier war, streiftest Du an eine ähnliche Gedankenreihe wie ich jetzt. Wir waren droben beim Gamsbühel, wo man den Anblick auf den großen See hat, und erwarteten den Sonnenaufgang. Emmy, in ihrer nüchternen Geradheit sagte: „Ich finde, daß es nicht der Mühe werth ist, sich deßhalb den Schlaf zu brechen und so viel Mühe zu machen: ich finde den

Sonnenuntergang eben so schön und man hat nicht diese Mühe um ihn.“ — Was sagtest Du da?“

„Ach, guter Vater, ich weiß es nicht mehr.“

„Aber Ich weiß es noch; Du sagtest: „Der Sonnenaufgang ist viel erhebender, aber ich weiß nicht, was ich nach solchem Erhobensein den Tag über thun soll, das dessen würdig wäre und sich ihm anschließe. Darum ist der Sonnenuntergang besser für uns, weil sich dann die Welt verhüllt und uns schlafen läßt. Nach dem Höchsten kann man nur schlafen oder Musik machen.“

„Ach, Vater, ich denke nicht mehr so. Gestern während der ganzen Fahrt verfolgte mich immer der einzige Gedanke: Was thun wir denn eigentlich auf der Welt? Die Bäume würden wachsen ohne uns, die Thiere auf dem Feld und in der Luft und im Wasser würden leben ohne uns. Alles hat von selbst etwas zu thun auf der Welt, der Mensch nur muß sich etwas zu thun machen. Und da malen sie und bauen sie und ackern und studiren und exerciren sich zum gegenseitigen Todtschlagen, und der einzige Unterschied zwischen Mensch und Thier ist doch nur, daß die Menschen ihre Todten begraben.“

„O mein Kind, so weit hast Du Dich hinausgewagt? Ich bin froh, daß Du wieder bei mir bist. Du mußt viel durchgekämpft haben! Ich hoffe, Du sollst wieder lernen, daß einfach naturgemäß, das heißt vernunftgemäß leben unsere Bestimmung ist. Schau einmal die Welt an!“ fuhr er lächelnd fort. „Ein einundzwanzigjähriges Mädchen und eine Gräfin dazu fragt: Wozu bin ich auf der Welt? Ei, mein Kind, schön

ſein, gut ſein, ſo ſchön als möglich ſein, in der äußeren Geſtalt und im inneren Weſen. Halte Dich ſo in der Welt, daß Du wünſchen kannſt, Jeder möge Dich von Grund aus kennen ... Doch jetzt genug davon."

Es war eine Stunde voll Glückſeligkeit, wie Vater und Tochter zuſammen in der Laube ſaßen, und Irma ſprach wiederholt den Wunſch aus, daß ſie ſo fortleben könnten.

Die ganze Welt war für die Beiden nicht da und ſie nur ſelbander auf der Welt.

„Du biſt mein großes Mädchen geworden," ſagte der Vater. Er hatte eigentlich ſagen wollen: „Du mußt viel erlebt haben, da Du, heimgekehrt zu Deinem Vater, nichts Kleines, nichts Perſönliches zu erzählen haſt," — er wollte das ſagen, aber er wiederholte nur: „Du biſt mein großes Mädchen geworden."

„Und Vater," fragte nun Irma, „Du befiehlſt mir nun, daß ich bei Dir bleibe?"

„Du weißt es, ſeitdem Du zum Bewußtſein gelangt, ich befehle Dir nichts," erwiderte der Vater, „Du ſollſt nach Deiner Ueberzeugung leben. Ich verlange das Opfer Deines Willens und Deiner Vernunft nicht."

Irma war ſtill. Es war ihr nicht geworden, was ſie gehofft hatte. Sie ſah ſich wieder auf ſich zurückgewieſen. Selbſt vollbringen mußte ſie Alles. Und ſie will es.

Ein Forſtknecht kam und fragte Eberhard nach Anordnungen im Walde. Eberhard erwiderte, daß er

ſelbſt hinausreite. Irma bat, ihn begleiten zu dürfen, und bald erſchien ſie wieder im Jagdgewande und ritt mit ihrem Vater über die Wieſen in den Wald.

Die Mienen Irma's wurden wieder kühner, als ſie, vom muthigen Pferde getragen, durch den ſchattigen, thauigen Wald dahinritt.

Während der Vater die Waldarbeit anordnete, lag Irma an einer kleinen Anhöhe auf dem Mooſe unter einem breiten Tannenbaum. Sie erwachte plötzlich, denn der Hund des Vaters, der ſich raſch an ſie gewöhnte, hatte ihr die Hand geleckt; ſie ſtand auf, ging nach dem Felde am Waldrand, und das Erſte, was ihr Auge traf, war ein vierblätteriges Kleeblatt. Sie bückte ſich raſch, brach es ab und ſteckte es zu ſich. Der Vater kam; er ſah ihr ſtrahlendes Geſicht, und ſie ſagte:

„Wie wohl hat mir dies Ruhen an der Erde gethan!“

Der Vater antwortete nichts. Es ſchien ihm nicht nöthig, daß man alle innerſte Empfindung müde ſpricht. Irma ſchaute betroffen auf; in der Welt der Converſation wird auf jede Bemerkung kleine Münze herausgegeben.

Sie kehrten bald wieder heim.

Am Mittag ſaßen ſie beiſammen im kühlen Bibliothekzimmer.

Ueber der Thüre ſtand in goldenen Buchſtaben der Spruch Cicero's in deutſcher Uebertragung:

„Wenn ich allein, bin ich am wenigſten allein.“

Der Vater ſchrieb. Nur manchmal warf er einen Blick auf ſein Kind, das dort im Shakeſpeare las.

Das lieſt jetzt die höchſten Gedanken, nimmt ſie in ſich auf, und ſie werden zu ſeiner Seele. Eberhard empfand das Glück, ſeinen eigenen Blick zu ſehen in einem fremden Auge, ſeine eigenen Gedanken zu hören aus fremdem Munde, und das iſt Auge und Mund des Kindes; es hegt Deine Seele in ſich, und doch wird das Alles wieder ſelbſtändig, neu, verbindet ſich mit der angeborenen Natur und mit eigenthümlichen Eindrücken. Das Ideal, das er ſich in blühenden Jugendtagen geträumt, es ſtellte ſich taghell und leibhaftig ihm dar.

Eberhard ſchloß bald ſein Forſtbuch. Er lächelte vor ſich hin; er war nicht ſo ſtark, als er geglaubt hatte, er konnte doch nicht fortarbeiten heute wie geſtern, nun ſein Kind da war.

Er ſetzte ſich zu Irma, und auf die Werke Spinoza's und Shakeſpeare's deutend, die ſtets auf ſeinem Arbeitstiſche lagen, ſagte er:

„Vor dieſen beiden iſt die ganze Welt offenbar. Ich habe die, die vor Jahrhunderten gelebt, auf meinen ſtillen Bergen immerdar bei mir. Ich werde dahingehen und keine Spur meines Denkens hinterlaſſen, aber ich habe das ewige Leben gelebt mit den höchſten Geiſtern. Der Baum, das Thier, ſie leben nur für ſich und nur die Spanne Zeit, bis ſie ſterben. Wir empfangen mit dem Leben den Geiſt von Jahrtauſenden, und wer in ſich in Wahrheit ein Menſch geworden, in dem iſt die ganze Menſchheit. So lebſt auch Du mit Deinem Vater fort, und mit Allem, was echt und ſchön iſt in der Geſchichte des Menſchengeſchlechtes.“

Es war lange Zeit ſtill im Bibliothekzimmer. Da fragte der Vater:

„Iſt der Wagen, in dem Du gekommen, nicht ein Hofwagen?“

„Allerdings.“

„So willſt Du alſo wieder an den Hof zurückkehren?“

„Vater, laß uns das jetzt nicht beſprechen. Ich bin nicht ſo ſtark wie Du, ſofort vom Höchſten wieder in das Alltägliche zurückzukehren.“

„Mein Kind, das Alltägliche iſt das Allerhöchſte.“

„Aber ich möchte jetzt gar nicht wiſſen, daß es einen Hof giebt, daß ich je etwas Anderes geweſen bin oder werden ſoll, als ein Stück Deines Herzens und Deiner Seele.“

„Nein, Du ſollſt für Dich leben. Aber Du kannſt, wenn Du bei mir bleiben willſt, den Wagen ja einfach wieder zurückſchicken.“

„Ich werde, wenn auch nur auf einige Zeit, doch wieder zurückkehren müſſen. Ich habe nur Urlaub, nicht Abſchied genommen. Mein Vater, das Beſte wäre, Du würdeſt mich begleiten und gleich wieder mitnehmen.“

„Ich kann nicht an den Hof kommen, das weißt Du, und ich traue Dir Kraft genug zu, daß Du Dich ſelbſt mitnimmſt. Ich habe Dich heute betrachtet, wie Du im Schlafe lagſt. In Dir iſt kein Falſch, über dieſes Antlitz ſtürmte noch keine ſchlimme Leidenſchaft. Ich weiß, Dein Bruder will Dich verheirathen. Auch ich wünſche, daß Du eine brave Gattin und Mutter

würdeſt. Ich fürchte nur, Du biſt ſchon zu ſehr Dein eigen geworden, um noch eines Anderen zu werden. Nun, wie es auch ſei. Mein Kind, ſieh hinaus ins Weite. Da blühen Millionen Blumen und ſie blühen ſtill; kommt ein Wanderer, der ſeinen Blick an ihnen ergötzt oder gar eine bricht, nun gut, ſo hat ſie für ihn gelebt; verblüht ſie ungeſehen im ſtillen Grunde, ſo hat ſie für ſich gelebt. Doch, mein Kind, laß Dich durch meinen Wunſch nicht irren. Wie lange haſt Du Urlaub?"

„Vierzehn Tage."

„So laß uns treu und froh zuſammenſein und dann thue was Deiner Vernunft angemeſſen iſt."

Zehntes Capitel.

Die Tage floſſen gleichmäßig dahin.

Eberhard hatte keinerlei Beziehung zu Nachbarn, nur mit dem Bürgermeiſter des Dorfes, der zugleich Landtagsabgeordneter war, verkehrte er gern und ordnete mit ihm die Verhältniſſe der Gemeinde.

Irma war viel allein. Sie las, ſtickte, malte und ſang. Schon nach wenigen Tagen trat eine Ernüchterung ein. Was iſt dies Leben? fragte es in ihr. Wozu? Ich arbeite für meinen Putz, Putz für meine Seele, meinen Körper. Wozu? Der Spiegel ſieht mich, die Wände hören mich, und mein Vater eine Stunde am Mittag und eine Stunde am Abend.

Sie ſuchte ihre hinausſtrebende Natur zu bezwingen

und es gelang ihr. Nur das konnte sie nicht bezwingen, daß sie an einen Entfernten dachte, und sie schaute sich um, als hörte sie seine Tritte, und es war, als athmete etwas neben ihr. Und dieser Mann war.... der König.

Sie mußte denken, wie er auf einen Brief von ihr wartet, und was erhält er statt dessen? Die Nachricht, daß sie abgereist. Warum beleidigt und kränkt sie ihn?

Sie war mehrmals nahe daran, ihm vom Hause des Vaters aus zu schreiben. Sie wollte ihm bekennen, daß sie vor ihm, nein, nicht vor ihm, vor sich selbst geflohen sei. In Gedanken die Briefworte fassend, sagte sie vor sich hin: Flucht ist nicht Feigheit, nur ein äußerstes Zusammenfassen der Kraft, ein Losreißen, Erlösen seiner selbst. Das wollte sie ihm erklären. Er sollte nicht gering von den Menschen, vor Allen nicht von ihr denken. Seine große weitwirkende Thatkraft sollte nicht angekränkelt, nicht gestört werden von dem Bewußtsein, daß die Menschen das Hohe nicht fassen. Sie war ihm und war sich selbst schuldig, ihm das zu erklären. Aber im Schreiben läßt sich das nicht so kundgeben. Sie wird zurückkehren und ihm Alles sagen. Und dann werden sie fern von einander im Höchsten zu einander denken, und es lohnt sich, ein Leben einsam zu verbringen, wenn man nur eine Minute die höchste Gemeinsamkeit empfunden und die Reinheit und die Treue bewahrt vor sich und vor Anderen.

Irma war glücklich in dieser Selbstbefreiung.

Sie hielt sich zurück, vor ihrem Vater vom Hofe

zu ſprechen. Dennoch entfiel ihr manchmal unwillkürlich die Bemerkung, wie der König und die Königin dies und jenes gelobt, dies und jenes geſagt, und es ließ ſich dabei nicht verkennen, daß ſie darauf einen beſonderen Werth legte.

„So ſind die Menſchen," ſagte Eberhard lächelnd, „ſie wiſſen ſelbſt was ſie ſind, ſollten es wiſſen, und ſie geben dem Fürſten das Prägrecht. Er hat zu beſtimmen: Du biſt ſo und ſo viel werth, du ein Ducaten, du ein Thaler, du eine Spielmarke, du geheimer Rath, du Oberſt! Die Schöpfungsgeſchichte erneuert ſich immer. Da heißt es, daß der Schöpfer dem Menſchen die Thiere vorführte, daß er ihnen Namen gebe; jetzt kommt das Menſchengethier zum Fürſten und ſagt: Gieb mir einen Namen, bekleide mich mit einem Titel, ſonſt bin ich nackt und bloß und ſchäme mich."

Irma zuckte bei dieſen ſcharfen Worten. So weit hat die Einſamkeit den Vater gebracht. Sie konnte ſich doch nicht enthalten hinzuzuſetzen:

„Du thuſt dem König vor Allem Unrecht. Er iſt eine tiefe Natur, voll Edelſinn und Geiſt —"

„Voll Geiſt! Ich kenne das!" erwiderte Eberhard. „Nicht wahr, er kann viel fragen, viel Aufgaben ſtellen, will zum Deſſert einen Ueberblick der Kirchengeſchichte, der Phyſiologie und überhaupt ſonſt eine beliebige Wiſſenswürdigkeit haben, aber natürlich nie ſelbſt und unausgeſetzt arbeiten, nie ein Werk ganz leſen, immer Extracte, immer Eſſenzen! Ich kenne das! Und die höfiſchen Coloraturſänger geben dann ihre Gedanken preis. Glaube nicht, mein Kind, daß ich das

Bestreben des Königs unterschätze. Man hat ihm stets gesagt: Du bist ein Genie — man redet den Königen immer ein, sie seien Genies, militärische, staatsmännische, kunstkennerische, Alles — man hat ihm die Phrase unterschoben: Was sich einem Fürsten naht, muß sich auch geistig in die Hoftracht kleiden; er sieht Menschen und Dinge nicht wie sie sind, es costümirt sich ihm Alles in gefälliger Form. Ich glaube, der König hat trotzdem das ehrenhafte Bestreben, die Wirklichkeit zu sehen; das ist viel, aber er kann nicht heraus aus dem Zauberbann der Phrase."

Die Lippen Irma's bebten. Sie glaubte nicht, daß ihr Vater die Absicht habe, ihr das Interesse für den König zu tödten, er konnte nicht wissen, daß es vorhanden war; aber dieser Widerspruch reizte sie, und sie erkannte mit Schrecken, daß hier keine Hülfe sei. Sie konnte mit ihrem Vater allein leben, wenn er, wie sie, den hohen Mann ehrte. Es durfte seinem republikanischen Geiste nicht widersprechen, und vor Allem seiner Gerechtigkeit nicht, den hohen Geist zu ehren, auch wenn er im Fürsten erscheint. Nun aber zertrümmerte er jede Brücke des Verständnisses und der Gerechtigkeit. Hätte ein Anderer so vom König gesprochen, sie hätte ihn ihren Zorn fühlen lassen; jetzt war es Beherrschung und Unterwerfung genug, daß sie schwieg.

In ihrer Seele zog sich etwas zusammen und bildete einen Verschluß, den Niemand mehr öffnen konnte.

Sie war fremd im väterlichen Hause und fühlte es jetzt doppelt, daß sie hier nie daheim gewesen. Sie zwang sich zu Heiterkeit und Gleichmuth.

Eberhard sah, daß sie sich zu etwas zwinge; aber er glaubte, das sei nur noch der Kampf zwischen Hofleben und Einsamkeit. Er half ihr nicht. Sie sollte diesen Kampf allein austragen, dann ist wirklicher Friede.

Am Sonntag-Morgen — Eberhard ging nie in die Kirche — sagte er:

„Hast Du Ruhe, eine längere Erzählung anzuhören?"

„Wol, gewiß."

„So will ich Dir mein Testament in gesunden Tagen übergeben."

„Bitte, Vater, thue das nicht. Willst Du es mir erlassen?"

„Ich meine nicht mein Testament über mein Besitzthum, nur über das, was ich selbst bin. Wir haben kein Bild Deiner guten Mutter, ihr Kinder habt keine Anschauung von ihrer Erscheinung, die so rein, so hold, so sonnengeboren war. Ich möchte Dir dafür ein Bild meines Lebens geben. Bewahre es. Wer weiß, wann ich wieder dazu komme. Frage mich, wenn Du etwas nicht verstehst, oder wenn es dir der Mißdeutung ausgesetzt erscheint. Mich unterbricht kein fremder Einwurf, ich setze mein Leben fort, mich stört nichts, ich habe mich gewöhnt, mein Gut zu bebauen, den Knechten Anordnungen und Antworten zu geben und gleich darauf unabgesetzt mich wieder in die Consequenz des Denkens zu versetzen. So unterbrich auch Du mich, wenn Du magst ... Mein Vater als reichsfreier Graf behielt den Stolz auf seine Reichsunmittelbarkeit. Bis an sein Lebensende erkannte er die

Einheit des Königreiches nicht an, und fragte stets: Wie geht es drüben? Er betrachtete sein Gebiet noch als abgeschlossen und seine Familie allen fürstlichen Häusern ebenbürtig."

„Und warum, lieber Vater," fragte Irma, „willst Du diese ehrenschöne, sich fortsetzende Erinnerung zerstören?"

„Weil die Geschichte sie zerstört hat, und mit Recht. Es müssen immer neue Geschlechter an die Spitze der Menschheit treten, das allein erhält die Menschheit am Leben. Doch, ich wollte dir nicht von meinem Vater erzählen. Ich hatte eine glückliche Jugend in diesem Hause. Mein Lehrer war zwar Geistlicher, aber dabei ein freier Mensch. Das Jahr, bevor mein Vater starb, trat ich ins Militär. Ich darf sagen, daß ich eine Figur von guter Haltung war. Ich hatte die äußeren Mittel dazu, und einen eisernen Körper. Ich stand bei meinem Regiment in der Bundesfestung. Bei einem tollen Ritte stürzte ich und verrenkte mir die Hüfte, so daß ich lange liegen mußte. Hier lernte ich unsern Regimentsarzt Gunther näher kennen. Hat Dir der Leibarzt nie von unserem Zusammensein erzählt?"

„Wol, aber nur kurz, nur in Andeutungen. Der König sagte mir noch in den letzten Tagen, ich hätte Recht: der Leibarzt verschreibe auch gesprochene Recepte nur dann, wenn sie verlangt werden und nöthig sind."

„So? Also der König hat Dir gesagt, Du hättest Recht? Sie haben Recht — das ist ein glücklichmachender Orden auf einen Tag, vielleicht auf länger, nicht wahr?"

„Vater — wollteſt Du nicht weiter erzählen von dem gemeinſamen Leben mit Gunther?“

„Ach, Kind, das war eine wunderbare Zeit. Ich verſenkte mich mit ihm, ſo weit ich konnte, in das Studium der Philoſophie. Ich weiß noch, als wär's eben erſt, die Stelle am Feſtungswall und die Stunde zu bezeichnen, es war ein trüber Herbſtabend, ich ſehe noch die Blätter, die von den Bäumen fielen, als mir Gunther auf dem Spaziergang zum Erſtenmal das große Wort des Weltweiſen darlegte: Im Grundweſen eines jeden Dinges liegt es, ſein Daſein zu bewahren. Ich ſtand ſtill. In jenem Augenblick kam es über mich wie eine Offenbarung und verließ mich nie mehr. Es ward verdeckt von Lebensereigniſſen, aber immer lebte es in mir fort: Bewahre dein Sein! Ich habe dieſem großen Satze treu gelebt, leider — wie ich jetzt ſehe — nur zu ſehr und ſelbſtiſch. Ein Menſch lebt nicht voll, wenn er nur für ſich lebt und ſein Daſein bewahrt. Doch das werde ich Dir noch ohne Scheu beichten, gerade Dir. Das große Souveränetätsrecht jedes Menſchen — ich habe es erſt ſpäter ganz und recht erkennen gelernt. Ich hatte mancherlei gedacht, aber nie in geſchloſſenem Zuſammenhange. Du kannſt Dir nicht vorſtellen, was das iſt für einen beliebten und angeſehenen Officier, ſich an die Philoſophie zu wagen, wie das dem militäriſchen Dienſte widerſpricht, vor den Vorgeſetzten ungehörig, vor den Kameraden lächerlich erſcheint. Der Soldatendienſt müdet in täglichen, größtentheils überflüſſigen Exercitien den Körper ab, da iſt es ſchwer, ſich in eine geiſtige Disciplin

einzuarbeiten. Ich meldete mich oft krank, verbannte mich beim schönsten Wetter in die Stube, nur um meinen Studien obliegen zu können. Unser Regiment wurde wieder nach der Residenz zurück verlegt, Gunther nahm mein Anerbieten an, ihn frei zu machen. Er wurde akademischer Lehrer, und ich besuchte Vorlesungen. Aber ich sah die Lücken meines Wissens und sehnte mich danach, nur der Vollendung meiner Bildung zu leben. Ein unerwartetes Ereigniß brachte mich dahin. Ich war Kammerjunker geworden und lebte viel am Hofe. Schon damals sah ich, daß ein unausrottbarer Knechtsinn in den Menschen lebt; Jeder freut sich, daß Andere unter ihm stehen, und läßt sich um diesen Preis gern gefallen, daß wieder Andere über ihm stehen. Die Fürsten sind unschuldig an dieser Stufenleiter des Unsinns. Ich war eines Tages auf der Sommerburg, der König war zur Jagd gefahren, die Stunde der Tafel schon längst da, vom König aber sah man nichts. Da liefen nun die Kammerherren und Hofdamen und wie die Titel alle heißen, im Parke umher, saßen bald da bald dort auf einer Bank, schauten aus mit Ferngläsern, plauderten und hielten doch bei keinem Gespräche fest, denn die geputzten Herren und Damen, jung und alt, hatten ganz gemeinen Hunger, und doch kam ihr Hirte nicht, der ihnen Futter in die Raufe steckte. Dein Ohm Willibald beschwichtigte einstweilen seinen knurrenden Magen mit kleinem Backwerk, das den Appetit nicht verdarb. Es verging Stunde um Stunde, man spazierte umher, wie die Juden am langen Tag. Aber man lachte und scherzte, man wollte

wenigstens lachen und scherzen, und der Magen knurrte. Und Dein Ohm hatte daheim dreißig Pferde im Stalle und Ochsen und Kühe genug, und ringsum weite Felder, und hier diente er und wartete auf, denn er setzte einen Stolz darein, Oberstkämmerer zu sein. Damals, mein Kind, ich war so alt, wie Du jetzt, damals schwur ich mir im Herzen: ich werde nie und nimmer dienen, keinem Menschen. Endlich rollte der Jagdwagen des Königs daher, Alles grüßte, Alles machte glückselige Gesichter, und doch war der Herr übel gelaunt, der General Kont, der mit ihm zur Jagd gewesen, hatte einen Zwölf-Ender geschossen, während es in der Ordnung gewesen wäre, da die Majestät nichts getroffen, auch nichts zu schießen. Der General war unendlich unglücklich über sein Jagdglück, und als das schöne Thier ankam und im Schloßhof abgeladen wurde, hing sein Kopf so traurig wie der des todten Thieres. Er entschuldigte sich nochmals und bedauerte, daß nicht Majestät das Wild geschossen; der Fürst indeß wünschte ihm Glück, freilich mit sehr süßsaurer Miene. Der König sah mich und fragte: „Wie geht's?" „Sehr hungrig, Majestät," erwiderte ich. Der König lächelte und der ganze Hofstaat entsetzte sich über meine Ungehörigkeit.

Wir mußten nun noch eine halbe Stunde warten, bis der König sich umgekleidet, dann ging's zur Tafel.

Mein Kind, wenn Du einem Hofmanne diese Geschichte erzählst, wird er mich entsetzlich einfältig finden. Aber an jenem Abend aß ich zum Letztenmal an einer Fürstentafel.

Ich sehe ich bin geschwätzig, ich bin ein alter Mann. Ich wollte Dir nur sagen: Sieh Dich um, sieh, wie viel Menschen verbraucht werden und verbraucht werden müssen.

Der Gedanke der Fürstenhoheit ist groß und schön. Der Fürst soll die Staatseinheit in sich darstellen. Aber so schön der Gedanke in seinem Ursprung — daß zu seiner Vollführung eine Pyramide von abgenützten, ihrer vollen Menschenwürde entkleideten Menschen nöthig ist, das macht mich unversöhnlich damit.

Irma, es ist mir, als müßte ich das Testament meiner Seele in Deine Seele legen. Von dem Augenblicke, wo Du fühlst, daß ein Stück aus der Krone Deiner Menschenwürde genommen wird, von diesem Augenblicke an fliehe, ohne Haß und Verachtung, denn wer Haß und Verachtung in der Seele trägt, ist schwer belastet und kann nie frei aus sich athmen. Ich hasse und verachte diese Welt nicht, ich sehe in ihr nur eine fremde, vergangene, weit entfernte, und kann Niemand um seines Glaubens willen, weil er nicht der meine, hassen und verachten.

Doch — ich wollte Dich nicht lehren, ich will erzählen. Ich nahm meinen Abschied und bezog nun als wirklicher Student die Universität, verließ aber auch diese bald wieder, um mich auf einer landwirthschaftlichen Schule auszubilden. Ich ging dann auf Reisen. In Amerika war ich, wie Du weißt, ein ganzes Jahr. Ich hatte das Verlangen, jene Neubildung der Geschichte kennen zu lernen, wo die Menschen auf den eingeborenen freien Geist gestellt, nicht immer rückwärts

ſchauen nach Paläſtina, nach Griechenland, nach Rom. Ich fand die Zukunftswelt in Amerika nicht. Noch gährt dort Alles, wie in einem urweltlichen Proceſſe. Ob eine wirklich neue Menſchheit daraus geboren wird, ich weiß es nicht. So viel aber weiß ich, daß die ganze Menſchheit einer neuen ſittlichen Bindung entgegenharrt. Ich werde wegſterben, ohne ſie erlebt zu haben.

Ob die Welt der Zukunft ſich im reinen Gedanken faſſen wird, oder aufs neue an einer beiſpielgebenden Perſönlichkeit? Ich hoffe das Erſte, aber ich ſehe die Verwirklichung noch nicht.

Nun weiter in meinem Leben:

Ich kehrte heim. Ich hatte das unerſchöpfliche Glück, Deine Mutter zu finden. Sie ſtand einſam in der Welt. Ich habe das höchſte Glück empfunden, es giebt kein zweites mehr. Deine Mutter ſtarb drei Jahre nach Deiner Geburt. Ich kann Dir nichts Einzelnes von ihr erzählen, ihre ganze Erſcheinung war Reinheit und Kraft. Die Welt nannte ſie kalt und verſchloſſen, und ſie war heiß und offen, ſchön bis ins Herz hinein, aber nur für mich. Ich weiß, daß ein nur im Beſten und Mildeſten lebender Menſch aus mir geworden wäre, wenn ſie mir geblieben. Ich darf nicht daran denken.

Es ſollte nicht ſein.

Aber ich bin in mir geheiligt durch ſie; kein niederer Gedanke lebt in meiner Seele und keine That vollzog ich ſeitdem, die ich nicht Dir, meine Tochter, bekennen dürfte.

Sie ſtarb und ich ſtand mit meiner heftigen Natur wieder dem Räthſel des Lebens gegenüber.

Ich konnte euch Kinder keine Stiefmutter geben und ward ein Stiefvater. Ja, laß mich's sagen, ich bin unbarmherzig ehrlich gegen mich. Ich weiß, wer mich hörte, würde das Wort für übertrieben halten, die Mode ist ja allgütig, aber ich kann mich nicht freisprechen: ich habe meine Kinder ausgesetzt! Dich gab ich der Tante, bis du ins Kloster kamst, Bruno blieb bei mir, bis er in ein Erziehungsinstitut gebracht wurde. Ihr wart in vornehmen Instituten mit hohen Honoraren, aber ihr wart dennoch ausgesetzt. Ihr kanntet euren Vater nicht, ihr wußtet, daß er lebt, aber ihr habt nicht mit ihm gelebt, ihr seid als ausgesetzte Kinder aufgewachsen.

Es sind erst zwei Jahre, seit ich mir das Wort bekannt habe. Es hat mir wochenlang den Schlaf, es hat mir Denken und Empfinden geraubt, aber ich halte es dennoch fest. Der Dämon, der Sophistik heißt, hat mir immer gesagt: Du hättest deinen Kindern nichts sein können, du hattest noch zu viel an dir selbst zu arbeiten, und es ist besser, sie werden aus sich selbst zu freien Menschen als durch dich — es mag eine Wahrheit darin sein, aber trotzdem: ich habe meine Kinder ausgesetzt."

Der Alte hielt eine Weile inne. Irma legte ihre Hand auf die seine und streichelte sie leise.

„Genug! Es ist heraus.

Ich lebte hier einsam und doch nicht allein, ich verkehrte mit den besten Geistern und bewirthschaftete mit Leichtigkeit unser Gut.

Ich widmete mich den vaterländischen Dingen, zog

mich aber bald zurück. Ich kann keiner Partei angehören auch der nicht, die sich zur Freiheit bekennt. Es gehören viele hochherzige Männer zu ihr, die ich verehre, aber sie dulden auch Frivole unter sich, die es wagen, von Gleichheit und von allem Höchsten zu sprechen und sich nicht scheuen, Wesen ihrer Art zu ihren Opfern zu machen. Frivole Junker sind nur lasterhaft, frivole Demokraten sind Ideenschänder. Wer nicht wünschen kann: das ganze Volk möge so denken und handeln, wie ich — der hat nicht das Recht, sich einen braven und freien Menschen zu nennen.

Wenn die Freiheit nicht Sittlichkeit gründet — was unterscheidet sie dann vom Wesen der Tyrannei? Was ist Tyrannei? Der egoistische Verbrauch uns gleichberechtigter Wesen. Ein Tyrann ist ein Gottesleugner, ein frivoler Freiheitsmann ist Gotteslästerer — ich nenne den Inbegriff alles sittlichen Weltgesetzes Gott. Ich war ein Einsiedler mitten unter den Menschen und bin es nun lieber und folgerichtiger fern von ihnen.

Ich lebe nun hier ein einsames Leben."

„Ist das nicht traurig, so allein?" fragte Irma.

„Es würde sehr traurig sein, wenn ich mich allein fühlte," erwiderte Eberhard; „aber der Mensch muß sich nicht allein fühlen, auch wenn er allein ist. Hier herauf kommt keine Langeweile und keine Vereinsamung. Die Menschen, die nicht in sich sind, sind allein, wo sie auch seien. Doch laß mich weiter berichten.

Am meisten schmerzte mich der Abfall Gunthers. Aber ich that ihm Unrecht. Er war immer ein Freund des Hoflebens; er sah darin eine Culmination der

Bildung. Er war ſtets zu äſthetiſch: Das ſchöne Leben, der Luxus, der Comfort, an Alles das hab' ich ein Recht und es muß mir werden, ſagte er oft ſchon früher; das führte ihn an den Hof und ließ ihn von der freien Wiſſenſchaft abfallen, ſich und mich verlieren.

Man wird Dir geſagt haben und vielleicht haſt Du es auch ſelbſt gedacht, ich ſei ein Menſchenfeind. Wer die Menſchen haßt, iſt ein eitler, eingebildeter Narr. Was iſt er denn mehr? Was iſt er denn Anderes, als ſie. Ich haſſe die Menſchen nicht. Ich weiß nur, daß die meiſten falſch aufgeputzt ſind, ſich zu etwas machen oder von Anderen zu etwas gemacht werden, was ſie eigentlich nicht ſind. Sie geben ſich den Schein — ſie wiſſen es nicht, daß es meiſt nur Schein iſt — an Dingen Theilnahme zu haben, die ſie eigentlich nichts angehen. Ich bin viel getäuſcht und betrogen worden, aber wenn ich mir's ehrlich ſage, ſo iſt es, weil ich mich ſelbſt getäuſcht habe. Ich habe mein Beſtes hergegeben und habe geglaubt, die Andern ſeien mit mir, und es war doch nur Höflichkeit, was ſie zur Beiſtimmung in Wort und Miene brachte. Sie heuchelten nicht, ich war es, der mich täuſchte. Ich glaubte in einer Welt voll Zuſtimmung und Einklang zu ſein, und im Grunde war ich allein, ganz allein. Jeder iſt allein, der eine Natur für ſich iſt; es giebt keine volle Zuſammenſtimmung. Sich ſelbſt ausleben, das iſt Alles. Die meiſten Menſchen wollen aber kein Selbſt ſein, und die es nicht ſein wollen, ſind beſſer daran. Sie leben, wie's der Brauch iſt, die Sitte erfordert, ihnen geht nichts Gegenwärtiges nahe, nichts Vergangenes

nach; das hüpft, das ſpringt, das tändelt von Stimmung zu Stimmung, von Genuß zu Genuß, und ſie ſind glücklich dabei und froh, wenn ſie im Spiegel ihr altes Geſicht ſehen; das verändert ſich nicht, das bleibt ſich gleich. Hätten die Menſchen immer leibhaftig den Ausdruck deſſen, was jetzt ihre Seele bildet, Du würdeſt Niemand erkennen, Niemand von geſtern, Niemand von der letzten Stunde. Mein Kind, ich weiß nicht, wohin ich Dich eigentlich führe; ich wollte Dir nur ſagen, daß ich kein Menſchenfeind bin. Ich liebe alle Menſchen. Ich weiß, daß ſie im Grunde nichts Anderes ſein können, und unter all' der krauſen und überladenen und flitternden Maskerade ſteckt doch in Jedem ſchließlich eine ehrliche Natur; ſie können ſie nur nicht herausholen, und was ſie Falſches, Hinterliſtiges, Böſes thun, da bleibt doch zuletzt der Spruch des großen Weiſen: Vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Und nun laß mich das noch ſagen: Ich verzeihe auch Deinem Bruder. Er hat mich ſchwer gekränkt, denn die tiefſte Kränkung, die ein Menſch erfahren kann, iſt die von ſeinem Kinde.

Ich kann Bruno zu nichts zwingen und will es nicht. Es iſt eine ſeltſame Welt. Durch alle Zeiten zieht ſich der Kampf zwiſchen Vater und Sohn. Nun iſt es ſo geworden mit uns: Mein Sohn vertritt die alte Zeit und ich die neue. Ich muß es tragen.

Ich weiß, daß die Freiheit allein das Natur- und Vernunftgemäße iſt, aber man kann auch zur Freiheit Niemand zwingen. Ich will auch Dich zu nichts zwingen. Gewöhnliche Frauennaturen laſſen ſich lieber

befehlen als überzeugen; ich halte Dich für keine gewöhnliche, Du sollst es nicht sein, Du sollst —"

Eberhard hatte im voraus gesagt, daß er sich nicht unterbrechen lasse, und nun kam doch etwas, was ihn unterbrach.

Ein Bote brachte einen Brief an Irma. Sie erkannte die Schrift ihrer Freundin Emmy. Sie erbrach den Brief hastig und las:

„Irma! Ich kann nicht zu Dir kommen, ich bin aus der Welt geschieden. Heute sind es drei Wochen, daß mein Albrecht durch den Biß eines tollen Hundes sein Leben aufgeben mußte. Auch mein Leben ist aufgegeben für das Diesseits. Ich füge mich in Demuth dem unerforschlichen Willen des Höchsten. Ich habe gelobt, den Schleier zu nehmen; ich bin nun hier und verlasse diesen Ort nicht mehr. Komm, sobald Du kannst, zu Deiner

Schwester Euphrosine
im Kloster Frauenwörth."

Irma gab ihrem Vater den Brief, er las.

„Durch den Biß eines tollen Hundes zwei Menschenleben vernichtet — Wer will das erklären?" rief Irma.

„Die Religion kann es so wenig wie wir. Sie befiehlt, wie unsere Vernunft, sich dem Naturgesetz zu fügen."

Der Bote wartete. Irma ging, um eine Antwort zu schreiben. Sie versprach, zu kommen.

Eberhard saß unterdessen allein. Er hatte seinem Kinde, seinem gereiften Kinde sein Leben aufgeschlossen

— was wird es nützen? Wie oft hat er es selbst erkannt: Keine Lehre, keine noch so hohe, ändert der Menschen Sinn. Nur das Leben, Anschauen, die Erfahrung der Thatsachen an sich und Anderen, nur das bekehrt. Das ist ja das Elend der Dogmatik, daß sie lehren will, was nur das Leben giebt. Seine Kinder haben sein Leben nicht mit ihm gelebt, und es nützt nichts, ihnen das nun in allen Einzelheiten zu berichten, in seinen Motiven zu erklären; es bleibt fremd, es ist nicht mitgelebt. Es ist schon widersprechend genug, daß der Vater seinem Kinde von sich erzählen muß.

Eberhard gestand sich die Folgen seines Thuns. Er hatte kein Recht auf Kindestreue, wenigstens nicht, wie er sie heischte, denn er hatte sich für sich allein ausgelebt.

Als Irma kam und um Erlaubniß fragte, ihre Freundin Emmy im Kloster aufsuchen zu dürfen, nickte er beistimmend. Er hatte sich gerühmt, daß nichts ihn unterbreche. Das konnte er für sich festhalten, für Andere nicht. Er hatte dem Kinde seinen ganzen Lebensgang dargelegt — wer weiß, ob nicht diese einzige fremde Thatsache Alles aus ihrem Gedächtnisse wegwischt.

Elftes Capitel.

Im offenen Hofwagen fuhr Irma über die Berge und durch die Thäler. Sie lag tief zurückgelehnt in die Kissen; die Kammerjungfer und der Diener saßen auf dem Hintersitz.

Sie war von der plötzlichen Unglücksbotschaft Emmy's wie zerschlagen in allen Gliedern, jetzt im Wagen erhob sich wieder das Kraftgefühl in ihr. Reisen, Wechsel der landschaftlichen Ausblicke, das übte immer eine Zaubermacht auf sie.

Die Erzählung ihres Vaters begleitete sie eine große Strecke Weges mit ihrem Nachklang. Sie hatte ihm mit großer Theilnahme zugehört, aber was er erzählt, hatte doch nur wenig Eindruck auf sie gemacht. Das ist ja Alles nicht so schwer und wichtig, wie er es nimmt, sprach es in ihr; es liegt in seiner Individualität, das zum Lebensschicksal werden zu lassen; aber keinem Andern wird es dazu. Es war schon genug, daß sie seiner Besonderheit gerecht wurde; eine bestimmte Wirkung auf sie konnte er nicht verlangen. Emmy's Schicksal ist ein entsetzliches, hirnverwüstendes, das des Vaters nicht: in seinem großen Lebensschmerz war viel Selbstqual. Der Vater sprach von Ruhe und hatte sie nicht.

Und so fremd stand Irma bei allem kindlichen Willen dem Vater gegenüber, daß der Schmerzensausdruck an seinem Munde, den er bei der Erzählung gehabt, ihr jetzt als Aehnlichkeit mit dem Schmerzensausdrucke am Munde Laokoons einfiel.

Irma schüttelte unwillig den Kopf.

Welch ein Chaos ist die Welt.

Ein toller Hund zerstört ein ganzes Leben, und da und dort sitzen vereinsamte Menschen und quälen sich ab, Jeder fühlt Mangel, Beschränkung, Jeder will etwas und kann es nicht erreichen, und über ewigem

Verſuchen, Probiren, Meſſen und Wägen geht das Leben hin. Mitten im Chaos erhebt ſich eine einzige Geſtalt, frei, ſchön und groß, lebensſicher und das Leben wahrhaft beherrſchend ... Irma wendete ſich zurück, als wollte ſie ſagen: Du biſt es leider nicht, mein Vater; du ſollteſt, du könnteſt es ſein; er allein, er, der freie Menſch auf der Höhe des Lebens, der König iſt's.

Und wie ſie ſein gedachte, ſchwebte ein Lächeln auf ihrem Antlitz; ſie ſchaute frei hinein in den blauen Himmel und wußte nicht mehr, wohin ſie fuhr; ſie fühlte ſich nur wie von weichen Armen fortgetragen über Berg und Thal.

Dort fliegt ein Adler hoch über dem Bergesgipfel, für ihn giebt's keine Grenze. Irma ſchaute lange dem Fluge des Adlers in der Höhe zu, ſie ließ halten. Alles ſtand ſtill, die Pferde, der Wagen. Der Diener war abgeſtiegen, um zu fragen, was die Herrin begehre; ſie winkte ihm, er möge nur wieder aufſteigen, und ſo hielt ſie ſtill, mitten in der freien Natur, ausgerüſtet mit aller Bequemlichkeit des reichen Lebens. Sie ſchaute lange dem Fluge des Adlers zu, wie er in den Lüften ſchwamm und ſchwebte, bis er in den Wolken verſchwand.

„Wenn's einmal geſtorben ſein muß, ſo möcht' ich ſterben; in den Himmel hineinfliegen und dann nicht mehr ſein," ſprach es in ihr.

Man fuhr weiter; Irma ſtieg nicht aus, ſie redete auf dem ganzen Wege kein Wort.

„Wir ſind am Ziele," ſagte gegen Abend der Lakai.

Es ging bergab nach dem See. Der Wagen hielt am Ufer. Mitten auf einer Insel im See lag das Kloster. Eben läutete das Abendglöcklein über den See; die Sonne stand noch über den Bergen, aber sie warf bereits fast wagrechte Strahlen, die im See wie hin- und herschwimmende Lichter flimmerten; der Spiegel des See's begann sich hellgolden zu färben.

Der Lakai und der Postillon zogen beim Abendläuten den Hut ab und die Kammerjungfer faltete die Hände. Auch Irma legte die Hände ineinander, aber sie betete nicht. Sie dachte in sich hinein: „Dies Läuten ist schön und anmuthig, wenn man's draußen hört und dann wieder heimkehrt in die frohe weite Welt; wem aber dies Glöcklein im Kloster selbst läutet, dem läutet es jeden Tag als einen Todestag zu Grabe, denn dies Leben ist nichts als tägliches Sterben."

Irma brachte eine fremde Stimmung zur Freundin in das Kloster. Sie wollte sich zwingen, eine entsprechende in sich zu erwecken.

Während der Kahn gerüstet wurde, hörte sie den Lakai mit einem schnell hinzugekommenen andern, dessen Gesicht sie vom Hofe her kannte, sprechen.

Sie hörte den Hofbedienten sagen:

„Der gnädige Herr sind schon seit mehreren Tagen hier und warten auf etwas, ich weiß nicht auf was."

Irma hätte gern gefragt, mit wem der Hofbediente gekommen, aber sie konnte das Wort nicht hervorbringen, ein plötzlicher Schreck durchbebte sie.

Sie stieg mit der Kammerjungfer in den Kahn. Ein alter Schiffer mit seiner Tochter ruderte das

steuerlose Fahrzeug. Der See war tief und dunkel. Die Sonne war bereits im Niedersinken und die Schatten der Berge gegen Abend lagen auf den Uferbergen jenseits scharf abgebildet: auf den Firnen lag frischgefallener Schnee und die weißen Häupter setzten sich scharf ab von den bewaldeten Vorbergen und dem klarblauen Himmel. Hier unten war's so still und dämmerig als schiffte man in die Schattenwelt hinein.

„Ist das Eure Tochter?" fragte Irma den alten Schiffer.

Er nickte froh, da sie den Landesdialekt so gut sprach; sie war in Uebung geblieben durch Walpurga.

„Ja," erwiderte der Schiffer, „und sie möchte gern zu einer guten Herrschaft in Dienst; sie kann auch gut nähen und —"

„Bleib' Du bei Deinem Vater, das ist das Beste," sagte Irma zu dem Mädchen.

Man fuhr wieder still dahin.

„Wie tief ist hier der See?" fragte Irma.

„Gewiß sechzig Klafter tief."

Irma streichelte die Wellen, es freute sie, daß die Menschen so leicht und kühn stündlich über den drohenden Tod wegfahren; sie beugte sich etwas über Bord und der Schiffer rief:

„Fräulein, gieb Acht."

„Ich kann schwimmen," entgegnete Irma und wühlte in den Wellen.

„Ja schwimmen," lachte der Alte, „die meisten Menschen können's bis es darauf ankömmt, dann ist's

vorbei; und wenn sie Kleider an sich hängen haben, dann könnens gar Wenige."

„Da hast Du Recht, der bunte Trödel zieht uns hinab."

Der Alte verstand Irma nicht. Er schwieg. Sie war voll Unruhe und fragte wieder: „Sind schon oft Menschen auf dem See verunglückt?"

„Selten, aber da, wo wir eben fahren, da drunten liegt ein junger Mensch von einundzwanzig Jahren."

„Wie ist er verunglückt?"

„Sie sagen, er habe einen Rausch gehabt; ich glaub' aber, er hat einen Schatz da drüben im Kloster. Es ist nur gut, daß sie nichts davon erfährt."

Irma schaute in die Wellen, während der Alte fortfuhr:

„Und drüben am Felsen hat vor fünf Jahren ein Stamm einen Holzknecht gerade von der Wand herunter in den See geschlagen, und da oben bei der Klause ist eine fünfzehnjährige Sennerin unversehens in die Fluth gekommen beim Holzsturz, und das Holz hat ihr alle Kleider vom Leibe gerissen gehabt, wie die Leiche unten am See angekommen ist."

„Erzählt nicht so Schreckliches," bat die Kammerjungfer den Alten.

Irma schaute an den schroffen Bergen hinan und fragte:

„Kann man da hinaufsteigen?"

„Ja wol, beschwerlich, aber überall, wo Bäume sind, können auch Menschen hinsteigen."

Irma sah in den See, sah in die Berge. Man

kann ſich verlieren in der Welt, wie wär's, wenn man ſich verlöre? ſprach es in ihr.

Sie ſtellte ſich aufrecht im Kahn. Der Alte rief:

„Setz' Dich! Es iſt gefährlich, wenn Du ſchwankſt."

„Ich ſchwanke nicht," ſagte Irma, und ſie ſtand in der That feſt auf dem ſchwankenden Kahn.

Dem Alten ward dies Weſen unheimlich und er fragte:

„Mit Verlaub, das ſchöne Fräulein will doch nicht auch ins Kloſter?"

„Warum? Warum fragt Ihr?"

„Weil's mich dauern möcht."

„Warum dauern? Leben die Nonnen nicht ſchön und friedlich?"

„Freilich wohl, aber das iſt ein Leben, in dem nichts vorgeht."

Wie angerufen ſetzte ſich Irma nieder und ſtand wieder auf, daß der Kahn ſchwankte.

Ein Leben, in dem nichts vorgeht — das iſt das Wort, ihr wie aus dem innerſten Herzen genommen. Ihre volle Jugendkraft ſträubte ſich gegen dies Wegwerfen des Daſeins. Ob man's wie der Vater, mit einſamem Denken, oder, wie die Nonnen, mit gemeinſamen Andachten überwindet: es iſt ein Leben, in dem nichts vorgeht. Iſt man nicht hier auf die weite Erde geſetzt, um Alles ſein zu nennen? Komm' Freude, komm' Schmerz, komm' Jubel, komm' Trauer — ich will kein Leben, in dem nichts vorgeht.

Mit dieſen Worten im Gemüthe ſprang ſie ans Land, hörte ſie den Schiffer den Kahn an die Kette legen und ging dann die alte Lindenallee nach dem Kloſter.

Sie fragte nach der Schwester Euphrosine. Alle Nonnen waren in der Kirche zur Abendmette. Irma ging auch in die Kirche. Hier brannte nur das ewige Licht; der Gottesdienst war beendet, aber noch lagen die Schwestern alle knieend am Boden; endlich richteten sie sich auf, gespenstische Gestalten aus chaotischem Dunkel.

Irma ging in das Sprechzimmer zurück, aber die Pförtnerin sagte ihr, daß sie Emmy heute nicht mehr sprechen könne, es sei nicht gestattet, daß eine der Schwestern nach dem Abendgottesdienst noch eine Nachricht vernehme und mit irgend Jemand ein Wort rede. Irma erhielt indeß Herberge im Kloster.

Es war eine milde Septembernacht, Irma saß noch lange tief in ihren Plaid gehüllt, draußen an der Fähre. Sie wußte nicht mehr, was sie dachte, so ins Schrankenlose hinein schweifte ihre Seele; nur manchmal klang es ihr wie aus den Lüften: „Ein Leben, in dem nichts vorgeht.“

Der Morgen kam. Nach der Frühmette war es Irma gestattet, ihre Freundin zu besuchen. Sie erschrak, als sie sie sah, und es war doch noch das schöne milde Antlitz, nur grausam entstellt durch die enganliegende Kapuze, die jedes Haar verdeckte und das Antlitz wie gewaltsam herauspreßte.

Nach den ersten Ausbrüchen des Schmerzes und Mitgefühls, nach dem näheren Bericht von dem grausamen Geschick Emmy's sagte diese endlich, da Irma sie immer wieder aufs Neue ans Herz drückte:

„Deine Umarmungen sind so stürmisch! Ich weiß,

Du wirſt nie Demuth lernen, Du kannſt das nicht, Du biſt von anderer Art, aber Gleichmuth ſollteſt Du lernen. Du, Irma, könnteſt nie ins Kloſter gehen und Du ſollſt nicht, Du würdeſt Dich hinausſehnen in die Welt. Du mußt die Gattin eines braven Mannes werden. Glaube aber nie, daß Dein Ideal ſich verwirklicht. Unſer Daſein iſt Stückwerk und voll Elend, es ſoll kein ſchönes und volles werden hienieden. Aber, Irma, hüte Dich, an einer Schranke zu rütteln oder gar ſie zu überſchreiten! Weiche zurück, da Du noch dieſſeits ſtehſt."

Emmy nannte den Namen des Königs nicht. Die Freundinnen ſaßen lange ſtill.

Irma war's, als müßte ſie erſticken in dieſer Umgebung.

Emmy ſprach von dem, was erſt ſeit Wochen geſchehen, als wären ſchon Jahrzehnte darüber hingefloſſen; ſie erklärte der Freundin, welch eine Kraft in andauernden Andachten liege, wie ſich die Stunden ausſpannen und zu Jahren werden voll beſeligender Weltüberwindung.

Sie pries das Glück, daß es ſchon auf Erden möglich ſei, den eigenen Namen und alle Erinnerung abzuthun und ein Daſein zu gewinnen, das ohne einen jähen Schritt gleichmäßig hinüberleite in die ewige Seligkeit. Nur klagte Emmy der Freundin, welch eine Tyrannei es ſei, daß ihr nicht geſtattet ſein ſolle, Profeß zu thun; ſie dürfe nur als dienende Schweſter ohne Gelübde ſich hier aufhalten.

„Das iſt ja das Rechte, daß Du es nicht ſollſt,"

rief Irma. „Ich glaube, Bronnen liebt Dich, aber er iſt ein Mann, der die gegebenen Thatſachen reſpektirt; ſeine ſittliche Strenge duldet nicht, einer verlobten Braut ein wärmeres Gefühl zu widmen oder nur in ſich aufkommen zu laſſen. Er iſt Deiner würdig. Ich bin weit entfernt, Dir zu ſagen, daß Du jetzt, ſofort — wie könnteſt Du das? wie würde er es wagen? — Aber Du ſollteſt Dir das Leben offen erhalten und nach einem Jahr oder ſpäter, ſo lange kannſt Du ja im Kloſter bleiben, mit dem im eigentlichen Sinn des Wortes rechtſchaffenen Mann, wenn auch kein ſchwärmeriſches doch ein ſchönes und gutes Leben führen. Ich will Dir jetzt nur ſagen: Du ſollſt Deine zukünftige Stimmung, Dein ſpäteres Thun und Wollen nicht enterben! Kein Menſch ſoll ein Gelübde ablegen, das ihn auf lebenslang bindet, und ihn morgen mundtodt, zum Sklaven, zum Lügner, zum Heuchler und Betrüger vor ſich ſelbſt macht!“

„Irma!“ rief Emmy, „was redeſt Du für böſe Worte! Iſt das die Hofſprache? O verzeih, daß ich ſo ſpreche; es iſt die alte Emmy, die das that, nicht ich; verzeih, ich bitte Dich, verzeih mir!“

Sie warf ſich vor Irma auf die Kniee.

„Steh doch auf,“ bat Irma, „ich habe Dir nichts zu verzeihen; ich will ruhiger ſprechen. Sieh, liebe Emmy, es iſt ein Glück für Dich, daß Du kein Gelübde ablegen darfſt. Ein furchtbarer Schlag hat Dich getroffen, Du liegſt am Boden; aber wenn Du frei bleibſt, der dumpfe Druck ſich löſt und Du Dich in der Stille ausheilſt, dann ſollſt Du ins Leben zurückkehren

können, wenn es Dich ruft; eine Zufluchtsstätte, keinen Kerker sollst Du hier haben."

„Ja," lächelte Emmy, „Du mußt so denken, Du; aber ich — ich will die Welt nicht mehr sehen, aus der mein Leben geschwunden. Du kannst nicht verstehen, was es heißt: auf Erden nur Braut sein und erst im Himmel die ewige Hochzeit feiern. Ich habe Gott gebeten, mir mein eigenes Herz zu nehmen, jedes Gelüste für mich — er hat mich erhört. Es ist Tyrannei, wenn Menschen den Anderen ihre Sinnesweise aufdrängen wollen; ich weiß, das willst Du nicht. Denkst Du noch, Irma, als wir zum Erstenmal die Geschichte des Odysseus lasen, wie er sich an den Mast binden ließ, um den Gesang der Sirenen zu hören und ihm doch nicht folgen zu können — weißt Du noch, was Du damals sagtest?"

„Ich weiß es nicht mehr."

„Der vielgepriesene Odysseus," sagtest Du, „ist ein Schwächling und kein Held. Ein Held muß sich nicht äußerlich binden lassen, er muß durch innere Kraft Allem widerstehen." Damals schon fühlte ich, wie gewaltig Du bist. Und Odysseus war ein Heide, und hatte kein ewiges Gesetz. Ich freue mich des ewigen Gesetzes. Ich klammere mich an diesen Fels; ich will die Fessel, die göttliche, die ewige Fessel; sie soll mich halten, wenn ich sinke, ich will nicht mehr in die Welt zurückkehren können. Ich will mich binden. Und darf es Menschen geben, die sich die Freien nennen, und andern Menschen verbieten, ihren Weg der Vollendung, des wahren, ewigen Lebens zu wandeln? Ist das nicht tyrannisch, traurig und gottlos?"

„Ja, das ist's. Aber wer verbietet Dir's denn?"

„Das Staatsgesetz. Es befiehlt, daß das Kloster aussterbe, es darf keine jungen Nonnen mehr aufnehmen."

„Das befiehlt das Staatsgesetz?"

„Ja."

„Das darf der König nicht dulden!"

Irma rief das so laut, daß es von der Wölbung der Zelle widerhallte.

Emmy sah mit gespanntem Blick in das Antlitz Irma's. Wenn Irma das bewirken könnte!

Die beiden Jungfrauen hatten nicht Zeit, ein Wort hierüber zu wechseln. Sie wurden zur Aebtissin gerufen.

Als hätte die Aebtissin die letzten Worte Irma's gehört, fing sie sofort in mildem Tone, aber mit scharfer Entschiedenheit zu sprechen an, sie beklage die Tyrannei der Freigeister — sie verdamme die Urheber nicht, sie bete für sie — aber es sei doch himmelschreiend, daß uralte heilige Institute vernichtet und auf den Aussterbeetat gesetzt werden sollten.

Irma's Antlitz flammte. Sie sagte wieder, daß das Gesetz aufgehoben werden müsse; sie wolle ihren Einfluß verwenden, daß es geschehe. Sie erbot sich, sofort an den König zu schreiben; die Aebtissin nahm es willfährig an, und Irma schrieb:

Majestät!

Ich schreibe Ihnen aus dem Kloster. Ich bin aber keine Nonne. Ich glaube, ich habe kein Talent dazu. Aber was sind das für Staatsgesetze, die einer Jungfrau verwehren, das ewige Gelübde abzulegen? Ist das

Freiheit? Iſt das Gerechtigkeit? Oder was iſt es denn? Entſchuldigen Majeſtät meine Aufregung! Ich ſchreibe mit Kloſtertinte auf Kloſterpapier und es iſt nicht zum Erſtenmal, daß mit ſolcher Tinte und auf ſolches Papier für die Freiheit geſchrieben wird, für die echte, große.

Iſt es möglich? Dürfen die Einen den Andern verbieten, ihr Leben in gemeinſamer Einſamkeit zu verbringen?

Die Quackſalber aller Art können kein Leben, kein poſitives Glück ſchaffen, aber dürfen ſie wehren, daß ſich das Unglück heile?

Der große Sinn Eurer Majeſtät darf ſolche Barbarei nicht dulden. Es iſt Barbarei, wenn auch mit Culturſchminke übertüncht.

Majeſtät, ich ſehe, daß ich noch immer nicht deutlich ſpreche. Ich will mich zwingen, daß ich's thue.

Ich bin hier im Kloſter.

Meine Freundin Emmy, meine einzige geliebte Freundin — ich glaube, ich habe Euer Majeſtät von ihr geſprochen — will den Schleier nehmen. Sie hat in ihrer Weiſe Recht. Die Hunde werden ja doch toll, wenn man auch Hundeſteuer für ſie zahlt. Ein toller Hund hat ihren Bräutigam getödtet, und ſie will dem Leben entſagen. Wer darf das verhindern? Und doch ſoll dieſes Kloſter, wie das Staatsgeſetz befiehlt, ausſterben, keine neuen Nonnen mehr aufnehmen.

Majeſtät! Das dürfen Sie nicht dulden! Sie haben den großen hiſtoriſchen Blick, Ihr Leben iſt Nationalgeſchichte. Sie müſſen die Tagdiener lehren, größer

zu ſein. Sie müſſen das Geſetz aufheben. Sie müſſen!

Verzeihen Euer Majeſtät dieſe Sprache, aber ich kann nicht anders. Ich fühle mich als Ihr Anwalt. Ich fühle Ihren hohen Sinn beleidigt durch dieſe Kleinlichkeit.

Ich hoffe, Euer Majeſtät bald wieder zu ſehen, und grüße

Ehrerbietigſt

Irma von Wildenort.

Irma ſchloß den Brief und legte ungeſehen den vierblättrigen Klee, den ſie noch bei ſich trug, in den Brief.

Mit einem ſtolzen Gefühl fuhr Irma im Kahne zurück nach dem jenſeitigen Ufer. Sie glaubte, eine ſchöne höhere Freiheitsthat vollbracht und wenn auch noch nicht vollbracht, doch angeregt zu haben, und ſie muß zu Ende geführt werden.

Der alte Fährmann war glücklich, als er ſie ſah. Er ſprach nichts, er griff nur tapfer die Ruder an. Er lächelte vor ſich hin, als hätte er das Glück, eine junge Seele aus dem Schattenreich zu entführen.

In der Ferne fuhr ein Kahn. Ein Mann ſtand darin in grünem Jagdkleide. Er ſchwang den Hut und winkte.

Die Kammerjungfer machte Irma, die in ſich verſunken in den See ſchaute, aufmerkſam.

Irma erſchrak.

Iſt das nicht der König?

Der Jäger, der ſich noch nicht bemerkt glaubte, ſchoß ſeine Flinte ab. Der Schuß tönte in vielfältigem

Echo von den Bergen zurück. Jetzt schwang der Jäger wiederum den Hut. In zitternder Hand hielt Irma das weiße Tuch und winkte zum Zeichen, daß sie ihn gesehen.

Der Kahn mit dem Jäger kam näher. Ein schnell wechselnder Ausdruck von Freude und Enttäuschung flog über das Antlitz Irma's.

Es war nicht der König. Der Baron Schöning grüßte sie.

Er sprang zu ihr in den Kahn, küßte ihre zitternde Hand und sagte, wie er sich freue, sie hier zu treffen.

Man stieg ans Land. Der Baron bot Irma den Arm und sie gingen miteinander am Ufer entlang; die Kammerjungfer ging voraus. In der Ferne sah Irma den Lakai stehen, der gestern mit dem ihrigen gesprochen. Hatte der Diener nicht gesagt, daß sein Herr schon lange auf etwas warte? Hatte nicht Baron Schöning ihr schon früher offenbar Aufmerksamkeit erwiesen? Es klärte sich bald auf; der Baron begann:

„Hier sind wir allein, nur im Angesicht der Berge, des See's und des Himmels. Theure Gräfin, darf ich ein Wort sprechen, das ich Ihnen schon lange aus treuester Seele zu sagen habe?"

Sie nickte still.

„Nun denn, so lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie am Hofe nicht an der rechten Stelle sind."

„Ich bin auch noch nicht entschieden, ob ich wieder dahin zurückkehre. Aber warum glauben Sie mich dort an der unrechten Stelle?"

„Weil etwas in Ihnen ist, das Sie nie am Hofe

heimisch werden läßt. Es wundert Sie, daß ich das sage, ich, der Lustigmacher des Hofes, der Salontiroler? Ich weiß, daß ich den Titel habe. Und doch, Gräfin, man glaubt dort mit mir zu spielen und ich spiele mit ihnen. Sie, Gräfin, werden nie am Hofe heimisch. Sie nehmen die Bräuche und das ganze Leben nicht als feststehend und gegeben, Sie übersetzen sich's in Ihre Eigenthümlichkeit. Ihr Gemüth ist nicht zu uniformiren, Ihre Seele spricht im tiefsten Innern einen Dialekt, den Dialekt Ihrer seelischen Heimath, und wenn etwas davon in der Livreewelt kund wird, findet man es — ich weiß das ja am besten — überaus originell, aber fremd, sehr fremd sind und bleiben Sie, sich und den Uebrigen dort ewig."

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie so in meiner Seele forschen. Aber ich danke Ihnen."

„Ich forsche nicht in Ihrer Seele, ich lebe in ihr. O Gräfin, o du kindliches und weltumfassendes Herz, zittere nicht, laß mich — lassen Sie mich diese Hand fassen und Ihnen sagen: Auch ich bin ein Fremdling dort und bin entschlossen, mich zurückzuziehen, und da drüben auf meinem bescheidenen väterlichen Besitzthum mein Leben für mich zu leben. Irma, willst Du mich millionenfach himmlisch leben lassen? Willst Du mein Weib sein?"

Irma konnte lange nicht zu Worte kommen, endlich sagte sie:

„Mein Freund, ja, mein Freund. Da drüben auf der Insel lebt mir eine Freundin und ist für sich und für mich todt; das Schicksal meint es gut und giebt mir

einen Freund dafür. Mein Freund, ich danke Ihnen, — aber ... ich bin verwirrt im Augenblick, vielleicht tiefer ... Sehen Sie, lieber Baron, sehen Sie dort oben auf halber Höhe des Berges die kleine Hütte? Dort könnte ich leben, meinen Kohl begießen, meine Ziege melken, Hanf pflanzen und meine Kleider spinnen, und könnte glücklich sein, nichts wollend, von der Welt vergessen, und die Welt vergessend."

„Sie scherzen, liebe Gräfin. Sie phantasiren sich eine Idylle. Das schillert eine Weile und verblaßt dann."

„Ich scherze nicht. Einsam, für mein täglich Brod arbeitend, könnte ich leben. Aber auf einem Schlosse als Herrin, mit all den Siebensachen, mit all dem Trödel der Bildungswelt — da nicht! Sich ankleiden, blos um sich selbst im Spiegel zu sehen, das will ich nicht. Da droben in der Hütte wollte ich ohne Spiegel leben, ich brauche mich nicht zu sehen, und Niemand braucht es. Soll ich aber in der Welt leben, muß ich ganz in der Welt leben, im herrschenden Mittelpunkt, in der großen Stadt, auf Reisen; ich muß Alles haben oder Alles entbehren, nur das Eine oder das Andere kann mich glücklich machen, keine Mittelding, keine Halbheit!"

Irma sprach so entschieden, daß der Baron sah, wie ernst es ihr war; das war mehr als Laune und Spiel.

„Entweder," fuhr sie fort, „ich unterwerfe mich der Welt, oder ich unterwerfe sie mir, indem ich sie verachte. Entweder ich frage nichts danach, wie die Menschen mich ansehen, oder ich will gar keinem Blicke begegnen, auch meinem eigenen nicht."

Der Baron war still, er suchte offenbar nach Worten. Endlich sagte er:

„Ich wäre gern in das Haus Ihres Herrn Vaters gekommen, aber ich weiß, er liebt Menschen meines Standes nicht. Ich wartete hier auf Sie, ich wußte, daß Sie zu Ihrer Freundin kommen würden; sagen Sie mir nur noch: Wollen Sie wieder an den Hof zurückkehren?"

„Ja," sagte Irma, und in diesem Augenblicke stand zum Erstenmal ihr Entschluß fest. „Ich wäre undankbar, wenn ich es nicht thäte. Ich wäre undankbar gegen die Königin und gegen — den König und die Freunde alle. O, mein Freund, ich bin noch nicht reif dazu, ein Leben zu führen, in dem nichts vorgeht. Ich fühle es!"

Die Beiden langten bei einer Bank am erhöhten Ufer an.

„Wollen Sie sich nicht zu mir setzen?" fragte Irma den Baron. Sie setzten sich.

„Wann sind Sie aus der Residenz abgereist?"

„Vor fünf Tagen."

„Und ist Alles noch im alten Stande?"

„Leider nicht Alles. Der Leibarzt hat einen harten Verlust erlitten, sein Schwiegersohn, der Universitäts-Professor Korn, ist plötzlich an Leichengift gestorben."

„An Leichengift?" nahm Irma auf, „Wir sterben Alle an Leichengift, nur nicht so plötzlich. Die da drüben auf der Insel und wir — Alle, Alle."

„Sie sind sehr bitter."

„Durchaus nicht. Mir geht nur das Seltsamste

durch den Kopf. Ich habe da drüben ein großes Geſetz kennen gelernt?"

„Das Geſetz der Entſagung?"

„O nein, die Berechtigung der Mode."

„Sie ſpotten."

„Keineswegs. Sehen Sie, die Mode iſt das Document der menſchlichen Freiheit, das Modejournal der höchſte Vorzug des Menſchen."

„Das iſt barok."

„Durchaus nicht, ſondern ſimple Wahrheit. Sehen Sie, der Menſch iſt ein um ſo höherer Culturmenſch, je öfter er die Kleider wechſelt in Stoff, Schnitt und Farbe. Nur die Menſchen kleiden ſich immer neu, immer anders. Der Baum behält ſeine Rinde, das Thier ſeine Haut, und die Volkstracht wie die geiſtliche Tracht, weil ſie ſtereotyp ſind, ſind untermenſchlich, ſind eine Bornirtheit."

Der Baron ſah mit einem ſeltſamen Blicke auf Irma. Er war innerlich froh, daß ſie ihm offenherzig einen Korb gegeben. Das wäre doch ein Weſen, dem er nicht genügen könnte, eine unſäglich anſtrengende Frau, die eine ewige Feuerwerkerei des Geiſtes heiſcht. Und ſie gefällt ſich in ihrer Bizarrerie. Plötzlich ſah er alle Schattenſeiten Irma's, während er noch vor einer Stunde nicht nur ihre Lichtſeiten allein, ſondern lauter Licht in ihr geſehen hatte. Wie iſt es nur möglich, nach dem Beſuch einer Freundin, die den Schleier nehmen will, und nach einem Heirathsantrag gleich darauf in ſolche Bizarrerien zu verfallen?

Baron Schöning erzählte noch, daß er Walpurga und den Prinzen habe photographiren laſſen.

„Ach, Walpurga“ — ſagte Irma, es ging ihr etwas durch den Kopf.

Der Baron verabſchiedete ſich ſehr freundlich und fuhr über den See zurück.

Irma ſchlug den Weg heimwärts ein. Sie fragte nach dem Wege über das Gebirge zum jenſeitigen See; ſie wollte die Angehörigen der Walpurga beſuchen. Man ſagte ihr, daß eine Kutſche da nicht fortkäme, man könne dahin nur zu Pferde gelangen.

Irma fuhr geraden Weges zurück zu ihrem Vater.

Zwölftes Capitel.

„Mir fehlt was, mir iſt's immer, als ob mich Jemand rufe und ich mich umſehen müßte. Die Gräfin denkt gewiß viel an uns. Ach, das iſt doch das beſte Herz von der Welt.“

So klagte Walpurga noch viele Tage nachdem Irma abgereiſt war, während man im Schloſſe kaum mehr an ſie dachte. Iſt ein Menſch fort, geſtorben oder verreiſt, alsbald rückt ein Anderer an ſeine Stelle, hier giebt es keine Lücken und keine Sehnſucht. Man lebt ja immer Weltgeſchichte und die Weltgeſchichte ſteht nicht ſtill.

Mamſell Kramer ſetzte jetzt den Schreibunterricht bei Walpurga fort, und dieſe verſtand ſie nicht, als ſie ſagte:

„Die vornehmen Herrſchaften fangen gern allerlei Dinge an, aber fertig machen müſſen wir's. Ich habe

ſchon manche Stickerei vollendet, an der die Hand, die dafür geküßt wurde, kaum ein paar Stiche gemacht. Das iſt aber ſo in der Ordnung."

Bei Mamſell Kramer war Alles in Ordnung, was die Vornehmen thaten, und dabei hatte ſie die Gewohnheit, vor Untergebenen nicht deshalb zu ſprechen, damit ſie von ihnen verſtanden werde, ſondern nur, damit ſie es geſagt habe.

Das Kind gedieh. Tag auf Tag verging in ſtiller Regelmäßigkeit und nun erhielt Walpurga den höchſten Erſatz für Gräfin Irma: Es war der Königin geſtattet, die Amme und das Kind täglich mehrere Stunden um ſich zu haben.

Während Irma draußen in der Welt, wo ſie Ruhe und Friede ſuchte, immer mehr das Chaos fand, war der Königin hier alles Daſein wie durchleuchtet. Sie hatte die Wirrniſſe des Lebens auch neu und ſchwer kennen gelernt, jetzt war ſie wieder vollauf eins und geſund. Sie betrachtete das Kind, und wenn ſie ſprach, faltete Walpurga oft die Hände und hörte ſtill zu; ſie verſtand nicht Alles, aber ſie fühlte, was ſich hier bewegte. Die Königin tröſtete den Leibarzt über ſein Familienleid und ſtellte den Troſt vor, den die Mutter in einem Kinde habe; wenn die Welt auch noch ſo ſehr voll Widerſprüche und Räthſel ſei, in jedem Kinde ſei von Neuem die Möglichkeit der reinen Menſchheit, der höchſten Erlöſung gegeben.

Die Königin ſchaute dabei nach dem Kinde um, das laut lallend in der Wiege lag, und Walpurga ſagte mit leiſer Stimme:

„Schauen Sie, unser Kind lacht! Heut' zum Erstenmal. Es ist ja heut' sieben Wochen alt."

„Und ich habe das erste Lächeln des Kindes gesehen, und sein Vater ist nicht da."

„Machen Sie kein so ernstes Gesicht," bat Walpurga, „lachen Sie weiter, dann lacht es auch weiter und alle Ihre guten Blicke bleiben ihm im Gesichte stecken."

Das Kind lächelte fort und fort, bis der Arzt die beiden Frauen bat, es nun nicht weiter aufzuregen; aber Walpurga habe Recht, wenn man einen Säugling oft recht freundlich ansehe, präge man ihm eine freundliche Miene ein.

Fortan sah das Kind keinen trüben Blick seiner Mutter mehr.

Walpurga konnte geläufig und fortgesetzt nur von Personen sprechen. Auch hier war daher Gräfin Irma mehrfach Gegenstand der Unterhaltung. Das war indeß auch bald erschöpft, und wenn dann die Königin sagte: „Warum sprichst Du nichts? Ich höre, Du konntest doch so gut zu dem Kinde sprechen und allerlei Uebermuth mit ihm treiben" — da blieb Walpurga beharrlich still.

Die Königin ließ sich die ganze Lebensgeschichte der Walpurga erzählen. Sie mußte viel fragen, denn Walpurga konnte nicht in Einem Zuge fort erzählen, sie hatte sich noch nie ihr Leben vergegenwärtigt; das war eben so fortgegangen, man braucht sich nicht darüber zu besinnen; und sie war noch ängstlich dazu, es war ihr, als stände sie vor Gericht.

„Wie biſt Du denn zu Deinem Manne gekommen? Und haſt Du ihn recht lieb?“

„Freilich, er iſt ja mein Mann! Und in dem iſt kein böſer Blutstropfen. Ein wenig unbeholfen, ich meine ungeſchickt iſt er, aber nur vor den Leuten; er iſt nicht viel unter Menſchen gekommen; er iſt in einem einſchichtigen Hauſe aufgewachſen und hat bis in ſein zweiundzwanzigſtes Jahr nichts vor ſich geſehen, als eben Bäume, die man umhackt; aber ihm iſt keine Arbeit zu ſchwer, und wo man ihn hinſtellt macht er ſeine Sache recht. Und er iſt gar nicht ſo dumm, im Gegentheil; aber vor der Welt giebt er's nicht her, mit mir allein kann er Alles ganz ordentlich auslegen, und das iſt ihm genug, daß ich weiß, daß er ein rechter Mann iſt. Mein Hanſei braucht lang, bis er ſich beſonnen hat, dann hat er ſich aber auch richtig beſonnen. Sehen Sie, Frau Königin, ich hätt' einen viel gewitzigtern haben können. Mein Geſpiel hat einen Jäger, und der Kamerad von dem iſt mir lang nachgelaufen, aber ich hab' nichts von ihm gewollt, das iſt ein Menſch, der doch nur in ſich verliebt iſt. Er iſt einmal mit mir über den See gefahren, und da hat er ſich immerfort im Waſſer beguckt, wie er ausſieht, und hat ſich ſeinen Schnurrbart gezwirbelt und Mäulchen gemacht, und da hab' ich mir gedacht, wenn du goldene Kleider anhätteſt, dich nähm ich doch nicht. Jetzt wie mein Vater auf dem See verunglückt iſt, da iſt der Hanſei da und ſchafft Alles im Haus und fährt mit dem Kahn über den See und bringt Fiſche, und ich und meine Mutter wir haben ſie verkauft, und dann

ist er in den Wald; mein Vater ist auch Holzknecht und Fischer gewesen; und so ist gewiß ein halbes Jahr lang der Hansei da, es hat ihn Keines heißen kommen und Keines hat ihn heißen gehen, aber er ist da und ist rechtschaffen und brav und hat mir nie ein uneben Wort gesagt, und da haben wir uns geheirathet, und wir sind gottlob glücklich, und durch unsern Goldprinzen kommen wir jetzt auch noch zu Vermögen; wir haben's schon. Und es ist keine Kleinigkeit, daß ein Mann seine Frau auf ein Jahr lang fortgibt. Aber mein Hansei hat nicht viel Worte davon gemacht; wenn etwas recht ist und sein muß, da nickt er nur mit dem Kopf, so — ganz stark — und dann geschieht's. Verzeihen Sie, Frau Königin, wenn ich so all das dumme Zeug hererzähle, aber Sie haben's ja gewollt."

„Nein, es freut mich herzlich, daß es einfach glückliche Menschen auf der Welt giebt. Die Weltklugen halten sich für unendlich weise, wenn sie sagen: es giebt keine einfach glücklichen Menschen, und die auf dem Lande sind gar nicht so brav, wie wir uns denken."

„Nein, das sind sie auch nicht!" fiel Walpurga heftig ein. „Es giebt gar nichts Schlechteres, als die Menschen bei uns sind. Brave giebt's natürlich auch, aber schlechte und neidische und diebische und liederliche und verdorbene und gottlose, Alles sind sie, und die Zenza und der Thomas, die gehören zu den Schlechtesten, und ich kann nichts dafür."

Walpurga meinte, die Königin müsse auch von der Begnadigung wissen, und man sollte ihr nicht nachsagen, daß sie nicht die Wahrheit bekannt.

Die Königin war betrübt über die Heftigkeit und die ſchweren Anklagen, die Walpurga gegen ihre Heimathsgenoſſen vorbrachte.

Nach einer Weile ſagte ſie zu Walpurga:

„Man ſagt mir, Du kannſt ſo ſchön ſingen; bitte, ſing' mir ein Lied, ſing' es dem Kinde.“

„Nein, Frau Königin, das kann ich nicht; ich thät's ja gewiß gern, aber ich kann nicht und ich weiß nur lauter ſo dumme Lieder, und von ordentlichen nichts als Kirchenlieder.“

„Singe mir eines von denen, die Du dumme Lieder nennſt.“

„Nein, ich kann nicht; das ſind einſame Lieder.“

„Was iſt denn das, einſame Lieder?“

„Ich weiß nicht, man nennt es ſo.“

„Ich verſtehe. Dieſe Lieder kann man nur ſingen, wenn man einſam und allein iſt?“

„Ja, ja, ſo wird's ſein, die Königin hat Recht.“

So ſehr ſich auch die Königin bemühte, Walpurga zum Singen zu bewegen, ſie betheuerte immer, daß ſie nicht könne, und zuletzt weinte ſie vor Erregung. Die Königin mußte ſich Mühe geben, ſie wieder zu beruhigen; es gelang ihr, und Walpurga ging mit dem Kinde nach ihrem Zimmer.

Als Walpurga am andern Tage wieder zur Königin gerufen wurde, ſagte ihr dieſe:

„Du haſt Recht, Walpurga, Du kannſt mir nicht ſingen. Ich habe viel über Dich nachgedacht. Der freie Vogel auf dem Zweige ſingt nicht auf Befehl, die freie Natur läßt ſich nicht mit dem Tactſtock

regieren. Du brauchſt mir nicht zu ſingen, ich verlange es nicht mehr von Dir.“

Walpurga hatte ſich vorgenommen, heute vor der Königin zu ſingen, ſie hatte ſich ſchon die ſchönſten Lieder ausgeſucht; und nun befahl ihr die Königin geradezu, nicht zu ſingen, und verglich ſie gar mit einem Vogel. Es ſind doch wunderliche Menſchen, die Menſchen im Schloſſe.

„Ich höre,“ ſagte die Königin weiter, „man glaubt bei Euch noch an die Seejungfrau. Glaubſt Du auch daran?“

„Glauben? Ich weiß nicht, aber man erzählt's ſo. Und mein Vater hat ſie noch geſehen, drei Tag vor ſeinem Tod, und da war's ſicher, daß er hat ſterben müſſen. Man ſagt auch, daß es die Waldeckerin ſei.“

„Wer iſt denn die Waldeckerin?“

„Das iſt die Frau vom Wörth.“

„Was iſt denn Wörth?“

„Ein Stück Land mitten im See und ringsum Waſſer.“

„Alſo eine Inſel?“

„Ja, Inſel, ſo heißt man's auch.“

„Und was iſt denn das mit der Waldeckerin?“

„Da iſt einmal vor vielen tauſend Jahren ein Mann geweſen und der war ein Ritter mit Namen Waldeck, und der war ein Kreuzfahrer. Er iſt mit vielen Kaiſern und Königen ins gelobte Land gezogen zum Grab unſeres Heilandes, und hat ſeine Frau daheimgelaſſen und hat ihr geſagt: Du biſt brav und bleibſt

mir treu. Und wie er nach vielen Jahren heimgekommen iſt, ganz ſchwarz verbrannt von der Sonne im Morgenland, hat er ſeine Frau angetroffen mit einem Andern. Und da hat er den Mann und die Frau gebunden und in einen Nachen gelegt und hinübergeführt auf das Wörth, und dort hat er ſie liegen laſſen. Und ſie haben gelegen und haben nichts zu eſſen und nichts zu trinken gehabt, und ſind gebunden geweſen, und da ſind ſie Hungers geſtorben, und die Vögel aus der Luft haben ſie gefreſſen. Recht iſt den Ehebrechern ſchon geſchehen, aber grauſam iſt's doch. Und jetzt ſieht man in den Losnächten manchmal ein blaues Flämmchen auf dem Wörth, und man ſagt, die Seele von der Waldeckerin ſei in eine Seejungfrau gefahren, und die muß umgehen."

So erzählte Walpurga.

„Ich hab' Sie doch nicht ſchauern gemacht?" fragte ſie beſorgt, als ſie den ſtarren Blick der Königin bemerkte. „Man erzählt's eben nur ſo."

„Nein, nein, Du brauchſt nicht ängſtlich zu ſein," erwiderte die Königin. „Es geht mir eben vielerlei durch den Kopf."

„Kann mir's denken, bei einer ſo großen Haushaltung in dem Schloß mit den vielen Menſchen; da iſt's ſchwer, Hausfrau zu ſein."

Die Königin lachte laut auf.

Walpurga wußte gar nicht, was da luſtig und wunderlich ſei, aber ſie ließ ſich's gefallen. So viel merkte ſie aber doch: Alles, was ſie ſagt, wird berufen. Es kam eine eigenthümliche Verſchüchtertheit

über sie, die plötzlich wieder zu gewaltsamer Ausgelassenheit wurde; sie gefiel sich manchmal in Absonderlichkeiten; solche wurden ja immer belächelt. Je mehr sich die Königin bemühte, immer einfach natürlich sich zu geben, um so gemachter und gezierter wurde nach und nach Walpurga; sie copirte sich selbst und ihre ehemalige harmlose Natürlichkeit; ihre ungeheuerlichen Wortverbindungen, mit denen sie das Kind liebkoste, brachte sie jetzt gern vor, wenn sie wußte, daß sie von der Königin gehört werde; ja sie fing einmal von selber an zu singen, und als sie geendet hatte, schaute sie nach der Königin und war sehr verwundert, fast beleidigt, daß diese gar nichts sagte. Hatte sie denn nicht schön gesungen?

Die Königin aber glaubte nichts sagen zu dürfen, um ihre Unbefangenheit nicht zu verscheuchen.

So war nun ein wundersames Widerspiel zwischen den beiden Frauen. Sie gaben sich Mühe, einander menschlich nahe zu kommen, und gingen doch verschiedene Wege auseinander.

Ein großer Tag kam. Die Königin fuhr zum Erstenmal aus und nahm Walpurga und den Kronprinzen mit in dem Wagen.

„Unter freiem Himmel sind Sie doch noch tausendmal schöner. Ich hab's in den halbdunkeln Stuben gar nicht so gewußt, wie schön Sie sind, Frau Königin," sagte Walpurga, und die Königin sagte in französischer Sprache etwas zu der neben ihr sitzenden Oberhofmeisterin.

Da sagte Walpurga: „Darf ich etwas bitten, gnädige Königin?"

„Ja wol, ſag's nur!“

„Ich mein', es ſchadet dem Kind, wenn man ſo vor ihm wälſcht. So eine junge Seele verſteht's ſchon, wenn ſie auch nichts kundgeben kann, und da mein' ich, verwirrt man ihm ſein kleines Hirn. Ich weiß nicht recht, wie ich's ſagen ſoll, aber ich ſpür's ſelber, ich ſpür's im Kopf, und was ich ſpür', das ſpürt mein Kind auch.“

„Sie hat Recht,“ ſagte die Königin zur Oberhofmeiſterin, „ein Kind ſollte, bis es ſelbſt vollkommen ſprechen kann, keinen fremden Laut hören, als ſeine Mutterſprache.“

„Ja, Mutterſprache,“ rief Walpurga, „ſehen Sie, Sie haben's getroffen! Es iſt mir auf der Zunge gelegen, ich hab's aber nicht gewußt. Das iſt's! Ich bin doch auch ſo — man kann doch ſagen die Mutter von dem Kind und d'rum — — nicht wahr?“

„Ja wol, Du ſollſt alles Recht haben. Ich bitte, liebe Brinkenſtein, dafür zu ſorgen, daß vor dem Prinzen nicht mehr anders als deutſch geſprochen wird. Es kann Niemand ahnen, welche Laute ſich jetzt ſchon in die Seele ſenken, die noch im Halbſchlummer liegt.“

Walpurga war glücklich. Nun wird in ihrem Beiſein doch nicht mehr gewälſcht; denn wo das Kind iſt, da iſt auch ſie.

Mamſell Kramer erfreute ſie noch mit der Nachricht, daß man in den nächſten Tagen aufs Land, das heißt nach der Sommerburg überſiedle.

Dreizehntes Capitel.

Bevor man indeß nach dem Sommerſchloſſe abreiſte, ſollten Walpurga und der Prinz noch in der Stadt feſtgehalten werden.

Es war ein Frühſtücksſcherz des Baron Schöning, aber er wurde gut aufgenommen. Die Millionen Menſchen, die gerne das Glück haben möchten, ihren Beherrſcher der Zukunft zu ſehen, ſollten befriedigt werden durch einen Augenblick in der eigentlichen Bedeutung des Wortes: Der Kronprinz ſollte photographirt werden, wie ihn das Volk leibhaftig auf den Händen trägt, und Walpurga war der Repräſentant des Volkes. Sie wehrte ſich gegen den Plan: man darf das nicht, man darf ein Kind, bevor es ein Jahr alt iſt, nicht in einen Spiegel ſehen laſſen, und auch nicht abmalen! So lange man ein Kind nicht in einen Spiegel ſehen läßt, kann es ſich in der Fläche ſeiner linken Hand ſehen. Aber es blieb trotz ihres Widerſpruchs doch dabei, und nun zog ſie ihr ſchönſtes Kleid an, und der Kronprinz wurde ſehr ſchön herausgeputzt; der Künſtler that ihm aber die Haube wieder ab, denn er hatte ſchon helles Lockenhaar.

Mehrmals hieß es: das Bild iſt mißlungen. Walpurga erſchrak jedesmal, wenn ſie den Ruf aus der dunklen Kammer heraus hörte — da drin geht Zauberei vor. Sie ward immer unruhiger. Zuletzt aber — Schöning hatte das geſchickt ausfindig gemacht — ſpielte die Kammervirtuoſin im Nebenſaal die Melodie des Lieblingsliedes der Walpurga; ſobald das Lied

angestimmt wurde, mußte sie in den Tonstrom hineinschwimmen. Sie wurde heiter und freiblickend, und das Kind auch — Triumph! Das Bild war gelungen.

Waren die Ausfahrten in der Stadt schön, so kam jetzt noch die schönste.

Man verließ die Residenz, der ganze Hof übersiedelte nach dem Sommerschlosse.

Es war ein schöner, heller Mittag, als man hinausfuhr. Es hatte lange nicht geregnet, aber kein Staub war auf der drei Stunden langen Straße, denn man hatte den Hofwagen voraus den ganzen Weg begossen.

Walpurga fuhr im offenen Wagen mit dem Prinzen und der Königin. Sie fuhr zum Erstenmal hinaus durch die Dörfer und Felder, sie schaute zu den Menschen, die da in den Häusern aus den Fenstern sahen, vor den Thüren saßen, zu den Kindern, die stehen blieben und grüßten, und dann wieder hinaus ins Feld zu denen, die dort arbeiteten. Sie lächelte fortwährend und grüßte mit Augenwinken und Kopfnicken nach allen Seiten.

Die Königin fragte: „Was hast Du denn? Was ist Dir?"

„Ach, du mein Gott, verzeihen Sie, Frau Königin, da fahr' ich in einem vierspännigen Wagen und dort arbeiten Meinesgleichen, sorgen und kummern und ich weiß, wie den Weibern der Rücken weh thut vom Kartoffelhäufeln, und da fahr' ich vorbei, wie wenn ich was Besonderes wär'. Und da ist mir's, wie wenn ich alle die Menschen um Verzeihung bitten müßte, weil ich so an ihnen vorbeifahr', und ich mein', ich muß

ihnen ſagen: Seid nur ruhig, über's Jahr bin ich auch wieder wie ihr, und die Kleider, die ich anhab', und der Wagen und die Roſſe, das iſt Alles nicht mein, iſt Alles nur geliehen! O, Frau Königin, verzeihen Sie, daß ich das Alles ſo an Sie hinſchwätze, Sie verſtehen ja Alles und wiſſen Alles zum Guten zu deuten. Ihnen mach' ich mein ganzes Herz auf," endete Walpurga lachend.

„Ja wol verſteh ich Dich," erwiderte die Königin, „und es iſt vernünftig, daß Du unverwandt nach Deiner Häuslichkeit ſiehſt. Es betrübte mich ſtets, wenn ich überdachte, daß Du nicht mehr glücklich wäreſt daheim. Glaube mir, wir, die im Wagen ſitzen, haben's ſo ſchlimm, wie die dort, die barfuß durch die Stoppelfelder gehen."

„Das weiß ich," ſagte Walpurga, „mehr als ſatt eſſen kann ſich Niemand, hat mein Vater immer geſagt, und die Fürſtinnen müſſen ihre Kinder auch ſelber tragen und mit Schmerzen gebären, das nimmt ihnen Niemand ab."

Die Königin ſchwieg und ſchaute zur Seite aus dem Wagen.

Die Oberhofmeiſterin winkte Walpurga, ſie ſolle nichts mehr reden. Denn ſo war's: man brachte Walpurga nicht leicht zum Sprechen; wenn ſie aber einmal hineinkam, konnte ſie auch nicht wieder aufhören; das kollerte und rauſchte und rollte fort und fort wie ein Sturzbach.

Die Königin aber hatte nur geſchwiegen, weil ſie der Oberhofmeiſterin gern etwas auf franzöſiſch geſagt hätte, es aber der früheren Mahnung wegen zurückhielt.

„Liebes Kind," begann die Königin endlich wieder, „wenn ich wüßte, daß alle Menschen dadurch glücklich und zufrieden würden, ich würde gern Alles abthun und nichts vor ihnen voraus haben wollen. Aber was nützte es? Mit Geld ist den Menschen nicht zu helfen und wir Menschen sind es nicht, die die Ungleichheit in die Welt gesetzt haben. Das ist so Gottes Ordnung."

Walpurga hätte darauf schon etwas zu sagen gehabt, aber man muß auch etwas stehen lassen können auf morgen, und „es wäre nicht gut, wenn man alle Fische an einem Tag fangen könnte," hatte ihr Vater oft gesagt. Sie schwieg.

Es war der Königin ein lästiger Zwang, daß sie versprochen hatte, vor Walpurga nicht mehr Französisch zu sprechen. Sie hatte Manches zu sagen, wo die Bauersfrau nichts darein zu reden hatte.

„Wie ist die Welt so groß und schön," sagte sie halblaut für sich; sie schloß dann die Augen wie müde von all' der weiten Pracht, die sich nach langer Einsamkeit wieder vor ihr aufthat, und wie sie so dalag, den Kopf in die Kissen zurückgelegt, war sie anzuschauen wie ein schlummernder Engel, so friedlich, so zart, Mutter und Kind in Einem Antlitz.

„Ich mein', ich hätt' da in den Kissen auf weichen Wolken gesessen," sagte Walpurga, als man am Ziele anlangte.

Sie war unsäglich glücklich auf dem Lande. Da kann man so weit sehen, Himmel und Berge, und der schöne große Garten und überall gute Bänke, und die Springbrunnen und die Schwäne und eine Viertelstunde

davon eine prächtige Maierei mit Kühen, die in einem Stalle stehen, schöner als der Tanzboden beim Gemswirth.

Walpurga saß fast den ganzen Tag mit der Königin im Freien, die Königin lebte nur ihrem Kinde, und Walpurga war gesprächig und einfach; das ganze Gethue, das sie sich drin in der Stadt fast angewöhnt hätte, fiel auf einmal wieder von ihr ab.

In ihrem ersten Briefe nach Hause — sie konnte jetzt schon selbst schreiben — schrieb sie:

„Wenn ich euch nur einen einzigen Tag da hätte, um euch Alles zu erzählen. Denn wenn der Himmel lauter Papier und unser See lauter Tinte wäre, ich könnte doch nicht Alles beschreiben. Wenns nur nicht so weit her wäre, Hansei, hier kostet das Pfund Fische doppelt so viel, als bei uns. Wir wohnen jetzt auf der Sommerburg. Und denke Dir, Mutter, was so ein König Alles hat. Er hat sieben Schlösser und die sind alle eingerichtet, alle mit hundert aufgestellten Betten, Stuben und Küchen, Alles überall voll, und wenn man von einem Schloß nach dem andern zieht, braucht man keine Gabel mitzunehmen und keinen Löffel, und Alles ist hier von Silber und der Doctor und die Apotheke und der Pfarrer und die Hofleut' und die Pferde und die Wagen, Alles ist mit uns herausgezogen, eine ganze Stadt ist bei uns im Schloß. Und das beste Bier hab' ich, mehr als ich mag. Und wenn man Morgens aufsteht, ist Alles wie aus dem Ei geschält, auf den Wegen liegt kein Blättchen, und da ist noch ein Haus, das ist ganz von Glas, da drin

wohnen die Blumen, ich darf aber nicht hinein, weil es zu heiß drin ist, da wird das ganze Jahr geheizt, da sind lauter große Palmen und Bäume aus dem Morgenland. Und da haben sie hier im Teich einen Brunnen, da steigt das Wasser fast so hoch wie ein Kirchthurm zum Himmel hinauf, und denket nur, was so ein König Alles haben kann! Da steht ein Regenbogen den ganzen Tag, wenn die Sonne scheint, bald unten, bald oben. Freilich die Sonne, die kann er auch nicht machen und Niemand. Und alle Menschen thun mir, was sie mir an den Augen absehen können; ich darf gar nicht sagen: das gefällt mir, sonst krieg' ich's auch gleich.

Die Königin ist gegen mich wie mein Gespiel, ja wie Du, Stasi. Ich wünsch' Dir viel Glück zu Deiner Hochzeit, ich hab's erst von der Zenza erfahren. Ein Hausschenk kriegst Du noch von mir. Wünsch' Dir was. Jetzt bitt' ich aber, mir recht ordentlich zu sagen, wie es meinem Kind geht; daß ihr es habt auf der Metzgerwage wägen lassen und daß es so schwer ist, hat mir nicht gefallen; das hätte ich nicht geglaubt von Dir, Mutter, daß Du das leidest, und auch von Dir, Hansei, daß Du dem Gemswirth das nachgibst. Nimm Dich vor dem Gemswirth in Acht, es hat mir vergangene Nacht geträumt, daß Du mit ihm über den See fährst, und er packt Dich und reißt Dich hinein, und dann ist wieder Alles nichts gewesen, und dann ist mir die Seejungfrau erschienen, aber sie hat wie die gute Gräfin ausgesehen, die jetzt fort ist. Das ist hier meine beste Freundin, und sie hat mir versprochen, euch auf

dem Herweg zu besuchen; der könnt ihr Alles sagen und geben, es ist gerad' als ob ich's selber wär'. Eben jetzt kommt mein Essen, ach, liebe Mutter, wenn ich Dir nur davon geben könnte. Es giebt hier so viel gute Bissen und es bleibt immer so viel übrig. Laß' Dir nur nichts abgehen und auch dem Hansei nicht, und meinem Kinde nun gar nicht, wir haben's ja jetzt gottlob, und ich will noch lang an Dir haben, Mutter. Es thut mir oft weh, daß ich nicht auch Mutter sein darf, ich mein', rechte Mutter, aber ich will schon, wenn ich wieder heimkomme; ich will meinem Kind Alles ersetzen. Und Hansei, leg' das Geld alles auf Zinsen, bis ich wieder heimkomm'; denk', es gehört nicht unser, es gehört unserm Kind, dem wir die Mutter weggenommen haben.

Meine Mamsell Kramer, die den ganzen Tag bei mir ist, die ist hier geboren, sie ist aber lieber in der Stadt als hier, und sie sagt, früher sei es hier noch viel schöner gewesen, da sei Alles so gewesen wie drüben noch in dem kleinen Garten, da sind Wände aus lauter Laubwald gemacht und Stuben und Kämmerchen mit Thüren und Fenstern; schön ist's freilich, und ich geh' gern hin, aber, wenn ich ein paar Minuten dort bin, da krieg ich eine Himmelsangst, ich mein', ich wär' verzaubert und die Bäume verzaubert, und ich mach', daß ich bald wieder herauskomm'. Meine Mamsell Kramer ist gar eine gute Person, aber es schmeckt ihr nichts recht. Das Fahren und Essen und Spazierensitzen ist sie von jeher gewohnt, und denket nur, Mutter, was ich hier gegessen hab'? Lebendiges

Eis. Die Menschen hier sind gar gescheidt, die können Eis aufbewahren und einmachen, daß man's essen kann. Ja, wenn das für den Hunger wär', da gäb's bei uns keine hungrigen Leute im Winter und auch im Sommer nicht, weiter oben im Gebirg. Und Mutter, Du hast mir einmal ein Märchen erzählt, wo die Wände Ohren haben, das ist aber kein Märchen, das ist wahr, das ist so, aber es geht Alles natürlich zu, da laufen durchs ganze Schloß lauter Sprechtrompeten, und da kann man miteinander sprechen und Alles sagen, und wenn ich etwas haben will in mein Zimmer, geh' ich nur an die Wand hin und sag's, und in der Minute ist's schon da.

Heut' ist ein schöner Tag, und wenn ich das so merke, denk' ich immer: Ja und den Tag habt ihr auch, dieselbe Sonne scheint auch zu euch.

Das Hauptgeschäft hier ist Spazierengehen. Alles muß hier spazieren gehen, man heißt das hier Bewegung machen, damit man wieder gut essen kann und Einem die Glieder nicht steif werden. Auch die Pferde werden spazieren geführt, wenn sie nichts weiter zu thun haben; Morgens in der Frühe reiten die Stallknechte mit ihnen weit hinaus und kommen dann wieder heim. Oft habe ich schon gedacht, wenn mir die Pferde mich jetzt auf eine Stunde hätten heimbringen können. Ich habe doch oftmals noch Heimweh, ich bin aber wohlauf und gesund, und wünsche nur, daß es bei euch auch so sei."

Eure Walpurga."

Nachschrift. Warum schreibet ihr mir gar nichts von dem goldenen Herzchen an der seidenen Schnur,

das meine Gräfin meiner Burgei geſchickt hat? Und es ſoll mir Keines mehr eine Bittſchrift ſchicken und Keines mehr zu mir kommen, ich nehm' nichts mehr an. So lang mir ein Aug' offen ſteht, werd' ich's bereuen mit der Zenza und dem Thomas, aber vielleicht iſt's doch gut und er iſt brav geworden. Ich bitt' Dich nochmals, lieber Hanſei, nimm mir's aber ja recht nicht übel, laß Dich nicht zu ſehr mit dem Gemswirth ein, er iſt ein Schelm und ein Verführer. Du brauchſt ihm aber nicht zu ſagen, daß ich Dir's geſchrieben habe, ich will keinen Menſchen zum Feind haben. Ich grüße alle guten Freunde. Ich kann nicht weiter, meine Hand iſt mir ganz ſteif vom Schreiben.

Halt! Ich muß doch noch einmal dran. Da ſchicke ich euch das Bild von mir und meinem Prinzen, wir ſind abgenommen worden in einem Guckkaſten, ehe wir hier herausgezogen ſind.

Nun bin ich, ſo lange der Welt ein Aug' offen ſteht, mit meinem Prinzen abgemalt, wir ſind immer beieinander und ich halt' ihn auf den Armen. Aber ich bleib' euch doch, Dir, lieber Hanſei, und Dir, liebe Mutter, und erſt gar meinem Kind, das trag' ich im Herzen, wo's Niemand ſieht. Zeiget aber das Bild Niemand.

Ach Gott, was wird's helfen, wenn ihr das Bild nicht zeiget? Wie mir die Mamſell Kramer ſagt, ſind hunderttauſend Bilder von mir und meinem Prinzen gemacht, und jetzt häng' ich in allen Kaufläden, und wenn ich wohin komme, kennt man mich, ſo gut wie die Königin und den König, die daneben hängen, ich

mein', ich kann mich gar nicht mehr ſehen laſſen; aber wenn ich mir's recht überlege, iſt's eigentlich doch eine Ehre, ich bin jetzt einmal draußen in der Welt und muß mit mir machen laſſen, was man mir befiehlt.

Aber ich bleib' euch getreu und bin nirgends daheim, als bei euch, und bin in Gedanken immer bei euch.

Vierzehntes Capitel.

„Wie geht's, Walpurga?" fragte der Lakai Baum eines Morgens, als die Amme zum Fenſter des Erdgeſchoſſes herausſah.

„O Gott," erwiderte dieſe, „hier iſt ja das wahre Paradies."

„So?"

„Kann's denn im Paradies ſchöner ſein? Da lebt man ſo hin, und die Menſchen haben gar nichts zu thun, als zu eſſen und zu trinken, und zu lachen und ſpazieren zu gehen."

„Da haſt Du Recht, aber im Paradies war's doch noch ſchöner, da hat Vater Adam keine andere Frau begehren können, es hat nur die einzige auf der ganzen Welt gegeben."

„Was der für Mucken im Kopf hat!" lachte Walpurga, und Baum fuhr geſchmeichelt fort:

„Im Paradies hat man keine Bedienten nöthig gehabt, keine Kutſcher und keinen Koch und kein Haus und keine Kleider, und da hat's keine Stiefel zu putzen gegeben, weil man keine getragen hat, und keinen Rock

und kein Hemd zu weben und zu nähen und herzurichten."

„Sie wüster Menſch!" ſchrie Walpurga; es war ihr zu Muthe, als ob die Worte des Baum ihr alle Kleider vom Leibe riſſen. Sie wurde flammroth im Geſichte. Aber Baum erwiderte ſchnell:

„Thut mir leid, daß ich in Deinen Augen ſo wüſt bin, in meinen Augen biſt Du ſo ſchön, daß ich — —" er wurde mitten in der Rede unterbrochen, ein anderer Diener rief ihn ab.

Walpurga zog ſich raſch ins Zimmer zurück. Sie war bös auf Baum. Darf man denn gegen eine verheirathete Frau ſolche Reden führen? Und doch lächelte ſie wieder vor ſich hin: „Ein manierlicher Menſch iſt er doch, der Baum, und warum ſoll man denn nicht einen Spaß machen dürfen?"

Sie ſchaute nach dem großen Spiegel, nur einen Augenblick ſah ſie hin und lächelte.

„Ja, wenn der Hanſei Dich wieder ſieht, der wird Dich kaum mehr kennen. Das thut eben das Wohlleben. Ich will mir aber jeden Tag vorſagen: es dauert nicht lang, Du biſt nur auf eine Weile da her geliehen. Aber wenn auch der Tanz nicht lang dauert, tanzen iſt doch ſchön," tröſtete ſich Walpurga wieder. Es fielen ihr allerlei Tanzweiſen ein und ſie ſang ſie trällernd ihrem Prinzen.

Walpurga ging in dem ſchönen Park umher, wie im Traum; ſie meinte, das müßten andere Bäume ſein, anderer Himmel, andere Vögel, ſie ſind alle irgend wo hin, in eine andere Welt verzaubert, und

plötzlich werden ſie aufwachen und Alles iſt wieder fort. Aber es ging Alles ſeinen ruhigen Gang, jeder Tag iſt neu ſchön, wie die Sonne jeden Tag neu aufgeht, wie der Duft der Blumen immer neu ausſtrömt und der Quell nie verſiegt.

Eine beſondere Freude hatte Walpurga am alten Caſtellan, dem Vater der Mamſell Kramer; das war ſo ein ehrwürdiger Mann, der gar ſchöne Blumen in ſeinem Wachtſtübchen zog, und mit ihm konnte ſie reden wie mit ihrem Vater.

Walpurga ſaß faſt den ganzen Tag im Freien, mit ihr Mamſell Kramer und nicht weit davon immer zwei Diener. Auch die Königin ſetzte ſich oft zu ihr.

Die Königin hatte einen ſchönen ſchneeweißen Wachtelhund, an dem das Kind beſondere Freude zu haben ſchien; Walpurga bat, dem Prinzen den Hund oft zu laſſen, ein lebendiges Thier ſei für ein Kind gar gut.

„Sie hat Recht,“ ſagte die Königin zur neben ihr ſitzenden Palaſtdame, „am Thierleben erwacht das menſchliche Bewußtſein.“

Walpurga ſah ſie groß an; die Königin hat ihr Recht gegeben und dazu doch etwas geſagt, was ſie nicht verſteht.

„Schauen Sie,“ rief ſie der Königin zu, „wie die Bienen unſer Kind ſo gern haben; ſie thun ihm nichts, da braucht man keine Furcht zu haben. Die Biene iſt das einzige Thier, das unverderbt aus dem Paradies herausgekommen iſt, darum ſagt man auch von den Bienen, ſie ſterben, und die anderen Thiere die crepiren. Und man darf keine Biene umbringen.“

Die Königin zeigte ihre beſondere Freude an dieſem ſagendurchwobenen Denken der Walpurga.

Walpurga merkte, daß die Königin gar ſo wenig von der Welt wiſſe, und ſie gab nun ihre Weisheit preis, wo ſie nur konnte.

„Wiſſen Sie, was das iſt?“ fragte ſie einmal, als ſie an einer Hecke ſaßen.

„Eine Haſelſtaude!“

„Ja, wiſſen Sie aber auch, daß die heilig iſt, und wo die wächſt, kein Wetter einſchlägt?“

„Nein, das hab' ich nicht gewußt.“

„Und da wiſſen Sie auch nicht warum? Jetzt das hat mir meine Mutter erzählt. Da iſt einmal die Mutter Gottes über den Berg gegangen, und da iſt ein groß-mächtiges Wetter gekommen, und da hat ſie ſich unter eine mächtig große Haſelſtaude geſtellt und iſt heil geblieben, und weil ſie die Haſelſtaude ſo beſchützt hat, hat ſie ihr den Segen gegeben für ewige Zeiten. Aus einer Haſel kann man auch Wünſchelruthen machen, und unter einer Haſel-ſtaude wohnt der Schlangenkönig; man ſagt, auch manch-mal unter einer Trauerweide. Sie wiſſen doch, warum die Trauerweide ihre Zweige ſo traurig hängen läßt?“

„Nein, das weiß ich auch nicht. Du biſt ja grund-gelehrt,“ lächelte die Königin.

„Ich nicht, aber meine Mutter, ich weiß nicht halb ſo viel als die, die iſt gar geſcheidt. Das von der Trauerweide weiß ich auch von ihr. Aus der Trauer-weide hat man die Ruthen gemacht, womit man unſern Heiland gegeißelt hat, und von der Zeit an ſchämt ſie ſich und hängt die Zweige unter.“

Walpurga war ganz glücklich, daß ſie die Königin auch etwas lehren konnte; ſie hatte das Gefühl, daß ſie etwas ganz Beſonderes iſt im Schloſſe, und Niemand verſteht ſie ſo und hört ſo gut mit den Augen, wie die Königin. Sie war immer glücklich und froh mit ihr und wagte, ihr ganzes Herz vor der Königin aufzumachen.

„Ich mein'!“ ſagte ſie einmal der Königin, „ich mein', Sie ſind eigentlich fremd in der Welt, Sie haben ja in Ihrem Leben nicht geſehen, wie Bürgers- und Bauersleute am Abend in ihrer Stub' ſitzen, was ſie eſſen, was ſie reden, was ſie begehren, was ihnen Freude macht und was ihnen Leid macht. Ich hab' einmal eine Geſchichte geleſen, oder hat ſie mir mein Vater erzählt; da war ein Prinz und eine Prinzeſſin, die ſind als Hirtenleute aufgewachſen und haben nicht geahnt, wer ſie ſind, bis ſie erwachſen waren, und da hat man ihm geſagt: „Du biſt ein Prinz,“ und ihr: „Du biſt eine Prinzeſſin,“ und das ſind gar brave und rechtſchaffene Menſchen geworden. Natürlich! Sie ſind ja draußen geweſen in der Welt und haben erfahren, wie die Menſchen leben und was ihnen fehlt. Ich möcht' nur wünſchen, daß wir unſern Prinzen auch ſo hinausſchicken könnten; ich mein', es wär' ihm gut und dem ganzen Land auch. Wenn Einem immer ſo die Bedienten nachlaufen, da iſt man doch den ganzen Tag wie gefangen, die lebendigen Menſchen ſind immer wie Mauern um Einen herum.“

„Ehrlich und gut ſein können wir Alle,“ entgegnete die Königin.

„Und aus unseren Kindern brave Menschen machen,“ schloß Walpurga. „Wissen Sie, was ich mir wünsche? Mein Lebenlang möchte ich Ihnen alles Schwere abnehmen können. Wenn Sie einmal krank sein müssen, möchte ich für Sie krank sein.“

„Ja, gut, jetzt aber laß uns ruhig sein.“

Die Königin war voll Glückseligkeit. Sie sah auf den Grund eines einfachen Herzens aus dem Volke und sah eine neue Welt aufleben in ihrem Kinde.

Fünfzehntes Capitel.

Baum wußte jeden Augenblick zu erlauschen, um mit Walpurga zu sprechen. Er war jetzt tief betrübt, seine Frau lag schwer krank, und Walpurga suchte ihn zu trösten. Dafür zeigte sich aber auch Baum bereit, ihr alle Klagen abzunehmen; denn von daheim hatte man ihr berichtet, daß die Zenza nichts von dem goldenen Herzen wissen wollte, das Gräfin Irma dem Kinde geschickt.

„So? Also auch noch ein goldenes Herz hat deine Gräfin zu verschenken?“ spöttelte Baum. „Du kannst froh sein, daß Du so eine Freundin hast.“

„Das bin ich auch. Ach, wenn sie nur wieder da wäre, dann wäre das Paradies erst recht. Ich kümmere mich gar nicht drum, daß die Zenza das goldene Herz verthan hat; es muß auch schlechte Menschen geben, sonst wäre die Welt zu schön.“

„Und ich sag' Dir: es ist doch nur das halbe Leben, wenn der König nicht da ist. Pass' auf, wie's

dann wird, dann iſt's erſt recht luſtig. Wo kein Mann im Haus iſt, da iſt kein ganzes Haus."

Die Königin kam hinzu, und Baum zog ſich zurück.

„Was hat der Mann mit Dir geſprochen?" fragte die Königin.

„Wir haben einander unſer Leid geklagt. Er hat großes Heimweh nach dem König, und ich, liebe Frau Königin, ich habe eben großes Heimweh nach meiner Gräfin Irma."

„Ich habe auch herzliches Verlangen nach ihr, aber ſie hat um weitere vierzehn Tage Urlaub gebeten."

In gleichmäßiger Stille floſſen die Tage dahin. Walpurga's liebſter Aufenthalt war in der Nähe der Maierei; da ſind doch auch Kühe, und die ſind wie überall und wiſſen nichts davon, daß ſie dem König angehören und ihre Milch auf ſeine Tafel ſchicken.

So ſagte Walpurga einſt zu Baum, der ſie auch hier zu treffen wußte, und er erwiderte:

„O, wie geſcheidt biſt Du, ja, wenn ich eine Frau bekommen hätte wie Du."

„So wie ich, giebt es ſie dem Dutzend nach."

„Nein, ſo grundgeſcheidt nicht. Du könnteſt es noch weit bringen, wenn Du wollteſt."

„Wie weit ſoll ich's denn noch bringen?" fragte Walpurga. „Heim will ich und weiter nicht."

„Das wird Dir kein Menſch verübeln; man kann ſich aber auch eine neue Heimath machen."

„Ich verſtehe Dich nicht."

„Und ich kann Dir's jetzt nicht erklären. Dort kommt die Oberhofmeiſterin. Komm heut' Abend, wenn

Alles bei Tafel ist, in den Laubgang hinter der Capelle, ich habe Dir was Gutes zu sagen."

Walpurga hatte nicht Zeit, zu erwidern; Baum gab, als die Oberhofmeisterin näher kam, dem Maierei-Inspektor einen lauten Befehl im Auftrage des Oberküchenmeisters, dann ging er rasch davon, und grüßte unterwegs ehrerbietig die Oberhofmeisterin.

Die Oberhofmeisterin ertheilte Mamsell Kramer einen scharfen Verweis, weil sie Walpurga hier mit dem Prinzen stehen und mit den Dienern plaudern lasse.

Mamsell Kramer erwiderte nichts, und winkte nur Walpurga in den rebenbedeckten Laubgang.

Walpurga sann hin und her, was ihr wol Baum zu rathen habe. Weltläufig ist er, er weiß vielleicht einen Schick, wie man den Hansei und die Mutter und das Kind auch herbringt, aber einen Lakaien kann man aus Hansei nicht machen. Vielleicht kann man ihn zum Hoffischer machen, oder zum Holzmeister im Königswald.

Am Abend war sie voll Unruhe. Das geht doch nicht, daß sie mit einem anderen Mann eine heimliche Zusammenkunft hat. Aber vielleicht wird morgen schon die Stelle vergeben, dann ist der Schick verpaßt. Sie saß am Fenster und schaute hinein in die Sterne; ihre Wangen glühten, sie athmete tief auf.

„Was ist Dir?" fragte Mamsell Kramer.

„Mir ist so schwül und schwer."

„Ich will den Doctor rufen lassen."

„Ich brauche keinen Doctor. Lassen Sie mich nur ruhig da sitzen, oder nein, erlauben Sie mir auf ein

paar Minuten im Garten auf und ab zu gehen, dann wird mir's ſchon leichter."

„Das Stubenmädchen ſoll Dich begleiten."

„Nein, ich brauche Niemand; es wird mir beſſer, wenn ich allein gehe."

„Aber bitte, entferne Dich nicht zu weit, und komm' bald wieder. Du haſt heute geſehen, wie jeder Fehler von Dir mir einen Verweis zuzieht."

„Ja, ich werde ſchnell wieder da ſein."

Walpurga ging die hintere Pforte hinaus. Der Sand knirſchte unter ihren Tritten, ſie trat leiſer auf. Die Blumen dufteten ſtark, die Schwäne im Teiche gaben einen ſeltſamen Ton von ſich, wie tiefes nach innen gezogenes Schmettern; droben am Himmel glitzerten die zahlloſen Sterne, und jetzt fiel eine Sternſchuppe weit hin in glänzendem Bogen, und Walpurga rief plötzlich: Hanſei!

Aus ihrem Innerſten wünſchte ſie nichts als ein Glück für ihren Mann. Sie ſtand ſtill. Als ſie den Namen gerufen, wollte ſie wieder umkehren. Sie iſt eine verheirathete Frau, ſie darf nicht am Abend mit einem fremden Mann zuſammen kommen, und wär's auch bei der Kirche.

Es ſprang etwas über den Weg; war's eine Katze, ein Marder, oder ein Wieſel?

Du mußt umkehren, rief es in Walpurga, und doch ging ſie weiter. Sie kam in die Laube. Hinter einer rebenumrankten Säule trat Baum hervor. Er ſtreckte ihr beide Hände entgegen, und ſie reichte ihm die ihre dar. Er wollte ſie näher an ſich heranziehen, aber ſie ſtand feſt.

„Was habt Ihr mir zu ſagen?“ fragte Walpurga.

„Sag' doch Du zu mir, wie ich zu Dir,“ bat Baum.

„Meinetwegen, ſo ſag', was haſt Du für mich?“

„Nur Gutes! Schau, wir minderen Leute, wir müſſen zuſammenhalten, und Du biſt mir ſo, daß ich Dir Alles zuwenden möchte.“

„Wenn Du mir was Gutes zuwenden kannſt, werd' ich Dir dankbar ſein mein Lebenlang, ich und mein Mann und mein Kind. Sag' ſchnell, ich hab' Eile!“

„Dann können wir's ja laſſen bis auf ein andermal.“

„Nein, ſag' jetzt, was haſt Du gemeint?“

„Ich habe eigentlich nichts gemeint. Schau, wir müſſen immer dienen, immer für Andere da ſein, und da hab' ich gemeint, daß wir auch einmal eine Viertelſtunde für uns da ſein könnten. Ich hab' Dir nur einmal ſagen wollen, Du biſt meine Augenweide, meine Glückſeligkeit; wenn ich Dich ſehe und höre, da möchte ich, ich weiß nicht was, und kann's gar nicht ſagen.“

„Iſt auch nicht nöthig. Und ich kann Dir ſagen, das iſt ſchlecht von Dir.“

„Daß ich Dich gern habe zum Tollwerden, das iſt ſchlecht?“

„Ja, und doppelt ſchlecht, daß Du mich daher führſt und mir vormachſt, Du hätteſt mir etwas Gutes zu ſagen.“

„Ich habe auch was,“ lenkte Baum raſch ein. „Verzeih', daß ich ſo geweſen bin. Wenn Du mir verzeihſt, dann ſag' ich Dir das Andere.“

„Ja, es ſoll Dir verziehen ſein, aber jetzt mach' hurtig.“

„Alſo," begann Baum mit gewaltſamer Faſſung, „die Sache iſt die: Wer an der Krippe ſteht und nicht frißt, der iſt ein Narr; verſtehſt Du mich?"

„Freilich, weiß nicht, was da viel dran zu verſtehen iſt?"

„Ja, Du verſtehſt doch nicht, wie ich's meine. Hier am Hof iſt die volle Krippe, Du ſtehſt jetzt dran, und wenn Du weggehſt und haſt Dir nicht ſo viel genommen, daß Du ſatt biſt, Du und Dein Kind Dein Lebenlang, ſo biſt Du ein Narr geweſen."

„Das möchte ich wiſſen, wie man das machen kann. Man muß alle Tage friſch eſſen, man kann nicht auf Einmal ſich vollſtopfen für ſein Lebenlang."

„Du biſt geſcheidt, kannſt's aber noch mehr werden. Schau, ich mein's ſo: eine gute Anſtellung, ein einträglicher Platz, da ißt man ſich ſatt für ſein Leben. Zum nächſten Frühjahr kommt der Meier von der Meierei da drüben weg; es dauert längſtens bis zum nächſten Herbſt, und da mein' ich, da ſollteſt Du Dich bei der Königin und bei Allen dazu halten, daß Dein Mann Meier wird, und Du bleibſt Dein Leben lang da und haſt für Dich und die Deinen gut ausgeſorgt. Glaub' mir, ich kenne die Herrſchaften. Wenn Du fortgehſt und Dir nicht eine gute Stelle gemacht haſt, denkt keine Katz' mehr an Dich: wenn Du aber da bleibſt, haſt Du's Dein Lebenlang gut, und je größer der Prinz wird, umſomehr wird er auf Dich halten, und wenn er einmal König wird, verſorgt er Dich und die Deinigen und Kind und Kindeskind. Iſt das nun was Schlechtes, was ich Dir rathe?"

„Nein, im Gegentheil, das ist ganz was Gutes; das will ich mir merken, das wär' ein schönes Brod und Butter dazu auch genug."

„O, was hast Du für einen Verstand, so habe ich noch gar keine Frau gesehen und gehört. Du hättest verdient, daß Du ganz wo anders stündest. Aber das ist jetzt einmal so, und wenn Du da bleibst, da hab' ich doch die Freude, daß ich Dich oft sehen und ein Wort mit Dir reden kann, denn, nicht wahr, gut Freund dürfen wir bleiben?"

„Ja wol, und mein Hansei wird auch ein guter Freund zu Dir sein; in dem ist kein falscher Blutstropfen, und gescheidt ist er auch, er kann nur nicht so mit der Sprache heraus; und er hat mich gerad so lieb wie ich ihn, und er ist ein herzguter Mensch und getreu, und ich laß nichts gegen ihn sagen."

„Das hab' ich auch nicht gethan," sagte Baum, und Walpurga mußte ihm das zugestehen; aber sie fühlte doch, daß jeder Liebesantrag gegen eine Frau eine Beleidigung und Herabsetzung des ihr angetrauten Mannes ist, denn es kann ja nicht anders sein, daß man stillschweigend oder ausgesprochen damit kundgiebt: der ist nicht der Rechte, dem fehlt das und das, ich, ich wär' eigentlich der Rechte, der Deiner werth ist.

Baum seufzte schwer und sagte:

„O, wenn man nur das Leben doppelt machen könnte!"

„Ich mein', man hat schon an Einem genug."

„Freilich, wenn man's nicht verspielt hat . . . man lebt doch nur Einmal!"

„Ja, auf dieſer Welt, aber auf der andern geht's wieder friſch an.“

„Ich mein's auch auf dieſer Welt. Schau, es iſt doch hart, wenn man das ganze Leben verſpielt hat, wenn man ſo hineingeplumpſt iſt und weiß nicht, wie und warum. Soll man das hinnehmen und nicht mehr ändern? Wir ſind Beide ſo hineingeplumpſt.“

„Wer?“

„Wie ich Soldat geweſen bin, da hab' ich den alten Kammerdiener vom hochſeligen König kennen gelernt, er hat Freude an mir gehabt und hat mich nach und nach eingeſchoben, er hat ſchon gewußt, warum. Ich hab' gemeint, wunder was für ein Glück ich mache, daß ich ſeine Tochter heirathe; ich hab's zu ſpät gemerkt, es iſt eine kranke biſſige Perſon, die keinen guten Blutstropfen im Leib' hat. Soll ich jetzt mein Leben verſpielt haben und keine Lieb' mehr auf der Welt, weil ich mich ſo verunſchickt habe? Und Du auch. Du und ich, wir zwei — aber warum ſoll's jetzt zu ſpät ſein?“

„Du machſt ſchöne Späße, aber ſie ſind nicht ſchön; mit ſo etwas muß man keinen Spaß machen.“

„Ich mach' keinen Spaß. Soll jetzt alle Freude auf der Welt verloren ſein, weil wir dumm geweſen ſind? Da wären wir zweimal Narren.“

„Ich ſeh', Du ſprichſt ernſt.“

„Ja freilich,“ ſagte Baum, und ſeine Stimme zitterte.

„So? Da will ich Dir auch was ſagen. Wie kommſt denn Du dazu, meinen Hanſei zu beleidigen? Wenn's

auch ſo wäre, aber es iſt nicht ſo, wenn's aber ſo wäre, was meinſt Du? Wenn Du auch ſchöner wärſt oder manierlicher, biſt's aber nicht, das will ich Dir gerad heraus ſagen, aber ſei's meinetwegen, das geht mich nichts an; einen Braveren als meinen Hanſei giebt's nicht, und wenn's auch einen giebt, geht er mich nichts an; wir haben einander und wir gehören einander. — Gelt, Du haſt nur Spaß gemacht? Freilich einen blitzdummen. Sag's, daß Du nur Spaß haſt machen wollen. Ich könnt' ſonſt ja kein Wort mehr mit Dir reden. Und jetzt gute Nacht!"

„Nein, bleib' noch! Daß Du ſo brav biſt, jetzt gefällſt mir noch einmal. Wenn ich auch ſo eine Frau hätt'."

Es war eine mächtige Erregung über Baum gekommen. Er hatte anfangs mit den guten Worten nur geſpielt, aber allmälig hatte ſeine Stimme einen bewegten, zum Herzen ſprechenden Ton.

„Ich will Dir was geben," ſagte Walpurga und legte die Hand auf ſeine Schulter.

„Was denn? Einen Kuß?"

„Geh, ſchwätz nicht ſo. Du biſt jetzt ſo ordentlich geweſen. — Nein, ich will Dir was von meiner Mutter geben. Die ſagt immer: Wer nicht mit dem zufrieden iſt, was er hat, der wäre auch nicht mit dem zufrieden, was er haben möchte."

„Und das haſt Du von Deiner Mutter?"

„Ja, und die hat noch viele ſo gute Worte und das freut mich, daß Du Dich da dran halten kannſt. Wirſt ſehen, es thut Dir gut."

„Ja wohl! — Jetzt gieb mir aber auch nur einen einzigen Kuß dafür, weil ich so brav bin.“

„Ein närrischer Kerl,“ lachte Walpurga. „Jetzt will er brav sein und will gleich dafür was Schlechtes. Und wenn Du mir das ganze Schloß schenkst, mit Allem, was drin, und noch sieben Schlösser dazu, ich bin eine verheirathete Frau und gebe keinem andern Mann einen Kuß. Eine Hand geb' ich Dir, da, und jetzt gut' Nacht.“

Mit dem Gelöbniß, daß man gut Freund bleibe, trennte man sich.

Walpurga traf Mamsell Kramer in schweren Sorgen, denn das Kind jammerte und schrie. Erst der Gesang Walpurga's beruhigte es.

Unterdessen kehrte Baum wieder ins Schloß zurück. Er biß die Lippen zusammen und dachte in sich hinein: Es ist doch ein einfältiges, stockiges Ding, solch ein Bauernweib. Aber schön ist sie. Ich kann warten. Ich kenne den langen Weg. Sie wird schon kirre werden.

Viele Tage ging Walpurga an Baum vorüber, ohne aufzuschauen; auch Baum hielt sich zurück. Endlich aber, als er sie einmal wieder auf der Bank traf, sagte er rasch im Vorübergehen:

„Just bös brauchst Du mir nicht zu sein. Ich wüßte nicht, daß ich Dich beleidigt hätte; wenn ich's aber doch gethan habe, so verzeih' mir's.“

Walpurga sah wieder frei auf. Baum nickte und ging rasch von dannen.

Sechzehntes Capitel.

Der König war aus dem Bade zurückgekehrt. Er wurde feſtlich empfangen, aber er zog ſich bald mit ſeiner Gemahlin zurück und kam mit ihr in die Gemächer des Kronprinzen. Die Gatten ſtanden an der Wiege des ſchlafenden Kindes, hielten ſich an der Hand, ſchauten einander an und wieder auf das Kind.

„Giebt es ein Höheres, als ſo mit Einem Blick das gemeinſame Leben zu ſchauen?“ hauchte die Königin leiſe.

Der König umarmte ſie.

Das Kind erwachte; ſeine Wangen glühten und ſein Auge war hell.

Walpurga ſaß während deſſen in einer Ecke und weinte ſtill vor ſich hin. Jetzt mußte ſie zu dem Kinde; der König ging weg, die Königin blieb bei ihr.

„Du haſt geweint?“ fragte die Königin.

„Nur aus Freude, aus lauter Herzfreude. Kann's denn was Schöneres geben, als wie Sie da mit einander geſtanden?“

„Ich will Dir auch Deinen Mann kommen laſſen,“ erwiderte die Königin. „Schreib' ihm, er ſoll kommen, und Dein Kind und Deine Mutter können auch mitkommen.“

„Ja, Frau Königin, das wär' freilich ſchön, aber das koſtet viel Geld.“

Die Königin ſchaute betroffen auf, daß man ſich eine höchſte Freude verſagen muß, weil es Geld koſtet. Sie ſagte:

„Laß Dir nur vom Zahlmeister geben, so viel die Reise der Deinigen kostet. Ist hundert Gulden wol genug?“

„O mehr als genug; wenn aber die Königin mir das Geld schenken will, können wir es schon besser anwenden.“

Die Königin sah Walpurga erschreckt an — die Geldgier zerstört doch die tiefsten Regungen auch in den einfachen Herzen.

Walpurga merkte, daß sich das glückselige Gesicht der Königin veränderte, und begann:

„Ich will ehrlich sagen, warum ich's nicht will, auch wenn's nichts kostet. Frau Königin, mein Mann ist ein braver Mann, aber er ist eben ein bischen ungelenk, und es thät mich ins Herz hinein verdrießen, wenn ihn Einer hier auslachen thäte. Und meine Mutter, Frau Königin, der darf man das nicht anthun, sie ist jetzt sechzig vorbei, und ist seit ihrer Hochzeit nicht aus dem Ort gekommen, nicht weiter als ein paarmal nach Hohenheiligen zur Wallfahrt, drei Stunden von uns; nicht einmal heim ist sie seitdem gekommen, von wo sie her ist, nur eine Tagreise von uns, drüben über dem See, von der Grenze her; und da mein' ich, könnte man der Mutter am Leben schaden, wenn man sie wo anders hin thät', nur auf ein paar Tage. Das Beste wäre, wenn man's so macht, daß wir ganz in der Nähe von der Königin bleiben, alle miteinander; wir wollten gewiß die Meierei gut versehen, und mein Mann versteht das Vieh gut, er ist viele Jahre Handbub und nachher Ochsner gewesen auf der Alm.“

Walpurga redete, als müßte die Königin ſchon von dem Plan wiſſen, aber die Königin hörte nicht, was ſie ſagte; ſie war ganz verſunken in das Bewußtſein ihres neu aufgegangenen Familienglückes.

Tage vergingen und Walpurga erhielt nichts von dem Reiſegelde, das ihr die Königin geſchenkt hatte, und ſie wagte nicht, den Hofzahlmeiſter darum anzuſprechen. Sie wollte Baum ein Zeichen geben, daß ſie gut Freund mit ihm ſei, und erzählte ihm den Hergang.

„Es iſt beſſer," ſagte er mit kluger Miene, „Du nimmſt ein ſo kleines Geſchenk gar nicht. Sie meinen dann, ſie hätten Dich abgeſpeiſt. Geh' Du immer auf die Hauptſache los, auf die Meierei."

Walpurga war herzlich dankbar gegen Baum. Es iſt doch gar gut, wenn man im Schloſſe ſolch einen Freund hat; der iſt mit dem König, als er noch Prinz war, in Italien und Frankreich geweſen, der weiß, wie man mit ſolchen Herrſchaften fahren muß.

Im Schloſſe ging es nicht mehr ſo ruhig her, wie in den letzten Wochen. Das war vom Morgen bis zum Abend ein Rennen und Fahren, und bis in die tiefe Nacht hinein wurde gelacht, geſungen, geſcherzt; an den Bäumen hingen bunte Lampen, und weit hinaus in der Ebene und im Gebirge ſchimmerte die Sommerburg wie ein Zauberſchloß.

Schon früh am Morgen fuhren die Küchenwagen bald da, bald dorthin; heute wird auf einer Anhöhe im Walde, morgen in einer Thalſchlucht oder bei einem Waſſerfall getafelt.

In den Räumen, die Walpurga mit Mamſell

Kramer bewohnte, hörte man nichts von dem Lärm; es hieß nur: heute iſt wieder Alles ausgeflogen.

Der König war voll zarter Aufmerkſamkeit gegen ſeine Gemahlin, und ſchöner erſchien die Königin nie als jetzt, gehoben von Mutterglück und Gattenliebe.

Oft am Morgen, wenn der Tag noch jung und friſch war, und am Abend, wenn milder Thau ſich niederſenkte, ſah man den König ganz ohne Begleitung mit ſeiner Gemahlin am Arm im Park luſtwandeln, der Hof hielt ſich dann in der Nähe des Schloſſes.

Eines Abends, als der König mit ſeiner Gemahlin im traulichen Geſpräch dahinwandelte, ſagte die Königin:

„So an Deinem Arm iſt mir's ein Wonnegefühl, die Augen zu ſchließen und von Dir geführt zu werden, Du kannſt Dir nicht denken, wie wohl das thut.“

Der König ſprach ſein Glück aus über dieſe Hingebung, aber tief innen zuckte etwas und nannte dieſe Empfindungsweiſe unköniglich. Wie ganz anders wäre —

Nein, das wollte er nicht denken.

Die Königin erzählte viel von den allmäligen Sinneswahrnehmungen des Prinzen; der König hörte ihr aufmerkſam zu, aber ſeine Aufmerkſamkeit war mehr Höflichkeit. Schon nach der erſten Woche zog ſich die Königin von den vielen Ausfahrten zurück und blieb im Schloſſe, ſie hatte keine rechte Freude an der Unruhe.

Die Königin ließ Walpurga mit dem Kinde bald da, bald dorthin in den Park und auf die Anhöhe hinter dem Schloſſe kommen, wo ſie Baumgruppen, die Umgebung des Teiches mit den Schwänen, das Schloß, die Capelle und einzelne Fernſichten zeichnete.

Eines Morgens saß man im Gartensalon beim Frühstück, da sagte der König:

„Es war ein schöner Wetteifer, als Du mit Gräfin Irma gemeinschaftlich zeichnetest. Eure beiden Naturen zeigten sich ganz in der Art, wie ihr dieselben Gegenstände aufnahmt.“

„Ja, wir haben das auch oft bemerkt. Ich zeichne vielleicht die Details genauer und schärfer, aber Gräfin Irma hat mehr Freiheit im gesammten Aufriß. Ich vermisse die gute Gräfin sehr.“

„So wollen wir ihr schreiben, daß sie wieder kommen muß, und zwar sofort. Wir wollen ihr eine Collectivnote zugehen lassen. Meine Herren und Damen, wir Alle schreiben jetzt einen Brief an die Gräfin Irma!“

„Lassen Sie Schreibzeug hergeben!“ rief er einem Kammerherrn zu. Es war schnell zur Hand und der König schrieb:

„Holde Gräfin, flüchtiger Vogel! Endlich weiß ich, welch ein Vogel Sie sind: eine wilde Taube. Entspricht Ihnen dieser Gegensatz? Wild und doch eine Taube! — Kommen Sie, die ganze Schaar Ihrer Waldgefährten läßt den Kopf hängen, bis Sie wieder hier sind. Eilen Sie zu uns auf Flügeln des Gesanges.“

Der König reichte der Königin das Blatt und sagte: „Nun schreib' Du.“

„Ich kann nicht schreiben, wenn Jemand abei ist,“ erwiderte die Königin, „ich bringe kein Wort heraus. Ich werde ihr ein besonderes Briefchen schreiben.“

Ueber die Mienen des Königs zuckte eine raſche, kaum merkbare Verſtimmung; er bemeiſterte ſie.

„Wie Du willſt,“ ſagte er in verbindlichem Tone; aber innerlich war er tief ärgerlich über dieſe ewige Empfindſamkeit.

Die Cavaliere und Hofdamen ſchrieben Alle, Jeder einige Zeilen, Jeder einen flüchtigen Scherz.

Die Oberhofmeiſterin aber hatte ſich davongeſchlichen.

Unter Lachen und Scherzen wurde der ganze Bogen vollgeſchrieben, und jetzt ſagte der König:

„Es fehlt noch die Hauptperſon, die Walpurga muß der Gräfin auch noch ſchreiben. Das iſt die Stimme des Volks, die am meiſten auf ſie wirkt. Laſſen Sie die Walpurga herabkommen!“

Baum wurde ſofort nach Walpurga geſchickt.

Unterwegs erkärte er ihr, um was es ſich handle.

Walpurga war gar nicht ſcheu unter dem verſammelten Hofe.

„Willſt Du lieber allein auf Deinem Zimmer ſchreiben?“ fragte der König, und gab damit doch eine Gereiztheit gegen ſeine Frau kund.

„Ich ſchreib', wo man's verlangt, aber ſchön kann ich's eben nicht.“

Walpurga ſetzte ſich und ſchrieb:

„Wenn's der Herr Vater erlaubt, wird mich's rechtſchaffen freuen, wenn meine Gräfin Irma wieder da iſt. Ich hab' im Herzen Heimweh nach ihr.

Walpurga Andermatten.“

Der König las und ſagte: „Schreib' auch noch hieher: Es wird mir und dem Prinzen gut thun,

wenn Sie wieder da sind; Sie machen uns Beide fröhlicher."

„Herr König," sagte Walpurga, „Sie sind aber gescheidt! Das ist ganz wahr, was Sie da sagen; jetzt thun Sie mir den Gefallen und dictiren Sie mir's, ich kann's nicht so gut setzen, aber ich kann ganz gut Dictat schreiben, ich hab's bei der Mamsell Kramer gelernt, ich hab's auch früher in der Schule gekonnt, aber später wieder vergessen."

„Nein," erwiderte der König, „schreib' Du nur, wie's Dir im Sinne ist. Meine Damen und Herren! Lassen wir die Walpurga allein, und gehen wir nach der Veranda."

Walpurga saß allein im großen Frühstückssaal und biß auf die Feder, sie konnte die Worte nicht mehr finden. Da hörte sie ein Geräusch, sie schaute um, Baum stand unter der Thür.

„Komm' her," rief sie, „Du kannst mir helfen, Du hast doch Alles gehört?"

„Ja wohl," entgegnete Baum und dictirte Walpurga die Worte des Königs. Sie ging hinaus und übergab den Brief dem König.

Er lobte sie, daß sie die Worte so gut gesetzt. Sie wollte sagen, daß ihr Baum geholfen, aber man muß nicht Alles sagen, warum sollte man nicht ein Lob hinnehmen für etwas, was auch so hätte sein können?

Walpurga lächelte über ihre Klugheit, als sie nach ihrem Zimmer zurückging. Der König wird ihr gewiß die Meierei geben. Er hat's gesehen, sie kann Alles gut aufschreiben und gut Buch führen.

Die Königin brachte ihren ſchnell hingeworfenen Brief in den Garten, es war ein fliegendes Siegel darauf; ſie übergab ihn dem König und ſagte: „Willſt Du ihn leſen?“

„Iſt nicht nöthig,“ ſagte der König und ſchloß das fliegende Siegel.

Nachdem der Brief geſchrieben, war unter den Hofdamen ein endloſes Kichern; das zwitſchert und ſchwatzt durcheinander und neckt ſich, und hüpft wie ein Trupp Sperlinge, die irgendwo einen aufgeſprungenen Kornſack entdeckt haben. Bald zerſtreuen ſie ſich, und Damen, die ſich ſonſt gar nicht leiden mochten, ſind überaus gute Freundinnen, gehen Arm in Arm im Park auf und ab, und andere ſtehen zuſammen, man kann ſich heute nicht trennen, man hat ſich ſo viel zu ſagen; noch ſprechen Alle gut von Irma, noch iſt jede ihre beſte Freundin, aber durch eine kleine Seitenbewegung hält man ſich die Wege offen, es kann auch anders werden.

In wenigen Tagen hatten ſich Leben und Stimmung auf dem Sommerſchloſſe verändert. Der König und die Königin hatten ſich beim Wiederſehen begrüßt, als wären ſie neu vermählt, es war eine Glückſeligkeit ohnegleichen; bald aber trat wieder, oder jetzt eigentlich zum Erſtenmal ſcharf, eine Unzuträglichkeit heraus, die unumwunden mit Einem Worte bezeichnet iſt: die Königin war ihrem Gemahl langweilig. — Er erkannte mit gerechter Würdigung ihre erhabene und edle Erſcheinung, jedes ihrer Worte, jeder ihrer Gedanken iſt der Ausfluß der reinſten Empfindung; aber dieſe

Gehobenheit, die im Alltäglichen immer etwas Beſonderes hat, das ſich gar nicht bemeſſen ließ, dies Beſtreben, immer Alles innig und tief bis in den letzten Grund durch zu denken, immer Aufmerkſamkeit für die beſondere Empfindungsweiſe heiſcht, nichts von leichtem, neckiſchem, ſelbſtgefälligem, ſpielendem Weſen, dieſe Tempelſtille des Naturells, dies ewige Thronen auf der Höhe der Dinge — das war wohl ſchön und zu Zeiten auch anmuthend, aber in ſolcher unausgeſetzten Beſtändigkeit für den König langweilig; die Königin hatte keine Schaumperlen, die ſich raſch ſchlürfen ließen und für einen Moment belebten.

Der König aber liebte die Abwechslung, das heiter Spielende, das Scherzhafte, Räthſelvolle, Launiſche, über Hinderniſſe hinweg zu Erobernde.

Und was er an der Königin vermißte, das Alles fand er in der Erinnerung an Irma. Gewiß, er war ſich bewußt, ſeine Gattin treu zu lieben; er ehrte das freie, ſchöne Naturell Irma's, und warum ſollte man ſich nicht ihres Umganges erfreuen?

Sie kommt, ſie bleibt bei uns, ſie bringt neues, friſches Leben! dachte er, als er den Courier, der das Schreiben an Irma beförderte, die Landſtraße im raſchen Trabe dahinreiten ſah.

Am Mittag fuhr der König ganz allein mit der Königin ſpazieren. Er ſelber lenkte die Pferde und ſaß neben ihr. Nur zwei Reiter folgten hinterdrein.

Der König war überaus liebreich und die Königin glücklich. Der König war ſich innerlich einer leiſen Abirrung bewußt, und nun doppelt liebevoll. Er ſah

seiner schönen Frau hellen Blickes in die strahlenden Augen.

So soll es immer sein, so rein und frei mußt du ihr immer in die Augen schauen können.

Siebzehntes Capitel.

„Majestät," sagte am andern Morgen die Oberhofmeisterin, als man nach dem Frühstück im Park lustwandelte, „Majestät, ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, daß ich den Brief an die Hofdame Ihrer Majestät der Königin nicht mit unterschrieben habe."

„Sie haben nicht?" erwiderte der König. Das starre, feine Antlitz der alten Frau zeigte keine Veränderung bei diesen Worten, und doch hätte es sie verletzen können, daß ihre fehlende Unterschrift nicht bemerkt wurde. Sie befolgte aber vor Allem das oberste Hofgesetz: jedes persönliche Empfinden zu verleugnen und dadurch auch jede Empfindlichkeit zu vermeiden; sie fuhr, nach der Hofweise den Tadel in Lob verkleidend, ruhig fort:

„Diese Einladung ist eine geniale Laune und Gnade Eurer Majestät, aber das Genie ist immer ohne Gefolge. Majestät werden mir als Ihrer mütterlichen Freundin, mit welchem hohen Titel Sie mich oft beehrten, wol erlauben, zu bemerken, daß es weder den Cavalieren noch den Damen zusteht, ihre Namen unter einen außergewöhnlichen Scherz Eurer Majestät zu setzen. Es soll der Umgebung nicht Veranlassung

gegeben ſein, Eurer Majeſtät hohem Sinn die Vermuthung anzudichten, daß dieſe Berufung, weil ſo öffentlich und laut, eigentlich eine geheime und ſtille.“

Der König ſah die Oberhofmeiſterin betroffen an; aber er that als ob er nicht merke, daß die Oberhofmeiſterin die Maske durchſchaue.

„Ich wiederhole Ihnen, gnädige Frau, Sie hätten auch ins Bad reiſen ſollen, Sie ſehen alle Dinge ſo ſchwer, ſo gewichtig an; aber wenn man, wie ich, eben aus dem Bade kommt, iſt Alles ſo leicht und frei beſchwingt.“

„Majeſtät, ich nehme die Dinge nicht ſchwer, es iſt nur meines Amtes, die feſten Normen für das hohe Leben Eurer Majeſtät immer wieder neu zu betonen.“

„Thun Sie das nicht zu ſehr?“

„Majeſtät, die Etikette iſt der unſichtbare, aber nicht minder bedeutſame Kronſchatz; man ſchmilzt die kunſtreichen und hochgeſchichtlichen Schätze nicht ein zu neuen Münzen, ſie müſſen ſorgfältig bewahrt werden, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Das Schloß iſt der höchſte Punkt im Lande, wo man immer von Allen geſehen wird und ſo leben muß, daß man geſehen werden kann.“

Der König hörte dieſer Auseinanderſetzung nur wenig zu, denn er dachte ſich hin zu Irma, die jetzt den Brief erhielt. Sie iſt aufgewacht, ſie ſteht allein oder ſitzt neben dem menſchenfeindlichen Alten auf dem Söller des Schloſſes im Gebirge, der Brief kommt und ſie iſt umflattert wie von einer Schaar zwitſchernder

und ſingender Vögel, die ſich ihr auf Hände, Schultern und Kopf ſetzen. Schade, daß man nicht ihr wonniges Lächeln ſehen kann. . .

Der König hatte recht geſehen. Irma ſaß beim Vater und ſchaute träumend hinaus ins Weite. Was ſollte aus ihr werden? Wenn nur der Vater befehlen möchte: Du mußt hier bleiben. Aber immer ſich ſelbſt entſchließen! Wenn ein Gatte ihr befehlen möchte! Aber Baron Schöning würde ihr Unterthan ſein, und ſie hätte die doppelte Schwere des Lebens. Da meldete die Schaffnerin einen reitenden Boten, der ſo eben angekommen.

Der Courier trat ein, übergab den Brief, und ſagte, er werde auf Antwort warten. Irma las und lachte laut auf, ſie legte den Brief auf den Schoß, nahm ihn wieder auf, las und lachte abermals. Der Vater ſah ſie betroffen an

„Was iſt? Was haſt Du?“

„Da lies!“

Der Vater las, ſeine Mienen veränderten ſich nicht.

„Was willſt Du nun thun?“ fragte er.

„Ich meine, ich muß ſolchen Bitten gehorchen, ja ich muß. Aber kann ich, ohne daß Du mir Vorwürfe machſt, heimkehren?“

„Wenn Du keinen Vorwurf in Dir mitbringſt, immer.“

Irma klingelte und befahl der Schaffnerin, ihrem Kammermädchen mitzutheilen, daß ſie Alles zur Abreiſe herrichten ſolle; man möge den Courier gut bewirthen und ihm ſagen, daß man noch am Abend ein Stück Weges zurücklege.

„Bist Du mir böse, Vater?

„Ich bin nie böse, ich bedaure nur, daß so wenig Menschen sich von ihrer Vernunft regieren lassen. Aber mein Kind, sei ruhig, wenn diese Entscheidung das Gebot Deiner Vernunft ist, mußt Du ihm folgen. Trage nur ruhig alle Consequenzen, wie ich sie trage. Laß uns jetzt noch die wenigen Stunden in Friede und Ruhe beisammen sein. Die gegenwärtige Stunde ist Leben."

Irma gab dem Kammermädchen und dem Kabinets-Courier noch mancherlei Anweisungen, aber immer war's ihr, als ob sie noch etwas vergesse und zurückließe, was ihr erst einfallen würde, wenn sie fort sei.

Vater und Tochter saßen noch in trauter Gemeinschaft beim Mittagstisch. Der Wagen war gepackt, man schickte ihn eine Strecke voraus, er sollte im Thale warten. Der Vater gab Irma das Geleite den Berg hinab; er sprach heiter mit ihr; bei einem Apfelbaum am Wege sagte er:

„Kind, hier laß uns Abschied nehmen. Das ist der Baum, den ich am Tage Deiner Geburt gepflanzt, er ist oft die Grenze meines Abendganges."

Sie standen still. Ein Apfel fiel vom Baum ins Gras zu ihren Füßen. Der Vater hob ihn auf und gab ihn seiner Tochter.

„Nimm diese Frucht mit von der heimathlichen Erde. Sieh, der Apfel löst sich ab vom Baum, weil er reif geworden, weil der Baum ihm nichts mehr geben kann. So auch der Mensch von Heimath und Familie. Aber der Mensch ist mehr als eine Baumfrucht. Nun, mein

Kind, nimm Deinen Hut ab, laß mich noch einmal Dein ganzes Haupt umfaſſen. Niemand weiß, wenn ſeine Stunde kommt, da er aufgeht ins All. So, mein Kind, ich halte Dein liebes Haupt, weine nicht, oder weine. Ich wünſche, daß du dein Leben lang nur über Andre, nie über dich ſelbſt weinen mögeſt.“ Er ſtockte, dann faßte er ſich und fuhr fort:

„Und wie ich Dein Haupt jetzt halte und meine Hand auf alle Deine Gedanken legen möchte, ſo bleib auch Du ſtets Dir ſelbſt getreu! Ich möchte dir all mein Denken geben; behalte jetzt nur das Eine: Laß nur ſolche Freuden über dich kommen, deren Erinnerung dir eine Freude ſein kann. Behalte das! Nimm dieſen Kuß! — — Du küſſeſt ſtürmiſch. Mögeſt Du nie einen Kuß geben, bei dem nicht Deine Seele ſo rein und voll iſt wie jetzt. Leb wohl!“

Der Vater wendete ſich ab und ging den Berg hinan. Er ſchaute nicht mehr um.

Irma ſah ihm nach, ſie erbebte, es zog ſie, ſie wollte wieder umkehren, ihm nach und bei ihm bleiben, für immer. Aber ſie ſchämte ſich ihres Wankelmuths. Sie dachte an die nächſte Stunde, an die nächſten Tage, wie das ſein würde, wenn ſie wieder die Koffer auspacken laſſe, wenn ſie ſo vor allen Dienern und vor dem Vater ſelber — nein, es mußte ſein! Sie ging weiter. Sie ſaß im Wagen, der Wagen rollte fort, und nun war ſie nicht mehr ihr eigen, eine fremde Kraft hatte ſie aufgenommen . . .

Es war am andern Mittag als Irma auf dem Sommerſchloß ankam. Das Schloß war ſtill. Niemand

kam ihr entgegen, als der alte Kastellan, der schnell seine lange Pfeife wegstellte.

„Wo sind die Herrschaften?“ fragte der Courier.

„Es wird heute auf der Teufelskanzel gespeist,“ lautete die Antwort.

Da tönte vom Garten her ein Schrei.

„Meine Gräfin, o meine Gräfin ist da!“ schrie Walpurga, küßte ihr die Hände und weinte vor Freude. „O, jetzt geht erst die Sonne auf, jetzt wird's erst Tag.“

Irma beruhigte die Hochaufgeregte. Diese aber sagte: „Ich will gleich zur Königin, sie allein ist daheim und sitzt droben auf dem Berge und malt. Sie geht überhaupt nicht gern auf die Kirchweihfahrten, hier ist alle Tage Kirchweih.“

Irma befahl Walpurga, der Königin noch nichts mitzutheilen, sie werde selber zu ihr eilen. Sie ging auf ihr Zimmer und saß dort lange und einsam, still in sich gekehrt. Es war ihr zu Muthe, als hätte sie eine Freundeshand ausgestreckt und Niemand faßt sie.

Draußen rückte man die Koffer hin und her, und plötzlich stand eine Erinnerung vor ihr, wie sie damals, ein verlassenes Kind, schwarz gekleidet in ihrem Zimmer saß, und im Nebengemach rückte man den Sarg ihrer Mutter.

Warum traf sie das jetzt? Sie stand auf — sie konnte nicht mehr allein sein. Sie wechselte rasch ihre Toilette und eilte zur Königin.

Diese sah sie von fern und ging ihr entgegen. Irma beugte sich nieder und wollte ihr die Hand küssen.

Die Königin aber hielt sie empor, umschlang sie und drückte ihr einen innigen Kuß auf die Lippen.

„Sie allein durften die Lippen berühren, die mein Vater geküßt," sagte Irma, oder vielmehr sie sagte es nicht, sie bewegte nur leise die Lippen zu den Worten; tief in ihrer Seele aber stieg der Gedanke auf: „Sterben wirst du eher, tausendmal, ehe du dies heilige Herz betrübst!"

Der Gedanke machte ihr Antlitz durchleuchten, und die Königin rief entzückt aus:

„O wie schön sind Sie jetzt, Gräfin Irma, wie strahlen Sie!"

Irma schlug die Augen nieder und kniete an der Wiege des Kindes. Ihre Augen waren so voll Glanz, daß das Kind nach ihnen griff.

„Er hat Recht," sagte Walpurga, „er greift schon gern nach dem Licht, und ich meine, Ihre Augen sind größer geworden."

Irma ging mit Walpurga und entschuldigte sich bei ihr, daß sie die Gstadlhütte nicht besucht habe. Sie erzählte dann von ihrer Freundin im Kloster.

„Und wie geht's Ihrem Vater?" fragte Walpurga.

Irma erschrak; selbst die Königin hat nach ihrem Vater gefragt, nur Walpurga that es.

Sie erzählte von ihm, und daß er die Mutter der Walpurga kenne, und auch deren Bruder, der manchmal im Walde Pech siede.

„Ja, das ist ein Bruder von meiner Mutter. Also den kennen Sie auch?"

„Ich nicht, aber mein Vater."

Walpurga erzählte vom Ohm Peter, genannt dem Pechmännlein und gelobte, ihm auch einmal etwas zu schicken; das arme Männchen hat's gar schlimm auf der Welt. Es ist doch schrecklich, die Zenza hat den Muth gehabt, da her zu kommen ins Schloß, aber das Pechmännlein leidet lieber Hunger und Noth.

Während Walpurga noch sprach, trat die Königin wieder herzu, und wie sie an die Wiege kam, strampelte ihr der Prinz mit Händen und Füßen entgegen. Die Königin beugte sich nieder, richtete ihn auf, und Walpurga rief:

„Herr Gott! Am ersten Tag, wo unsere Gräfin wieder da ist, kann unser Prinz zum Erstenmal sitzen. Ja, sie kann Alles aufrichten!"

Innig und wohlgemuth saßen die Königin und Irma beisammen.

Am Abend war fröhlicher Willkomm der von der Teufelskanzel Heimkehrenden. Irma hörte erst jetzt, daß ihr Bruder nicht am Hofe sei; er hatte im Bade die Baronin Steigeneck und deren Tochter kennen gelernt und war nun zum Besuche bei denselben.

Der König begrüßte Irma sehr formell, die Oberhofmeisterin hätte nichts dagegen bemerken können, und wie hätte er auch anders gekonnt, da die Königin sagte:

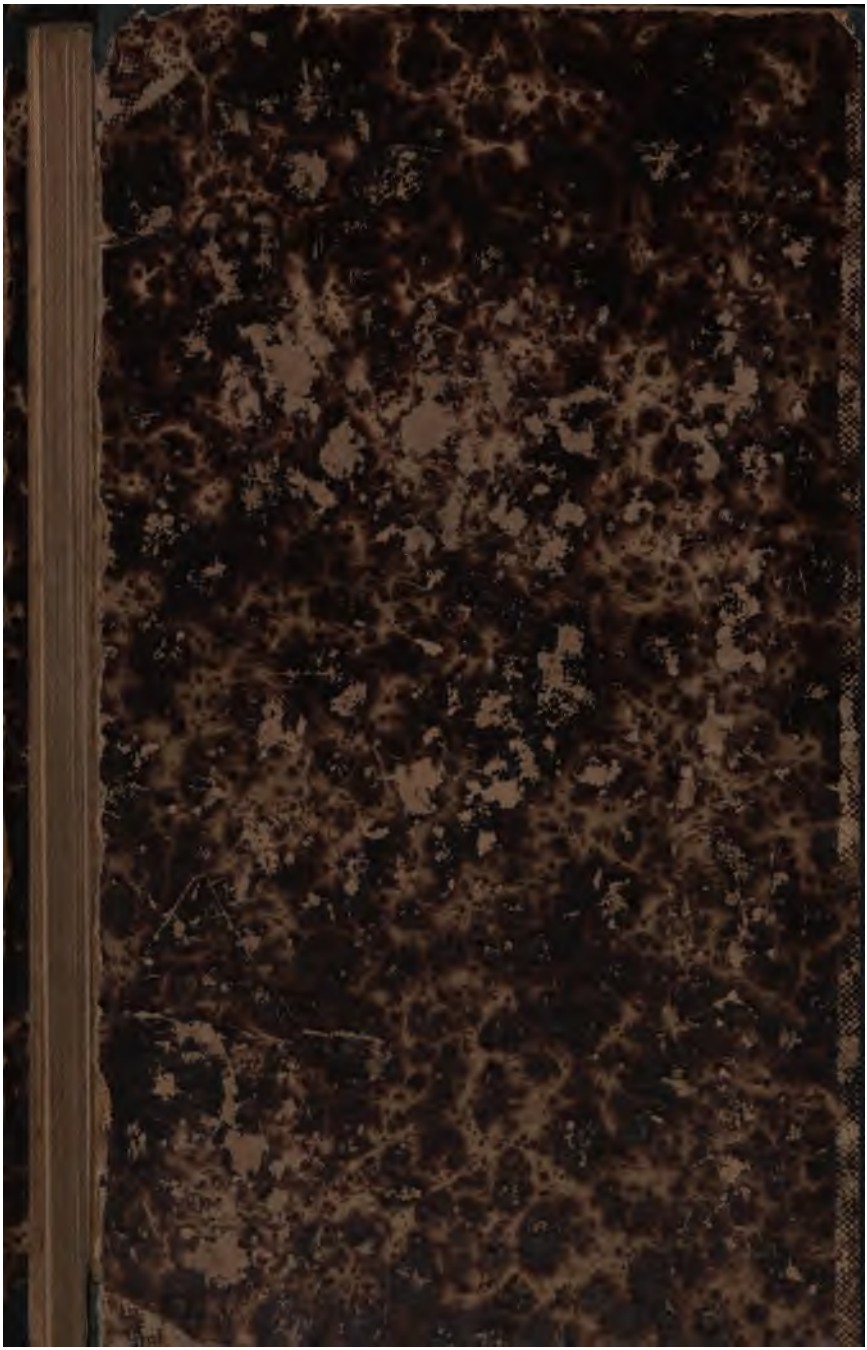
„Ich kann gar nicht sagen, wie glücklich mich die Ankunft unserer Gräfin macht; wir hatten heute innerlichst heimathliche Stunden miteinander."

Am Abend ließ der König ein Feuerwerk abbrennen, das er zur Ankunft der Gräfin hatte bereiten lassen. Weit in der Umgegend standen die Menschen und

betrachteten mit Entzücken die vielfarbigen Feuergarben, die zum Himmel aufstiegen. Zuletzt glänzte der Namenszug der Gräfin Irma, von einer Schaar Bergschützen in die Höhe gehalten. Die Feuer prasselten, aus verbergendem Gebüsche tönte Musik, die von ferne durch ein bereit gehaltenes Echo erwidert wurde. Mitten unter hellem Glanz und lautem Klang mußte Irma immer nur das Eine denken: „Wie lebt jetzt dein Vater?“

Graf Eberhard aber saß auf seinem Schlosse im Gebirge am Fenster, schaute in die Nacht und den Sternenhimmel und sagte für sich: Jeder Mensch, der in der Ewigkeit lebt, ist einsam, einsam für sich, wie die Sterne dort im Aether; jeder durchzieht seine eigene Bahn, und sie wird nur bestimmt durch Anziehung und Abstoßung der Weltkörper um ihn herum . . .

In der Nacht träumte Irma: Ein Stern vom Himmel war niedergefallen, gerade auf ihre Brust; sie faßte nach dem Stern, aber er entschwebte und verwandelte sich in eine Menschengestalt, die abgewendet stand und rief: Du bist auch einsam!

UNIV. C.

JUN 18 1913